Heimat-Geschichte für Leipzig

Die führenden Forscher auf dem Gebiet der Leipziger Heimatgeschichte legen das **erste umfassende geschichtliche Heimatbuch** für **Leipzig** und den Leipziger Kreis vor!

Ein wertvolles Heimatbuch für Schule und Familie!

Universitätsprof. Dr. R. Kötzschke, Prof. D. Dr. Ernst Kroker, Dr. Walter Lange, Kustos des Stadtgesch. Museums, Dr. Johannes Richter, Kustos des Museums für Völkerkunde, Dr. Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, erzählen, wie sich die

Leipziger Heimat

von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart

geschichtlich entwickelt, wie sich die **Leipziger Heimatscholle** unter der zähen Arbeit von Generationen **vom Jagdgrund der Eiszeit zur Stätte deutscher Kultur** gewandelt hat. Zahlreiche zum Teil noch unveröffentlichte **Bilder** ergänzen die Erzählung.

Heimatgeschichte für Leipzig

und den Leipziger Kreis

Bearbeitet von

Universitätsprofessor Dr. Rudolf Kötzschke,
Professor D. Dr. Ernst Kroker, Kustos Dr. Walter Lange,
Kustos Dr. Johannes Richter, Direktor Dr. Friedrich Schulze
in Leipzig

Herausgegeben von

Dr. Karl Reumuth
Dozent am Pädagogischen Institut in Leipzig

Mit 9 Abbildungen im Text, 24 Bildertafeln
und 2 Plänen

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
Leipzig 1927

Das Signet auf dem Umschlag ist eine Nachbildung
des ersten Stadtsiegels aus dem Jahre 1287 (vgl. Tafel XI).

Vorwort.

Der Plan für dieses Buch ist aus der Arbeit in der neuen Lehrerbildung erwachsen. Aus verschiedenen pädagogischen Motiven wird jetzt stärker denn je von der Schularbeit eine Vertiefung in die Heimatgeschichte gefordert. Die pädagogische Forschung kommt nach eingehender Besinnung über die Bedingungen und Aufgaben der Erziehungsarbeit erneut zu der Überzeugung, daß die erzieherischen Bemühungen nur dann ersprießlich sein können, wenn sie die wertvollen Kräfte, die in den natürlichen Lebenszusammenhängen der Familie, der Heimat und des Volkstums wirksam sind, in ihren Dienst stellen und wenn sie die Jugend in diese Zusammenhänge eingliedern und ihr damit den Wurzelboden geistigen und sittlichen Wachstums zu geben suchen.

Die Forderung der Heimaterziehung ist freilich in den Schulen der Großstadt viel schwerer zu erfüllen als in denen der kleineren Städte und ländlichen Bezirke. Die seelische Ansiedelung der Jugend vollzieht sich hier natürlicher und leichter als in der Großstadt; die Dorfjugend verwächst im Spiel und in der Arbeit mit der Heimatscholle und mit den Dorfgenossen, sie teilt Freud und Leid der Dorfgemeinde, und wie auch das spätere Schicksal die einzelnen führen mag, immer wird das Erlebnis der Dorfheimat in ihrer Seele nachschwingen. In der Großstadt bleibt der Zusammenhang der menschlichen Lebensbezüge dem Blick hinter dem sinnbetäubenden äußeren Treiben verborgen; die Lebensformen werden schematisch und gleichen sich mehr und mehr international aus. Trotz enger räumlicher Nachbarschaft bleiben die Menschen in der Vereinzelung. In dieser Lebensluft kann das Heimaterlebnis nur sehr schwer gedeihen, die Menschen leben von der Oberfläche her, und die Seele verknüpft sich nur selten mit ihrem Lebensraum und ihrer Lebensumgebung. Von diesen Überlegungen aus zeigt sich die erzieherische Bedeutung, die die Heimatgeschichte erlangen kann: Sie wird uns helfen, die Jugend zu einem tieferen und reicheren Heimaterleben zu führen; sie vermag die Augen zu öffnen für die lebensvollen Beziehungen, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen, sie wird den Blick auf alles das lenken, was in der Stadt von urwüchsiger Lebens- und Werkgestaltung vergangener Zeiten und Generationen erzählt.

Damit zeigt sich auch die Bedeutung, die die Heimatgeschichte zugleich für den Geschichtsunterricht hat. Dieser Unterrichtszweig hat schon immer in dem Bestreben, an das Naheliegende anzuknüpfen, den Anschluß an die Heimatgeschichte gesucht, aber die Betonung kulturgeschichtlicher Betrachtungsweise, die sich vor allem nach dem Weltkrieg durchsetzt, und die vertiefte Einsicht in das Wesen der Geschichte überhaupt, geben der Heimatgeschichte eine besondere didaktische Bedeutung. In der Geschichte offenbart sich die Lebensform des tätigen Menschen, in der geschichtlichen Welt ist nichts von allein geworden, sondern hinter allem Kulturwerden steht die menschliche Aktivität. Der Mensch ist tätig in der Arbeit, unter dem Zwang der Notwendigkeit muß er für seine Selbsterhaltung sorgen; er ist aber auch tätig im freien Spiel der Kräfte und sucht in ihm sein Leben über den Alltag zu erhöhen. So zeigt die Geschichte, wie sich das Wertschaffen und die Wertsehnsucht des Menschen vielgestaltig äußern, sie zeigt uns, wie er siedelt und sein Leben wirtschaftlich sichert, wie er seine Seele im künstlerischen Gestalten erhebt, wie er sowohl im grübelnden Denken als auch in kultischen Handlungen den Sinn des Lebens zu fassen sucht, wie er Sitte und Recht begründet und weiterbildet, wie er in seinem Zusammenleben mit den Mitmenschen immer neue Formen der Herrschaft und Gemeinschaft sucht.

Wenn die Jugend in dieser Weise den Aufbau der geschichtlichen Welt erkennen soll, wenn sie die Lebensform des tätigen Menschen als das eigentlich geschichtliche Agens erfassen und die Spannung und Beseligung nacherleben soll, die den Menschen beim Gestalten seines Werkes erfüllt, so muß der Geschichtsunterricht wirklichkeitsnahe bleiben. Wo könnte aber die Jugend die Daseinsbedingungen, unter denen die Generationen vor ihr geschafft haben, besser erkennen als in der Heimat? Wo hätte sie besser Gelegenheit, die Arbeitsleistungen der Vergangenheit zu erfassen als an den heimatlichen Kulturstätten? Bei einer derartigen Geschichtsbetrachtung wird sich zeigen, daß die geschichtliche Welt nicht nur durch heroische Taten aufgebaut wird, sondern daß auch zähe Alltagsarbeit zeitüberlegene Werte zu schaffen vermag. So wird die Geschichte einer deutschen Stadt viele kleine Züge aufweisen und von unscheinbarer Arbeit im kleinen erzählen, sie wird aber auch zeigen, daß in dem Wirkungsaustausch der Zeiten und Generationen nichts verloren geht, daß die Arbeit im Alltag das Schicksal der Stadtgemeinde und damit des Volksganzen erst eigentlich bestimmt und daher verantwortungsbewußt und verantwortungsfreudig geleistet werden muß. Bei dieser Einstellung wird sich die wichtige Einsicht vertiefen, daß wir mit unserer Arbeit nicht in geschichtlicher Isolierung bleiben, sondern daß die Vorgänge in den Städten, die Leistungen des Bürgertums hineinwirken in das Staatsleben und in die Kulturentfaltung des Volkes. Und

wenn es auch nicht möglich ist, die weltpolitischen Vorgänge lediglich im Gesichtswinkel der Heimatstadt zu betrachten, so muß doch gezeigt werden, wie sie das Leben der Heimat bewegen, wie sie es fördern oder gefährden können und wie wiederum das Leben des Staates getragen wird von Kräften, die sich besonders in den Städten entfalten. So wird die Heimatgeschichte eine Erziehungsaufgabe erfüllen, die wir in unseren Tagen als die dringlichste bezeichnen müssen: Sie wird die heranwachsende Jugend ahnen lassen, daß wir einerseits mit unserem Einzelleben unlösbar eingefügt sind in die kulturelle Werkgemeinschaft des Volkstums und der Menschheit und daß andererseits die kulturelle Lebensentfaltung der Sicherung und Regulierung durch den Staat bedarf. Der Wille zur Werkgemeinschaft der Kultur und die verantwortungsfreudige Staatsgesinnung müssen miteinander wachsen.

Im Hinblick auf diese bedeutsamen Bildungswerte, die in der Heimatgeschichte liegen, ist es ganz selbstverständlich, daß sich die Vorbereitung für das Lehramt an der Volksschule eingehend mit ihr befassen muß. Leider war bisher in Leipzig die praktisch-didaktische Verwirklichung dieser Gedanken dadurch erschwert, daß eine zusammenhängende, die Breite des kulturellen Lebens erfassende Heimatgeschichte noch nicht vorhanden war. Dies mag darauf zurückzuführen sein, daß die Fülle geschichtlichen Lebens, die der Entwicklungsgang der Leipziger Heimat umspannt, von einem einzigen Forscher kaum erfaßt werden konnte. Der Unterzeichnete hielt es darum für empfehlenswert, den Plan einer Heimatgeschichte für Leipzig in arbeitsteiliger Weise zu verwirklichen, und er suchte einige namhafte Kenner der geschichtlichen Vergangenheit unserer Stadt für die Bearbeitung des vorliegenden Buches zu gewinnen; denn nur so konnte bei aller Kürze der Darstellung die wissenschaftliche Zuverlässigkeit gewährleistet werden. Bei den Herren Universitätsprofessor Dr. Rudolf Kötzschke, Professor D. Dr. Ernst Kroker, Dr. Walter Lange, Dr. Johannes Richter und Direktor Dr. Friedrich Schulze fand der Herausgeber ein freundliches Verständnis für die Notwendigkeit einer zusammenfassenden Darstellung der Leipziger Heimatgeschichte, und er dankt ihnen an dieser Stelle für die Bereitwilligkeit und Hingabe, mit der sie neben laufenden wissenschaftlichen Verpflichtungen die einzelnen Abschnitte bearbeitet haben. Der Leser mag selbst darüber entscheiden, wieweit es den vorbereitenden Besprechungen der Richtlinien für die Bearbeitung gelungen ist, eine gewisse Einheitlichkeit der Erzählung zu erreichen.

So berichtet denn die vorliegende Heimatgeschichte davon, wie in der Leipziger Tieflandsbucht, die in grauer Vorzeit ein „Dorado der Eiszeitjäger" gewesen sein mag, in rastloser Arbeit von Generationen eine deutsche Stadt entsteht, wie sie sich, im Herzen Deutschlands gelegen, zur Universitäts- und Welt-

Handelsstadt entwickelt, wie sie zu einer Stätte wird, an der sich in vielfältiger Weise die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des Volkes zum Kulturschaffen sammeln und ein reicher Wirkungsaustausch zwischen Heimat und Welt, zwischen Volkstum und Menschheit vollzieht.

Der geographische Rahmen, in dem sich die Erzählung bewegt, verengert sich naturgemäß von Jahrhundert zu Jahrhundert; sie erstreckt sich im Anfang auf einen Kreis, der sich etwa von Naumburg im Westen bis Meißen im Osten spannt. Bei der zunehmenden Konzentration des kulturellen Lebens in der aufblühenden Großstadt ist es natürlich, daß sich die Erzählung gegen Ende hin nur noch auf das Gebiet, das durch das Weichbild der heutigen Stadt begrenzt wird, bezieht.

Wenn das Buch auch zunächst aus pädagogischen Absichten entstanden ist, so soll es doch nicht nur für die Schule geschrieben sein, es möchte ein heimatliches Volksbuch werden und zu seinem Teile dazu beitragen, das Heimatsgefühl seiner Leser zu vertiefen und die Tradition der Tatbereitschaft und Opferfreudigkeit, von der die Geschichte unserer Stadt berichtet, neu zu beleben. Das Buch möchte zugleich den Blick auf die geschichtlichen Denkmäler, die sich in großer Zahl in der Stadt und ihrer Umgebung finden, lenken und zu geschichtlichen Spaziergängen und Wanderungen einladen; es möchte vor allem an die städtischen Museen erinnern, die ein reiches Anschauungsmaterial für die vorliegende geschichtliche Erzählung bergen. In den Literaturangaben am Ende der einzelnen Abschnitte werden Fingerzeige für eingehendere Sonderuntersuchungen gegeben.

Das geschichtliche Heimatbuch wendet sich aber an einen noch weiteren Leserkreis. Die Geschichte der Stadt Leipzig ist mehr als eine Lokalgeschichte. Das Schicksal dieser „Stadt der Mitte" ist aufs engste verflochten mit geschichtlichen Vorgängen in ganz Mitteldeutschland, und das vorliegende Werk wird dadurch zu einem Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes überhaupt.

Zum Schluß sei noch der Dürr'schen Buchhandlung dankbar gedacht. Seit nahezu 300 Jahren ist sie selbst in ihrer Entwicklung mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Schicksal der Stadt innig verflochten, und wohl aus diesem Gefühl der Verbundenheit mit der Geschichte der Stadt hat sie das Zustandekommen dieser Heimatgeschichte großzügig gefördert.

Leipzig, im September 1926.

Dr. Karl Reumuth.

Inhaltsverzeichnis.

Abkürzungen: H. M. = Heimatmuseum; K. M. = Bildermuseum a. Augustusplatz; Kg. M. = Kunstgewerbliches Museum; St. M. = Stadtgeschichtliches Museum; St. B. = Stadtbibliothek; St. A. = Stadtarchiv; V. M. = Völkergeschichtliches Museum.

Methodische Literatur:

W. Schoenichen, Handbuch der Heimaterziehung. Berlin 1924. Darin besonders: E. Spranger, Der Bildungswert der Heimatkunde.

J. Blau, Der Heimatforscher. Wien-Leipzig. 1920.

H. Nohl, Zur deutschen Bildung. Göttingen. 1926. Darin besonders: Die Geschichte in der Schule.

E. Weniger, Heimat und Geschichte. Zeitschrift „Die Erziehung", Heft 4. 1926.

I.

Der Leipziger Kreis im Rahmen der Vorgeschichte

Johannes Richter

Hierzu Tafel I—VI

1. Anfänge der Kultur.

Wie sah es in der Leipziger Tieflandsbucht, also im Bereich der Leipziger Heimat in jener Zeit aus, als sie zum erstenmal von Menschen betreten wurde?

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß die Kulturgeschichte eines Landes älter ist als die Geschichte, d. h., daß sie hinaufreicht in Zeiten, von denen uns keine auf schriftliche Überlieferung sich stützende Kunde kommt. So liegen auch die Wurzeln unserer deutschen Kultur in jenen fernen Zeiten, von denen uns nur die Vorgeschichtsforschung Kenntnis gibt. Diese Urzeit der Kultur des Gebietes, das heute Deutschland bildet, ist ein Teil der europäischen Kultur und nur dann in ihrem Wesen verständlich, wenn wir die Entwicklung unseres Erdteils in der Gesamtheit kurz überschauen. Unser modernes Leben, die geschichtliche Zeit und ein großer Teil der Vorgeschichte füllen die jüngste Periode unserer Erdentwicklung aus, das sogenannte Alluvium, die geologische Gegenwart. Die ältesten Stufen unserer Vorgeschichte reichen aber noch weiter zurück in das vorhergehende Stadium unseres Erdballs, das Diluvium, das geologische Gestern. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes selbst vollzog sich in einer noch weiter zurückliegenden Zeitstufe, in dem Tertiär, dem geologischen Vorgestern.

Wie alle Lebewesen auf Erden hat sich der Mensch langsam zu dem, was er heute ist, herangebildet. Eine beliebte Redensart, die man immer wieder hört, faßt diese Entwicklung in die Formel: „Der Mensch stammt vom Affen ab." Diese Phrase klingt hübsch rund und merkt sich gut, hat aber den einen Nachteil, daß sie nicht wahr ist. Wohl sind wir mit den Großaffen verwandt. Diese Verwandtschaft ist aber nicht derart, daß einer unserer altvorderen Urahnen ein Affe war, sondern — in modernen Verwandtschaftsgraden ausgedrückt — könnte man höchstens sagen, der Affe ist unser Vetter. Von einem vormenschlichen Wesen haben sich Abstämmlinge teils zu uns Menschen umgeformt, teils sind sie Affen geworden und haben als solche Eigenschaften bekommen, die ihrer Lebensform angepaßt sind, die sie also ursprünglich nicht in dem Maße besaßen, wie z. B. die zum Klettern geschickte Armlänge des Gibbon. Die entscheidendste Wendung bei dem Vorgang der Menschwerdung war das Einnehmen des aufrechten Ganges. Sie vollzog sich wahrscheinlich, als sich der Mensch aus dem Waldgebiet über baumarme Steppen hin verbreitete. Die horizontale Körperlage nötigt das Tier, seinen Kopf mittels starker Muskeln

zu halten. Diese Muskeln haben ihre Ansatzstelle auf dem Schädel und üben einen Druck aus, der wegfiel, als der werdende Mensch sich aufrichtete. Er trug nun seinen Kopf auf der Wirbelsäule, so wie man eine Kugel auf einer Stange tragen könnte. Jetzt hatte die betreffende Muskulatur des Menschen — um im Bilde zu bleiben — nur dafür zu sorgen, daß die Schädelkugel nicht von der Rückgratstange herabfiel. Dafür ist ein weit schwächerer Muskel ausreichend. Der Druck der Muskeln auf die Schädelkapsel verminderte sich. Der Schädel konnte sich aufwölben und Raum schaffen für das Gehirn, das Organ, das den Menschen zum Menschen macht.

Diese Umbildung vom Vormenschen zum Menschen ist wohl noch während des Tertiärs erfolgt, dessen günstiges Klima hoch in den Norden hinaufreichte und uns in der Polargegend Reste von Pflanzen hinterlassen hat, die eine Jahrestemperatur brauchen, wie wir sie heute z. B. auf der Insel Madeira finden. Es sei erwähnt, daß man sogar die Nordpolgebiete als die Wiege des Menschengeschlechtes bezeichnet hat. Wenn man die Frage nach dem Ort der Menschwerdung nicht bündig beantworten kann, weil Skelettfunde des Vormenschen fehlen, so kann das damit erklärt werden, daß sich die Verteilung von Land und Meer seit dem Tertiär geändert hat. Als Ursprungsland unseres Geschlechtes hat man denn auch vielfach einen heute nicht mehr bestehenden Kontinent zwischen Indien und Afrika angenommen und ihn Lemurien genannt. Jedenfalls muß es eine Gegend gewesen sein, die verhältnismäßig frei war von reißenden Tieren, denen der werdende Mensch doch ziemlich waffenlos gegenüberstand.

Der heute noch in uns steckende Herdentrieb, zu großen Haufen zusammenzulaufen, wird bereits in der Urzeit wirksam gewesen sein. In größeren und kleineren Horden streiften die Leute durch das Land, sammelten, was sie Eßbares fanden, und jagten das Wild. Die Jagd und wohl auch der Krieg, d. h., der Streit um Futterplätze, Wasserstellen u. a. m., der wohl sehr früh eingesetzt hat, trieben den Menschen dazu, seine natürliche Waffe, die Hand, zu verstärken. Ein geschwungener Holzprügel verlängerte die Reichweite des Armes, ein Stein in der Faust verstärkte die Schlagkraft. Die ersten Holzgeräte allerprimitivster Art, z. B. die als Keule benutzten Äste, oder die Stöcke, mit denen man den bohrenden Finger beim Ausheben eßbarer Wurzeln wirksam ersetzt haben mag, haben sich natürlich nicht über die Hunderttausende von Jahren hin erhalten. Selbst wenn sich davon zufällig Stücke fänden, würde man ihnen ihre Werkzeugsnatur ebenso schwer mit Sicherheit ansehen können, wie das bei den ältesten Steingeräten der Fall ist, für die man die Bezeichnung Eolithen, d. h. Steingeräte aus der Morgenröte der menschlichen Kultur, gewählt hat.

Wenn wir nun fragen, wie solche Eolithen aussehen und nur aussehen können, müssen wir im Geiste die Schritte noch einmal machen, die den Menschen zum steinernen Werkzeug geführt haben mögen. Einer der Urjäger wollte z. B. einen Markknochen aufschlagen und benutzte dazu einen Stein, der am Wege lag. Solche Vorgänge kann man häufig auch bei den Affen beobachten, die zum Öffnen einer Nuß ebenfalls einen Stein benutzen. Nach dem Gebrauch warf der Urmensch den Stein wieder beiseite. Die Erfahrung, daß nicht immer ein Stein zur Hand ist, wenn er benötigt wird, ließ den Menschen den zweiten Schritt tun, er behielt den Stein beständig bei sich. Mit diesem Fortschritt sind weitere verschwistert. Man muß bald erkannt haben, daß sich nicht alle Steine gleich gut eignen und daß harte vorzuziehen sind. Ferner hat man wohl gefunden, daß mit einem scharfkantigen Stücke ein anderer, besserer Erfolg zu erzielen war als mit einem rundlichen. Endlich kann das ständige Mitführen von Gebrauchssteinen dazu zwingen, die dadurch unfrei gewordene eine Hand wieder zu befreien, d. h. eine Tragevorrichtung zu ersinnen. Eine solche war wohl irgendein sackartiges Gebilde aus Tierhaut, wie es ja auch der Sammler von Wurzeln usw. unbedingt braucht, sobald er nicht mehr buchstäblich von der Hand in den Mund lebt, und wie es ebenso die Mutter eines Säuglings nötig hat, um das Kind auf Rücken oder Hüfte so festzuhalten, daß sie die Arme freibekommt, eine Frage, die wir von den heutigen Primitivstämmen in der verschiedensten Weise gelöst sehen. Ein weiterer Schritt konnte durch folgendes bedingt sein: Der Mensch büßte auf irgendeine Weise seinen Schlagstein ein, suchte einen neuen, fand aber keinen so passend scharfkantigen wie den verlorenen. Er nahm nun ein Stück des harten Materials und zerschlug es, so daß es scharfe Kanten erhielt. Nicht bei allen Gesteinsarten hatte das den gleichen Erfolg. Er mußte allmählich erkennen, daß Feuerstein dazu am besten zu verwenden ist. Die ohne bestimmte Formungsabsicht einfach zerschlagenen Flinte geben Steinscherben von sehr verschiedener Brauchbarkeit, und selten war wohl gleich ein Stück so zersprungen, daß es allen drei Hauptanforderungen primitiver Verwendung entsprach, daß man damit bohren, schneiden und schlagen konnte, also eine Art Universalgerät darstellte. Der weitere Schritt, diese als praktisch erkannte Form durch Beklopfen des Steines absichtlich herzustellen, lag nahe. Dieser Schritt erfolgte, und dann war das an Material und Form überall ziemlich gleiche erste Werkzeug geschaffen, nämlich der Faustkeil, mit dessen Seiten man schneiden konnte, dessen Spitze als Bohrer diente und dessen ganze Masse als Schlaginstrument ähnlich einer Hacke am Herdfeuer, auf der Jagd und in Raufhändeln die besten Dienste leistete. Der Faustkeil ist also bereits ein Gerät des Paläolithikums, der älteren Steinzeit. Seine Vorgänger in der Entwicklung,

wie wir sie eben durchlaufen haben, die Eolithen, haben, wie wir sahen, noch wechselnde Formen für denselben Gebrauchszweck.

Hat man nun solche Eolithen gefunden, und wie sehen sie aus? Eolithen und Eolithenfundstellen sind seit Jahrzehnten zahlreich in der Literatur abgebildet und beschrieben worden. Fast jede vorgeschichtliche Sammlung besitzt ganze Reihen davon. Man hat diese Funde vielfach zeitlich gegliedert und unterscheidet zunächst eine ältere Stufe, die nur Spuren des Gebrauchs zeigt, von einer jüngeren, die zwar noch keine bestimmte stets wiederkehrende Werkzeugsform aufweist, aber doch schon roh zurecht geschlagen ist. Eine weitere Einteilung beruht auf dem geologischen Alter der Fundschichten. Und zwar haben wir demnach Eolithen aus dem Diluvium und solche aus dem Tertiär. Da sich nun auch Eolithen aus dem Anfang des Tertiärs gefunden haben, ist man mit Recht solchen Stücken gegenüber sehr mißtrauisch geworden, denn ein eozänes oder oligozänes Geschöpf aus der Ahnenreihe des Menschen können wir uns nicht schon so weit entwickelt denken, wie es ausgedehnte Steinbenutzung oder gar Bearbeitung zur Voraussetzung hätte. Fig. 1 gibt einen solchen Eolithen wieder. Die formenschaffende Bearbeitung des Materials, die wir z. B. an der Fig. 2 sofort erkennen und über die noch Näheres weiter unten zu sagen ist, fehlt. Die Absplitterungen, die entweder durch den Gebrauch oder durch rohes Zuschlagen an einem solchen Stück entstanden sein sollen, können ganz ebenso durch die Natur hervorgebracht worden sein. Die Bewegung der Steine im fließenden Wasser, die Uferbrandung eines Meeres, Pressungen in der Erde, der Druck des Gletschereises u. a. m. bringen ganz ebensolche Wirkungen hervor. Wenn nicht weitere beweisende Umstände dazukommen, wie etwa aufgeschlagene Tierknochen oder dgl., so wird ein solcher Eolith nur mit größter Reserve als Zeuge menschlicher Tätigkeit anzusprechen sein. Damit soll natürlich nicht die Existenz von Eolithen geleugnet werden. Es soll nur auf das schärfste betont werden, daß man sie in den allerseltensten Fällen als solche erkennen und von Naturprodukten unterscheiden kann.

Daß die Leipziger Gegend während des ausgehenden Tertiärs und des frühen Diluviums dem jagenden und Kleintiere oder eßbare Pflanzenteile sammelnden Menschen des Eolithikums geeignete Lebensbedingungen bieten konnte, ist gewiß. Von seiner Anwesenheit sind aber Beweise bisher nicht erbracht.

Hier und da von Freunden der Forschung aufgefundene einzelne Flintstücke mit Spuren, die auf eine Benutzung oder rohe Zurichtung deuten können, sind aus den oben angeführten Gründen keine Belege dafür. Außerdem darf hier nicht vergessen werden, daß der Reichtum unserer Sand- und Schottergruben an Feuersteinen erst eine Folge der diluvialen Vereisung ist und in der Zeit des Eolithikums nicht vorhanden war.

2. Die Leipziger Heimat im Zeichen der Steinwerkzeuge.

Von klar erkennbaren Kulturstufen können wir erst während des Paläolithikums, der älteren Steinzeit, reden. Sie fällt in das Diluvium, die Zeit der letzten großen Vereisung. Am Schluß der Tertiärperiode, deren mildes Klima bereits oben erwähnt wurde, trat ein allgemeines Sinken der mittleren Jahrestemperatur ein. Man hat berechnet, daß ein Zurückgehen unserer heutigen mittleren Jahrestemperatur um nur etwa 4° C genügen würde, die im folgenden beschriebenen Phänomene erneut hervorzurufen. Der diluviale Klimasturz ist nicht der erste in der Geschichte unseres Erdballs. Es haben sich Spuren früherer Vereisungen, so z. B. im Perm nachweisen lassen. Der Erklärungsversuche solcher Temperaturabnahme gibt es mehrere, aber keiner hat bisher die Zustimmung aller gelehrten Kreise erringen können. Von denen, die den Grund in Verhältnissen der Erde selbst suchen, sei die auf Svande Arrhenius zurückgehende Theorie erwähnt. Diese sagt, daß eine Eiszeit gewöhnlich als Vorgängerin eine Periode starker vulkanischer Tätigkeit habe. Während dieser entströmt der Erde eine große Menge Kohlensäure, die sich vermöge ihrer Schwere über die Oberfläche hin lagert und eine Abgabe der Wärme an den Weltenraum verhindert, so daß eine Temperatur herrscht, wie sie, um einen ungefähren Vergleich zu geben, der Gärtner durch Auflegen von Frühbeetfenstern zu schaffen weiß. Die nun üppig wuchernde Pflanzenwelt braucht aber bald diese Kohlensäure auf und damit den Kälteschutz der Erde, so daß die Temperatur sinken muß.

Dadurch, daß im Jahre mehr Schnee fiel, als in der gleichen Zeit tauen konnte, vergrößerte sich die Schneekappe am Nordpol wie auf den hohen Gebirgen. Auch Bergzüge, die heute keine immerwährende Schneedecke tragen, wie z. B. das Riesengebirge, bekamen eine solche. Durch den Druck der Masse vereiste der Schnee und setzte sich von den Gebirgen als Gletscher talwärts in Bewegung. Vom Nordpol her schob er sich als ungeheure Eisplatte nach Süden vor, bedeckte Skandinavien, Dänemark und die deutsche Ebene bis an den Rand der Mittelgebirge und reichte in Sachsen etwa bis nach Zwickau. Felsblöcke und kleinere Gesteinstrümmer, die das Eis von den Bergwänden abriß und aus dem Grunde aufwühlte, wurden von ihrem Heimatlande hinweg verfrachtet. Wie eine gewaltige Mühle zermahlte es alles, über was es hinwegglitt. Was der Gletscher nicht verarbeitete, das zerkleinerte die Flut der ungeheuren Schmelzwässer, die den zwei- bis dreimaligen Rückzug und endlich das Verschwinden der Vereisung begleitete. Kiese, Sande und Lehmlager blieben als Produkte der Vereisung zurück neben den sogenannten Findlingen oder erratischen Blöcken von manchmal Zimmergröße aus landfremdem Ge-

stein, die heute noch die norddeutsche Ebene zahlreich trägt. Ihr dem Volk unerklärlicher Ursprung hat ihnen mehrfach den Namen „Teufelstein" und ähnliche Bezeichnungen eingetragen und manche Sage darum gerankt. Aus solchen Findlingen besteht z. B. die Steinpyramide auf dem Schmuckplatz an der Naunhofer Straße in Leipzig-Stötteritz. Ein Findling, der „Riesenstein" genannt, lag vor etwa 100 Jahren am Kuhturm. Er ist wahrscheinlich zu Schotter zerschlagen worden. Vor dem landeinwärtsdringenden Eisrand erstarb die Vegetation, und der Futtermangel zwang die Tierwelt, nach Süden auszuweichen. Besonders in dem von der Vereisung freien Frankreich und seinen noch ungeschmälerten Weideplätzen mögen sich große Herden von Vieh angesammelt haben, die den damals sicher noch nicht sehr köpfereichen Menschenhorden reichliche und bequeme Nahrung boten, so daß sich die Kultur des älteren Paläolithikums entwickelte, die wir nach französischen Fundorten in drei sich zeitlich folgende Perioden von Chelles, St. Acheul und Le Moustier einteilen können. Wenn sich auch der deutsche Boden, was Besiedlung während dieser Zeit anbetrifft, naturgemäß mit Frankreich nicht messen kann, so können wir doch aus einer ganzen Reihe heimatlicher Fundstellen erkennen, daß der Mensch der älteren Steinzeit auch bei uns lebte, solange und soweit ihn das Eis nicht verdrängte oder sich unweit des Vereisungsrandes aufhielt. Dies zeigen z. B. die zahlreichen Feuersteingeräte der berühmten Fundstellen von Markkleeberg bei Leipzig und der Weimarer Gegend.

In mehreren großen Sandgruben, besonders am Südausgang von Markkleeberg haben sich im Laufe der Jahre Hunderte von gut geformten Geräten gefunden, die der Mensch der älteren Steinzeit in der Nähe aus Feuerstein zurechtgeschlagen hat. Sie liegen regellos zerstreut in den Schotterablagerungen der dort einst fließenden gewaltigen Schmelzwasserströme der Eiszeit. Neben typischen Faustkeilen, Klingen und Schabern (Fig. 2), von denen besonders gute Stücke in den Sammlungen des V. M., des H. M. und des Geologischen Instituts der Universität liegen, finden sich zahllose weniger charakteristisch geformte Artefakte und Abfallstücke, so daß auf eine dichte oder lang andauernde Besiedelung zu schließen ist. Wo diese Siedelung oder vielleicht auch nur der vielbesuchte Jagd- und Fischereiplatz genau gelegen hat, ist bisher mit Sicherheit nicht festgestellt. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die Werkzeuge von einer noch südlicher gelegenen Uferstelle abgeschwemmt und so in den Flußschotter gelangt sind. Allzu weit kann dieser Wassertransport nicht gegangen sein, sonst wären die Kanten der Geräte stärker abgerollt. Sehr unwahrscheinlich klingt die Vermutung, daß die Markkleeberger Eiszeitleute auf Flößen gehaust und von diesen herab ihre Werkzeuge verloren hätten.

Über die Zeitstellung dieser ältesten bekannten Siedelung in unserer Gegend sind die Ansichten der Sachleute verschieden. Sie ist als spätes Acheuléen aufgefaßt worden, man hat ihre Dauer vom ausgehenden Acheuléen bis in das entwickelte Moustérien angesetzt, man hat sie als nur dem Moustérien angehörig erklärt und sie auch als Micoquien bezeichnet und im Sinne O. Hausers damit zwischen Moustérien und die nächst jüngere Zeit von Aurignac angesetzt. Allen diesen Datierungen gemeinsam ist die Überzeugung, daß für Markkleeberg die zweite Hälfte des älteren Paläolithikums in Frage kommt und daß es eine der wichtigsten Stationen der deutschen Altsteinzeit ist. Nach ihr wird die jüngere Schicht der deutschen oberen Faustkeilstufe vielfach als Stufe von Markkleeberg bezeichnet. Etwas jünger sind die nicht minder berühmten Funde aus der Umgegend von Weimar, unter denen sich auch menschliche Skelettreste befinden, die bisher in Markkleeberg noch nicht gefunden werden konnten. (Vgl. Tabelle S. 47.)

Diese Menschenreste, von denen ein Abguß im D. M. ausgestellt ist, sind die bisher ältesten Reliquien der Ureinwohner unseres Landstrichs im weiteren Sinne. Sie gehören zur Gruppe der unten näher beschriebenen sogenannten Neandertaler oder sind dieser doch, wenn man sie mit Hauser als Micoqueleute bezeichnen will, der körperlichen Bildung nach sehr verwandt.

Wenn wir die Gesamtheit dessen, was die Forschung bisher aus dieser Zeit dem Boden Europas entnahm, zusammenzufassen suchen, erhalten wir folgendes Kulturbild:

Die Menschen waren noch Jäger und kannten weder Viehzucht noch Ackerbau. Sie waren aber schon in gewissem Sinne seßhaft, denn wir finden Plätze, wie Markkleeberg, die mit ihren Resten auf ein langes oder öfteres Verweilen der Horden hinweisen. In der Zeit von Chelles liegen diese Stationen unter freiem Himmel, denn damals herrschte wegen einer Zwischeneiszeit ein angenehmes Klima mit nicht so großem Wärmeunterschied zwischen Sommer und Winter wie heute, so daß ein dauernder Aufenthalt im Freien möglich war. Im folgenden Acheuléen verschlechterte sich das Klima und zwang den Menschen, diese sogenannten Freilandstationen meist aufzugeben und Höhlen aufzusuchen, in denen er dann während der kalten Moustierzeit hauste. Daß auf den Freilandstationen irgendwelche Regendächer oder schirmähnliche Flechtgebilde als Windschutz bereits benutzt wurden, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht nachzuweisen, da sich nichts davon erhalten hat. Der Mensch kannte den Gebrauch des Feuers, an dem er sich wärmen und seine Jagdbeute braten konnte. Als solche kamen nach Aussterben der Flußpferde, des wärmeliebenden Altelephanten und des Rhinoceros Merckii besonders Mammute und Wildrinder in Betracht.

Die uns erhaltenen Geräte sind ausschließlich steinerne. Hörnerne und beinerne fehlen. Vergangen können sie nicht sein, da sich doch auch feine Knochen der Tiere gut bis heute erhalten haben.

Das wichtigste Werkzeugsmaterial des Eolithikums und Paläolithikums war der Stein und zwar mit verschwindenden Ausnahmen der Feuerstein oder Flint. Durch schräggerichteten Schlag auf eine Kante dieses Minerals lassen sich Späne ablösen, die als Schneideinstrumente gebraucht werden können. Durch Dengelung oder Retuschierung, d. h. durch zielbewußtes Absprengen größerer oder kleinerer Scherben, verstand man, bestimmte Gerätformen zu schaffen, die in ihrer wechselnden Gestalt und zunehmenden Vervollkommnung dem Forscher heute gleichsam Urkundendienst leisten und ihm gestatten, Zeitstellung und Kulturform der Fundschichten zu bestimmen.

In der eben beschriebenen älteren Hälfte des Paläolithikums war der Kulturbesitz anscheinend rein auf Nützlichkeit eingestellt, irgendwelche künstlerische Betätigung oder Befriedigung eines Schmuckbedürfnisses fehlt. Der bewegliche Besitz des Menschen ist artenarm und primitiv. Wenn man sich die Träger dieser frühesten Kulturen als rohe Wilde vorstellt, wird man sich von der Wahrheit nicht so sehr entfernen. Aber trotz des niederen Standes ihrer äußeren Kultur sind doch schon Zeugen geistigen Lebens auf uns gekommen. Sie müssen die Vorstellung gehabt haben, daß das Menschenleben mit dem Tode nicht aus sei. Das beweisen ihre Bestattungsgebräuche. Das bekannteste Grab dieser Epoche ist das des Jünglings von Le Moustier, des berühmten Homo Mousteriensis.

Dieses Grab und eine Reihe anderer Körperfunde vermitteln uns eine ziemlich genaue Kenntnis von dem Bau des Menschen während der ersten Hälfte der alten Steinzeit. Nach dem berühmten Skelettfunde der gleichnamigen Höhle bei Düsseldorf heißt diese Rasse die Neandertaler. Ihre Größe war nicht beträchtlich (etwa 1,60 m), der Rumpf gegenüber den kurzen kräftigen Gliedmaßen lang. Die Schenkelknochen krümmen sich leicht nach vorn. Aus dem Bau des Beines folgert, daß die Neandertaler nicht mit durchgedrückten Knien wie wir, sondern nur „knickebeinig" laufen konnten. Der Schädel ist kräftig entwickelt, hat aber eine niedrige fliehende Stirn über großen, weit auseinanderstehenden runden Augenhöhlen, die von einer dachförmigen Augenbrauenwulst überschattet sind. Unter der breiten flachen Nase steht schnauzenartig der Mund vor, dessen kinnloser Unterkiefer mit dem starken Gebiß tierartig anmutet. Insgesamt gewinnt man den Eindruck eines Wesens von ziemlicher Körperkraft, dessen Intelligenz aber nicht auf besonderer Höhe steht (Neandertalerreste im V. M.).

Mit der zweiten Hälfte der älteren Steinzeit zog eine neue Kulturperiode herauf, die einen erheblichen Fortschritt bedeutet. Als Träger dieser Kultur erscheint auch eine neue Rasse, das Volk von Aurignac; es zeigt schlankeren Körperbau als die Neandertaler, schmalen Schädel ohne die fliehende Stirn und die starken Augenbrauenwülste der älteren Rasse. Es scheint von Osten her eingewandert zu sein. Die ältere Rasse stirbt wohl schon während des Aurignacien aus und ist in den Stufen von Solutré und La Madeleine verschwunden. Aus dieser Zeit, in der man im Süden die Höhlen mit prachtvollen farbigen und lebensgroßen Bildern schmückte, zum Teil mit Schnitzwerk verzierte Horn- und Knochengeräte schuf, Körperschmuck mannigfaltiger Art liebte, eine höhere geistige Kultur besaß, vielleicht schon die Uranfänge einer Zeichenschrift kannte und aus Stein und Elfenbein menschliche Figuren schnitzte, ist aus der Leipziger Gegend selbst bisher kein sicherer Fund gehoben worden. Dagegen wurde in der Rittergutssandgrube von Schmölln bei Wurzen ein etwa fingerlanger Feuersteinschaber gefunden, der auf dem dortigen Dominium aufbewahrt wird. Er trägt die für die Zeit von Aurignac, also den ältesten Abschnitt der jüngeren Hälfte des Paläolithikums charakteristische steile Randretusche. Es ist damit wahrscheinlich gemacht, daß auch in dieser Zeit unsere Gegend, wenn auch vielleicht nur vorübergehend, von Menschen betreten worden ist.

In dieser Schmöllner Sandgrube wurde auch unweit des Schabers der Zahn eines Höhlenlöwen gefunden, eines ausgestorbenen eiszeitlichen Raubtieres, von dem auch aus der Sandgrube von Lindenthal bei Leipzig ein halber Unterkiefer zutage kam. Auch bei Schkeuditz wurden Gebißteile gefunden (Privatbesitz).

Für ein Jägervolk, wie es die Paläolithiker auch der jüngeren Hälfte der alten Steinzeit waren, muß ja die Leipziger Gegend ein Dorado gewesen sein. Eines ihrer Hauptjagdtiere war das Mammut, von dem sich gerade in unserem Gebiet und zwar besonders auf Plagwitz-Lindenauer Flur viele Reste gefunden haben. Eine ganze Reihe mächtiger Backenzähne liegen von daher im V. M. Dort steht auch das berühmte 1908 bei Borna fast völlig unversehrt ausgegrabene Exemplar, das in ganz Westeuropa nichts seinesgleichen hat. Aus dem Baugrund einer Schule von Leipzig-Sellerhausen stammt der Schädel eines Wildstiers (V. M.), eines ebenfalls damals gern gejagten Tieres, das in Deutschland erst im Mittelalter ausstarb. Von der Größe dieser Bos primigenius gibt ein bayrischer Jagdbericht von etwa 800 n. Chr. eine Vorstellung, wenn er erzählt, daß 16 Männer auf der Haut eines solchen Stieres liegen konnten.

Die Sammlungen des V. M. enthalten auch eine Kalksteinplatte aus dem Ehringsdorfer Bruch bei Weimar mit den Überbleibseln einer Jägermahlzeit

der dortigen Diluvianer, also der ungefähren Zeitgenossen unserer Steinzeitleute von Markkleeberg. Auf den Resten von Kohle und Asche des Herdfeuers liegen weiß gebrannte Knochen des eiszeitlichen Nashorns, deren Röhren zur Markgewinnung aufgeschlagen sind.

Auf das Zurückweichen des diluvialen Eises nach Norden folgte am Beginn der geologischen Jetztzeit eine Periode, in der die deutschen Lande immer noch sehr spärlich besiedelt waren. Während dieses sogenannten Mesolithikums, der mittleren Steinzeit, bevorzugte der Mensch als Aufenthaltsort in erster Linie die Nähe des Meeres und der Seen. Das Innere des Landes war ihm wohl durch Sümpfe und Wälder zu unwirtlich. Zwischeneiszeitliche Funde hat die Leipziger Gegend bisher nicht geliefert.

Die jüngere Steinzeit (Neolithikum) Deutschlands zeigt das in der Vollendung, was das ausgehende Mesolithikum einleitet. Die Bevölkerung ist jetzt in der Hauptsache aus landbestellenden, viehzüchtenden Bauern zusammengesetzt. Die Bewohner des heutigen Deutschlands bildeten in der Blütezeit des Neolithikums keine völkische Einheit. Drei verschiedene Kulturkreise können wir unterscheiden. Im Westen und Südwesten den der Pfahlbauer, im Süden und Südosten den der Bandkeramiker und in der nördlichen Hälfte des Landes den Nordischen. Die Pfahlbaukultur legte rings um das Alpengebirge nahe den Seeufern, so z. B. auf deutschem Boden am Feder- und Starnberger See zum Teil ausgedehnte Dorfanlagen auf Pfählen an. Der konservierende Schlamm des Baugrundes hat uns hier zahllose Geräte und Erzeugnisse bewahrt, die wir in den gleichzeitigen Landsiedelungen dieser Stämme vergebens suchen. Solche Landsiedelungen der Rheingegend, z. B. Urmitz und Mayen, sind mit starken Erd- und Palisadenwerken umgebene große Festungen und sprechen von dem Widerstand, den ihre Bewohner eindringenden Feinden leisten mußten. Wahrscheinlich sind diese Pfahlbauern ältere Bevölkerungsschichten, vielleicht ligurischer Abstammung, die jüngeren Nachschüben fremder Stämme zum Teil nach Süden hin in das alpine Bergland und seine Nachbargebiete ausweichen mußten. Die Völker, die als störende Neuankömmlinge hier eindrangen, sind uns bekannt: Von der mittleren und unteren Donau her schiebt sich in breitem Strich durch Österreich und Süddeutschland nach dem Rhein mit Vorstößen bis Mitteldeutschland eine Steinzeitgruppe, die wir nach den bandartigen Ornamenten ihrer Töpferware die bandkeramische nennen (Schlußbild). Die völkische Zugehörigkeit dieser Bauernstämme ist unsicher. Manche halten sie für ein vorindogermanisches Volk südöstlicher Herkunft, andere wieder glauben, in ihnen einen südlichen Zweig der indogermanischen Völker zu erkennen, deren Urheimat man bisher fast allgemein in Gebiete der Nord- und Ostsee ver-

legte. Die dritte Steinzeitgruppe Deutschlands wird als nordische bezeichnet. Zu ihr gehören Schnurkeramik (Fig. 8), Megalithkultur und deren Verwandte, Bernburger Stil, Kugelamphoren (Fig. 6), sowie die nach dem Fundort Rössen bei Merseburg genannte Kultur. Die nordische Kultur geht z. T. Mischungen ein mit der bandkeramischen, z. B. in Rössen, und breitet sich schließlich weit nach dem Rhein hin und über den deutschen Osten aus in einer Weise, die es wahrscheinlich macht, daß mehrfache Wanderungen ihrer Träger in den angedeuteten Richtungen erfolgt sind. Diese nordische Kultur hat man bisher als eine rein indogermanische angesehen. Jüngere Forschungen haben jetzt eine bessere Einsicht ermöglicht. Die Leute, welche im Norden und später in Nord- und Mitteldeutschland die Megalithbauten (Grabkammern aus großen Steinblöcken) errichteten, sind anscheinend ein nicht-indogermanisches, aus Westeuropa eingewandertes Volk, das erst später von den indogermanischen Schnurkeramikern indogermanisiert worden ist. Die Schnurkeramiker waren ein Erobervolk, dessen Verwandte sich als die „binnenjütischen Einzelgräberleute" schon neben den Megalithbauern spätestens zur Zeit der frühen Ganggräber im Norden nachweisen lassen. Dort im Norden, der Wiege des späteren Germanentums, sind beide Stämme am Ausgang der Steinzeit verschmolzen, d. h. die Megalithbauer sind indogermanisiert worden. Daraus ergibt sich, daß in den Indogermanen und damit auch in den daraus hervorgegangenen Germanen ein Teil nicht-indogermanischen Volkstums steckt. Da nicht nur die Megalithbauer, sondern auch ein weiteres nordisches gleichzeitiges Steinzeitvolk, die Stämme der sogenannten Wohnplatzkultur, in dem Einheitsvolk am Schluß der Steinzeit aufgehen, ist es möglich, daß in den Germanen nicht nur altes westeuropäisches Blut rollt, sondern auch Erbteile jener Wohnplatzkultur, deren Vorfahren in der Richtung etwa von Südrußland her eingewandert zu sein scheinen. Ob die Indogermanisierung Europas durch die Schnurkeramiker, bzw. die Binnenjütländer, von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden verlief, ist noch nicht endgültig geklärt.

In der jüngeren Steinzeit finden wir auch in der Leipziger Gegend die Reste einer ausgedehnten Besiedelung. Ehe wir im einzelnen davon sprechen, versuchen wir erst ein Kulturbild Deutschlands während der jüngeren Steinzeit zu gewinnen. Man kann das den genannten Gruppen Gemeinsame in folgender Weise zusammenfassen: Möglichst an sonnigen sanften Abhängen unweit fließenden Wassers, aber so hoch, daß der Grund vor Überschwemmungen sicher war, mit Vorliebe auf sandigem Boden, in dem der Regen schnell versickert, liegen die meist kleinen Dörfer der Siedler. Oberirdisch ist von ihren Bauten heute nichts mehr vorhanden. Nur wenn Zufall oder

planmäßige Grabung die dünne Ackerkrume entfernt, zeigen sich größere und kleinere tiefere und seichtere schwärzliche Stellen, deren oft fettiger Boden mit Scherben, gebrannten Lehmstücken, Tierknochen und zerbrochenem Gerät allerlei Art durchsetzt ist. Es sind die Keller- und Pfostenlöcher der Wohnbauten, die heute mit den Verwitterungsrückständen von Holz, tierischen Resten usw. ausgefüllt sind.

In diesen Hütten saßen die Frauen und bereiteten den Flachs und die Wolle zum Spinnen vor. Die meist scheibenförmigen Wirtel, d. h. die steinernen oder tönernen Schwungrädchen der hölzernen Spindel, fehlen selten auf den Ansiedlungen. Häufig sind auch die sogenannten Zettelstrecker, die meist tönernen Spanngewichte der Kette des Webstuhles, von dessen Holzkonstruktion man nichts Sicheres weiß. Beinerne Nähnadeln und Pfriemen erzählen von den Schneiderkünsten, Muscheln und Steinperlen, sowie beschnitzte Knochenstücke dienten den Frauen als Schmuck, Eberhauer und Bärenzähne als Zierde der Jäger. Wer zu den Vermögenden oder Vornehmen gehörte, hatte wohl auch ein Geschmeide aus Bernstein, das der Händler von der Nordsee her zum Kauf gebracht hatte. Vereinzelt finden wir sogar schon kleine draht- oder bandförmige Anhänger aus jenem rotglänzenden hämmerbaren Stoff, den der fremde Kaufmann aus dem Süden brachte, aus Kupfer. In den Dörfern der Neolithiker macht sich schon die Arbeitsteilung fühlbar. Es haben sich Anfänge zum Handwerk herausgebildet, und zwar sind es zunächst die Steingeräte, die sicher von besonders Geschickten für weitere Kreise als den eigenen Bedarf hergestellt wurden. Daß diese meist kunstvoll gedengelten Dolche, Äxte und Sägeklingen nicht jeder selbst fabrizierte, ist wohl unzweifelhaft. Die Zahl der sogenannten Feuersteinateliers unter den Wohnplatzfunden ist nicht klein.

Der oft beträchtliche Qualitätsunterschied zwischen dem Hausgeschirr, den Vorratsgefäßen und einfachen Schüsseln und der oft mit weiß eingelegten Ornamenten zierlich übersponnenen Feinkeramik läßt vermuten, daß die erste von den Verbrauchern selbst, die bessere von Professionisten hergestellt wurde. Die Wildbahn der jüngeren Steinzeit war von unserer nicht sehr verschieden, nur Wildpferd und Wildrind fehlen heute, und das Raubzeug ist seltener geworden oder völlig verdrängt. Unweit der Hütten haben wir uns die Felder zu denken und die Hürden für das Vieh. An Haustieren züchtete man Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine. Pferdereste und Teile seiner Zäumung, wie z. B. knöcherne Gebißstangen, sind noch nicht sehr häufig. Selten fehlt der Hund als treuer Begleiter des Menschen. Die Hauptfrüchte der damaligen Zeit waren Weizen, Gerste und Hirse, deren Körner sich häufig in dem noch weichen Ton der Gefäße bis heute erkennbar abgedrückt haben. Von den Pfahlbauern wissen wir,

daß sie damals außerdem noch wilde Kirschen, Erbsen, Linsen, Holzäpfel, Haselnüsse, Bucheckern, Mohn, Eicheln, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren in ihrem Haushalt verwendeten. Eine Drehmühle kannte man noch nicht. Die Körnerfrucht wurde zwischen zwei abgeplatteten Steinen zerrieben. Daß die Backkunst schon gewisse Fortschritte gemacht hatte, beweisen die Pfahlbaufunde. Man buk fladenförmige Flachbrote in zwei Sorten aus grobem und feinem Weizenmehl. Aus Weizen, Hirsemehl und Leinensamen verfertigte man sogar eine Art Kuchen.

Eine große Bedeutung im Leben der Steinzeitleute hatte der Totenkultus. Der Norden Deutschlands bis östlich zur Oder und südlich etwa bis Magdeburg gehört während des Neolithikums zu der von Skandinavien über England und Frankreich bis auf die Pyrenäische Halbinsel sich erstreckenden Provinz der Megalithbauten, d. h. der Grabkammern aus großen Steinen.

In der Umgebung von Leipzig sind aus der soeben geschilderten Zeit folgende Reste vorhanden:

Von Wohnstätten der aus dem Norden stammenden Bevölkerungsgruppen haben sich Spuren besonders am Bienitz, in Günthersdorf, Möritzsch und Eutritzsch nachweisen lassen. In Günthersdorf, Möritzsch und Eutritzsch haben aber ebenso wie in Zauschwitz, Prödel und Hänichen auch bandkeramische Dörfer gestanden.

Schwierig ist es, das zeitliche Verhältnis dieser beiden verschiedenen Besiedelungsschichten zueinander sicher festzulegen, da sich sehr häufig auf den Wohnplätzen Kulturreste sowohl nordischer wie südländischer Herkunft miteinander gemischt finden, ohne daß man aus etwaigen Schichtungen auf ein höheres Alter der einen oder anderen schließen könnte. Besonders günstige Fundumstände in einer der von ihm in Günthersdorf untersuchten Wohngruben erlaubten M. Näbe den Schluß, daß dort die Bandkeramiker sicher später als die Nordleute gesessen haben müssen. Sehr wahrscheinlich haben beide Bevölkerungsgruppen zum Teil nebeneinander in der Leipziger Gegend gewohnt, und der Verkehr wird mit der Zeit ein durchaus friedlicher geworden sein.

Ansiedlungen der dritten Bevölkerungsschicht, der sogenannten Pfahlbauleute oder, wie man ihre Kultur auch nennt, des Michelsberger Typus, sind bisher nicht nachgewiesen. Ein in Zweymen gefundenes Gefäß aus einem Grabe besitzt das V. M.

An Pfahlbauten dagegen ist unsere Heimat nicht arm. Im Jahre 1837 stieß man in etwa 10 m Tiefe im Zuge der Hainstraße auf solche, und 1832, 1837 und 1873 wurden ebenfalls Pfahlbauten an mehreren Stellen zwischen Schleußig und Lindenau festgestellt. Steinwerkzeuge, Tierknochen und Ton-

ringe, die besonders im Kreise der Pfahlbaukultur als Gefäßuntersätze häufig sind, sind von diesen Ausgrabungen her noch im St. M. vorhanden. Die mitgefundenen Scherben, die vielleicht eine bessere Datierung der Bauten ermöglichen würden, hat man damals leider aus Unkenntnis ihres urkundlichen Wertes nicht aufbewahrt.

Die berühmteste Steinzeitsiedelung Leipzigs ist zweifellos die bei Eutritzsch, ungefähr in der Gegend des heutigen großen Krankenhauses von St. Georg.

Die Gesamtzahl der dort festgestellten Wohngruben mag etwa 1000 betragen. Ihre Anordnung ist nicht regelmäßig. Auf dem Rücken der ost-westwärts streichenden Geländewelle liegen sie gedrängt, auf dem Südabhang weniger dicht, auf dem Nordabhang spärlicher. In der Niederung fehlen sie ganz. Es sind ziemlich flache rundliche, wannenartige Vertiefungen von meist 5—8 m Durchmesser mit einer Herdanlage aus Kopfsteinen an der tiefsten Stelle. Es kommen aber auch bis zu 14 m breite Wohngruben vor mit mehr als einer Feuerstelle, vielleicht neolithische Parallelen zu unserem modernen Untermietersystem. Abweichend von der Mehrzahl der übrigen Wohnstätten gleicher Zeit hat sich kein Lehmbewurf der Hüttenwände finden lassen. Es müssen demnach unverputzte Holzbauten gewesen sein.

Außer zerbrochenem Tongeschirr meist gröberer Art, den einstigen Vorratsgefäßen, enthielt fast jede Behausung rundliche Reibesteine zur Mehlbereitung auf steinernen Platten, von denen manche bis $^1/_2$ m lang waren. Handtellergroße flache Steine mit Spuren roter und gelber Farbe dienten zum Reiben der zahlreich gefundenen roten und orangegelben Pasten, mit denen man Hausrat und wohl auch den Körper bunt färbte. Tönerne Spinnwirtel bezeugen die Übung des Spinnens. Abdrücke auf den Wänden des Tongeschirrs geben Auskunft über die damals meist gebaute Feldfrucht: Weizen und Gerste. Aus Schiefer gefertigte Hacken dienten zur Feldbestellung, Messer, Bohrer, Schaber und Äxte aus Feuerstein (Fig. 3) zum täglichen Gebrauch. Die besonders fein gearbeiteten Feuersteinpfeilspitzen (Fig. 4) machen es wahrscheinlich, daß ihre Anfertigung auch in dem steinzeitlichen Eutritzsch schon eine besondere Profession war. Auch ein Töpferhandwerk scheint schon bestanden zu haben. Die Fundakten berichten von einer Grube, die mit nur fein verzierten Gefäßresten angefüllt war; zwischen diesen fanden sich einige der rundlichen Steine, wie man sie zum Glattschlagen der Topfwände benutzte.

Von den keramischen Resten ist besonders der Torso einer sogenannten Trommel erwähnenswert, unter deren Ornamenten das Kreuz vorkommt (Fig. 5).

Wie schon oben erwähnt, fanden sich in Eutritzsch Scherben sowohl nordischen Charakters wie solche der bandkeramischen Kultur. Die Beobachtungen bei der Ausgrabung lassen es annehmen, daß der mittelste Teil der Siedelung der älteste ist und von Nordleuten bewohnt war, ehe sich dann später über dieses ältere Dorf und östlich und westlich darüber hinaus eine jüngere Schicht der Bandkeramiker gelegt hat.

Zu dieser vielleicht jahrhundertelang besiedelten Station von Eutritzsch hat naturgemäß auch ein Friedhof gehört. Er hat sich aber bisher ebensowenig finden lassen, wie die Begräbnisplätze anderer bandkeramischer Ansiedelungen. Zwei beigabenlose, aber sicher steinzeitliche Hockergräber wurden in der Siedelung selbst gefunden. Sie sind wohl Zeugen des auch anderwärts bei den Stämmen der Bandkeramiker beobachteten Brauches, ihre Toten bisweilen in oder bei den Hütten zu bestatten.

Ein zweites Beispiel dieses Brauches aus der Leipziger Gegend ist das Grab eines etwa 5jährigen Kindes, das sich im Boden einer Wohngrube von Mörtitzsch fand. Da diese Grube Scherben sowohl nordischer wie bandkeramischer Kulturen enthielt, könnte es zweifelhaft sein, welcher Stammeszugehörigkeit das Kind gewesen ist, wenn nicht die Beigaben hier Auskunft geben konnten. Diese bestanden aus einem Flintmesser, das seitwärts des Kopfes lag, einem Flachbeil und einer Streitaxt von nordischer Form. Daß man einem so kleinen Knaben — denn um einen Knaben handelt es sich wohl sicher hier — schon eine Waffe mitgab, ist bezeichnend für den kriegerischen Geist dieser Nordstämme, der auch aus den übrigen Grabfunden ihrer Art erhellt und im Gegensatz steht zu den Funden aus der bandkeramischen Kultur, unter denen Waffen weit hinter den Arbeitsgeräten eines friedlichen Bauernvolkes zurücktreten.

Das Mörtitzscher Kind war in Hockerstellung beigesetzt, lag auf der rechten Körperseite und hatte den Blick gen Osten gerichtet, eine Orientierung, die bei Steinzeitgräbern sehr häufig ist. Vier kopfgroße Feldsteine faßten die Bestattung allseitig ein. Diese Beisetzung ist zugleich ein Musterbeispiel der nordischen Grabform unserer Gegend. Über die Bestattungsbräuche der Bandkeramiker der Leipziger Pflege haben uns Gräber bisher keine Auskunft gegeben. Die beiden oben erwähnten beigabenlosen in Eutritzsch und ebensolche in Zauschwitz sind bisher die einzigen geblieben.

Dagegen haben wir eine ganze Reihe von Grabfunden der Nordleute. Außer dem von Mörtitzsch beschriebenen seien solche mit schnurverzierten Gefäßen aus Cröbern, Miltitz, Wahren, Großzschocher und vom Leipziger Südfriedhof erwähnt. Sogenannte Kugelflaschenkeramik enthielten Bestattungen in Cröbern, Schkeuditz und Gaulis. Alle diese Gräber waren Flachgräber,

d. h. sie verrieten sich durch keinerlei Erdschüttung oder Steinanhäufung auf der Oberfläche. Daß die alte nordische Sitte, über der Leiche einen mehr oder minder hohen Hügel aufzuschütten, auch während unserer Steinzeit nicht unbekannt war, beweisen 5 Schnurkeramik enthaltende Grabhügel bei Rückmarsdorf im Bienitzwald.

Die Sitte, dem Toten aus gewaltigen Steinen ein Haus über der Erde oder aus großen Steinplatten eine kistenartige Totenkammer unter der Erde zu bauen, hat auf Leipziger Boden keine Parallele. Das bei Göhlitzsch unweit Merseburg gefundene reichverzierte und berühmte Steinkistengrab sei hier nur flüchtig erwähnt. In der Nähe von Merseburg wurde auch ein Hockerskelett mit zweimal trepaniertem Schädel ausgegraben (Prov.-Mus. Halle). Aus abergläubischen Motiven oder um irgendwelche Krankheiten zu heilen, pflegte man in der Steinzeit manchem Menschen mit einem Flintspan den Schädelknochen durchzuschaben, so daß ein etwa markstückgroßes Loch entstand. Die oft gut überwallten Wundränder beweisen, daß es der damaligen ärztlichen Kunst gelungen ist, den Delinquenten — wie man besser für Patienten sagen möchte — lebend über diese grauenvolle Operation hinwegzubringen. Im V. M. ist ein solcher Schädel — allerdings nicht Leipziger Herkunft — ausgestellt. Aus einem Steinzeitgrab von Schkeuditz stammt dagegen ein Oberschenkelknochen der Sammlung des V. M., an dem man einen verheilten Bruch erkennen kann. Die medizinische Erfahrung der Steinzeit hat, wie man an dem Stück sieht, es bereits recht gut verstanden, das gebrochene Glied zu strecken und zu schienen. Die Gräber können uns auch manchen Aufschluß über das geistige Leben ihrer Erbauer geben. Sie bezeugen den Glauben an ein Jenseits, in dem man sich das Leben als Fortführung des irdischen dachte. Der kriegerische Nordländer bekam seine Waffen, der bandkeramische Bauer seine Feldhacke mit.

Auf der Fundstätte von Zauschwitz bei Pegau, die Reste fast aller vorgeschichtlichen Kulturen neben- und übereinander enthält, fand sich ein beigabenloser Hocker männlichen Geschlechts von etwa 25 Jahren, zu dessen Füßen das eng zusammengeschnürte Skelett eines etwa 15jährigen Mädchens lag. Es ist wohl sicher, daß dieses Mädchen dem Jüngling freiwillig oder gezwungen in den Tod gefolgt ist.

Im Bereich der bandkeramischen Kultur und ganz besonders in ihrem südöstlichen Verbreitungsgebiet treten aus Ton gefertigte kleine menschliche Statuetten auf, die als Götterbilder anzusehen sind. Auf deutschem Boden gehören sie zu den seltenen Funden. Ein glücklicher Zufall hat uns aus einer Fundstelle von Schkeuditz ein solches Götterbild und damit die älteste Kultfigur unserer Gegend beschert. Leider ist das Stück nicht vollständig erhalten.

Das ursprünglich etwa fingerlange Tonbild stellt eine weibliche Gottheit dar (Fig. 7).

Auf der Rückseite ist eine Mäanderverzierung eingetieft, die ihrem Stil nach das Stück als bandkeramische Arbeit sicherstellt. Es soll damit wohl ein Gewand angedeutet werden. Daß die Vorderseite ohne dieses Muster erscheint, wird kaum so zu deuten sein, daß der Künstler ein Gewand darstellen wollte, das nur den Rücken bedeckt. Er begnügte sich mit der einseitigen, damals ja sicher allgemein verständlichen Andeutung des Kleides und vermied es, die auf der Vorderseite plastisch aufgetragenen Brüste und Arme durch Eingraben von Linienmustern undeutlich zu machen. Die Finger der Hände sind eingeritzt und liegen ausgespreizt auf dem Leib. Diese weibliche Gottheit, die sich anderen ähnlichen anschließt, welche sich in langer Kette bis in das östliche Mittelmeer und darüber hinaus verfolgen lassen, mag ihrem Inhalt nach am Anfang einer Entwicklung stehen, die dann später in der römischen Venus ausklingt.

Nach Hunderten zählen die außerhalb der beschriebenen Siedelstätten in der Leipziger Gegend vereinzelt gefundenen Waffen und Geräte aus Stein. Die Elster-Luppe-Aue hat eine reiche Ernte gegeben, und die Gegend um Liebenau lieferte besonders zahlreiche Stücke. Fertige, halbfertige Feuersteingeräte und Mengen von Abfallsplittern lassen dort eine Art neolithischer Steingerätindustrie vermuten. Daß man auch anderwärts in unserer Gegend damals Steingeräte herstellte, beweist u. a. der Fund von Klein-Dölzig (V. M.), der aus 5 Stücken besteht, die vom roh zugeschlagenen Block bis zum fertigen, durchlochten und geglätteten Werkzeug den Arbeitsgang erkennen lassen. Das Material ist ein grauer Schiefer, der sich vielfach unter dem heimischen Geröll diluvialen Ursprungs findet. Von einzeln gefundenen Steinbeilen aus dem Weichbild der Stadt seien solche von der Hainstraße, dem Thomaskirchhof und dem Rabensteinplatz genannt.

Ehe diese zahlreiche Bevölkerung unserer Leipziger Gegend verschwindet, d. h. teilnimmt an den großen Wanderungen, welche die Indogermanen aus ihren mitteleuropäischen Sitzen nach Süden und Südosten bis in das ferne Asien führten, erscheint noch als die letzte Welle steinzeitlicher Einwanderer in unserer Gegend das Volk der Glockenbecher. Von Spanien her breitet sich diese Kultur durch Frankreich hindurch aus, stößt über den Rhein nach Deutschland hinein vor und ist bis Osteuropa hin zu verfolgen. Ihre glockenförmigen, in horizontalen Zonen verzierten, henkellosen Tongefäße mit den begleitenden Funden, unter denen die steinerne Armschutzplatte gegen den Schlag der Bogensehne besonders auffällt, überziehen das ganze große oben genannte Gebiet wie mit einem dünnen Schleier. Lang ist ihr Bleiben sicher nirgends gewesen. Nur ein Fund von Cröbern (Fig. 9) bezeugt, daß diese Fremden,

die wir uns wohl am richtigsten als wenig seßhafte Reitervölker zu denken haben, auch durch die Leipziger Gegend gezogen sind.

Die Zeit der Glockenbecherleute, die wohl einer nicht indogermanischen, vielleicht mit den Iberern verwandten Rasse zuzuteilen sind, mag man in die letzten Jahrhunderte des 3. vorchristlichen Jahrtausends verlegen. Diese Periode hat schon keinen rein neolithischen Charakter mehr, sondern fällt vielfach mit der frühesten Metallzeit, der sogenannten Kupferzeit zusammen. Die Einführung dieses Metalls, von dem kleine Schmuckstücke hier und da schon in der reinen Steinzeit — wenn auch nicht in der Leipziger Gegend — nachgewiesen werden konnten, beginnt jetzt stärker zu werden. Besonders kommen ziemlich gewichtige zweischneidige Äxte vor, deren verhältnismäßig enges Schaftloch einen praktischen Gebrauch ausschließt. Sie waren vielleicht einfach Rohmaterial oder Prunkstücke, sie können auch dem Kultus gedient haben, den man mit der Axt als heiligem Gerät der Gottheit trieb.

Ein solches Stück ist in der Nähe von Eilenburg gefunden worden. Daß es bloß Rohmaterial gewesen sei, scheint dadurch widerlegt, daß man Nachbildungen aus Stein kennt, welche die langgestreckte Form dieser Kupferäxte imitieren und beiderseits der Lochung so dünne Wände haben, daß sie bei einem energischen Hieb damit zerspringen würden. In Dölzig ist ein solches Stück ausgegraben worden.

3. Die Gußstätte Leipzig während der Bronzezeit.

Von rund 2000 v. Chr. an nimmt die Einfuhr von Metallgegenständen so zu, daß wir mit Recht von einer Metallzeit reden können. Es beginnt die Bronzezeit.

Während anderorts, z. B. in Schlesien, eine allmähliche Entwicklung der Typen der ausgehenden Steinzeit zu denen der ältesten Bronzezeit zu erkennen ist, fehlt hier bei uns bisher eine solche Brücke. Es scheint, als ob in das leer gewordene oder nur noch spärlich besiedelte Land neue Bewohner wohl von Südosten her eingezogen seien. Sehr dicht und von Dauer scheint aber auch diese Besiedlung nicht gewesen zu sein. Von ihren Wohnstätten ist bisher nichts entdeckt worden, und von ihren Gräbern haben sich auch nur wenige gefunden.

In Hockerlage bestattete Tote enthielten die Bestattungen von Carsdorf bei Pegau und von Wahren, denen je ein Tongefäß beigegeben war. Das Wahrener Grab ist, so wie es gefunden wurde, im H. M. ausgestellt (Fig. 37). Ebenfalls ein Gefäß fand sich bei einer Bestattung in Günthersdorf. Es lag aber hier die

Leiche nicht in Hockerstellung, sondern lang ausgestreckt. Neben dem erwachsenen Skelett fanden sich Knochenreste eines kleinen Kindes. Einzelne Gefäße dieser Zeit, die nach einem böhmischen Fundort auch die Periode von Aunjetitz heißt, kamen aus Altranstädt und Markkleeberg in das V. M.

Wir würden über den Kulturbesitz dieser Stämme zu falscher Ansicht kommen, wenn wir nicht die sogenannten Depotfunde aus dieser Zeit hätten. Ein Depot im vorliegenden Sinne besteht aus einer Anzahl von Geräten, die in der Vorzeit absichtlich in der Erde verborgen worden sind. Dies geschah für dauernd, wenn man sich seines Besitzes aus abergläubischen Gründen entäußern wollte, oder auf Zeit, wenn die Gefahr dazu riet, den Besitz einstweilen sicher zu verstecken. Die letztere Gattung ist häufiger und in der ältesten Bronzezeit fast die Regel. Ihre Depots machen durchaus den Eindruck, als enthielten sie den einstigen Vorrat reisender Händler oder Bronzegießer.

Unsere Gegend muß damals geradezu ein Durchgangsland für den Metallhandel gewesen sein, und besonders Beilklingen müssen eine besonders begehrte Ware gebildet haben. Ein Depot von Carsdorf bei Pegau (V. M.) enthält neben 10 Ringen 35 solcher Beile (Fig. 10). In Schkopau, Kr. Merseburg, fanden sich auf einmal 124 und in Bennewitz, Kr. Halle, sogar 297 Stück.

Diese zahlreichen Depots — es sind noch drei weitere bekannt — sind aber auch ein Beweis großer Unsicherheit im Lande. Vergebens fragen wir uns, welche Tauschwaren dem Kaufmann aus dem Süden so verlockend gewesen sind, daß er deshalb Leben und Besitz in Gefahr brachte und die weite mühselige Reise unternahm. Zweifellos gab es damals auch schon in unserer Gegend dauernd benutzte Wege, deren Verlauf sich in unserem an Wasserläufen reichen Gebiet nach den Stellen gerichtet haben wird, die möglichst während des ganzen Jahres eine bequeme Furt bildeten. Ob man zur Steinzeit bei uns schon den Wagen benutzt hat, ist ungewiß. Im Verlauf der Bronzezeit ist sein Gebrauch als sicher anzunehmen. Transporte über Land, wie sie der Bronzehandel mit sich brachte, werden aber wohl meistens die Tragkraft von Mensch oder Tier in Anspruch genommen haben, denn unter den Straßen darf man sich natürlich keine noch so primitiv befestigten, modernen vorstellen. Mit Vorliebe benutzte man den Wasserweg und bediente sich dazu der Einbäume, d. h. aus einem einzigen Baum zurecht gehauener Fahrzeuge. Reste eines solchen fanden sich im Baugrunde der Gasanstalt an der Berliner Straße. Wenn er nicht in einem ehemaligen größeren, heute nicht mehr erkennbaren Flußbett, etwa der Pleiße, benutzt worden ist, hat er sicher dem Verkehr auf der Parthe gedient, die wir uns in alten Zeiten wasserreicher denken müssen als das heutige Rinnsal. Einbäume sind während der ganzen Vorzeit und stellenweise noch bis in die jüngste Vergangenheit benutzt

worden, so daß die sichere Datierung eines solchen Fundes oft recht schwer sein kann.

In einem Depotfunde dieser Periode aus Dieskau bei Halle lagen etwa 130 Perlen, Anhänger und Rohstücke aus Bernstein. Vielleicht haben wir hier einen Teil der Einnahmen des Bronzehändlers vor uns, denn der Bernstein der deutschen Nordküste war im Süden ein begehrter Artikel. Vielleicht spielte auch das Salz von Halle bei diesem Handel eine Rolle.

Die Leute der frühen Bronzezeit unserer Gegend waren, wie wir aus den Gräbern wissen, hochgewachsene kräftige Leute, deren Skelette häufig noch einen herrenmäßigen Eindruck machen. Sie führten den Dolch, die Axt und den Schwertstab als Waffe. Der Schwertstab kommt nur in dieser Zeit vor und besteht aus einer Dolchklinge, die gleich einer Axt rechtwinklig am Ende eines armlangen Schaftes befestigt ist. Der uns nächste Fundort einer solchen Waffe ist Canena bei Halle. Ihre in der Regel scharf profilierte Keramik ist meist sehr charakteristisch und nur schwer mit den Erzeugnissen anderer Kulturen zu verwechseln. Ihre Eigenart liegt nicht so in der meist spärlichen Verzierung, als in dem oft elegant geschwungenen Kontur (Fig. 12). Das Volk der Aunjetitzer reichte von Österreich, Mähren und Böhmen über Schlesien und Sachsen bis nach der Halberstädter und Magdeburger Gegend hin. In die ersten Jahrhunderte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends fällt seine Blüte in unserer Gegend, dann verschwindet es, ohne daß sich hier Übergänge zur folgenden Kulturstufe nachweisen lassen.

Von der Stufe der Bronzezeit, die sich z. B. im Osten Deutschlands als sogenannte Periode II vermittelnd zwischen die Aunjetitzer und die Buckelurnenkultur einschiebt, ist in unserer Gegend fast nichts gefunden worden. Eine in der Albrechtschen Ziegelei in Eulau bei Pegau beim Lehmstechen zutage gekommene, mit einer Öse versehene bronzene Gewandnadel dieser Zeit ist von ausgesprochenem ostdeutschen Typus und wohl ein Importstück aus Schlesien oder Böhmen (Museum Pegau). Hierher gehört vielleicht auch noch eine bronzene Nadel in Form eines Hirtenstabes vom Südfriedhof Leipzigs.

Für unsere Gegend ist die ältere Bronzeperiode die Herrschaft der Buckelurnen. Mit dieser Epoche, die etwa von 1600 bis 1200 v. Chr. dauert, kommt für uns ein neues Volk und eine neue Zeit. Neuerdings werden jetzt häufig die Kultur der Aunjetitzer und die Periode II als ältere, die Buckelurne als mittlere Bronzezeit bezeichnet.

Während wir die völkische Zugehörigkeit der bisherigen Bewohner unserer Pflege, wenigstens soweit sie vom Norden her kamen, ziemlich sicher erkennen können, vermögen wir über die jetzt sich bei uns ausbreitenden Stämme nicht so gewiß auszusagen.

Der größere Teil der Forscher sieht in ihnen Illyrier, der kleinere Teil Germanen oder Slawen, andere wieder glauben sich darüber noch eines Urteils enthalten zu müssen und sprechen nur von dem Volk der großen Urnenfelder oder — nach einer Provinz dieser Siedler — von der Lausitzer Kultur.

Neue Anschauungen haben sich Bahn gebrochen. Man bestattet die Toten nicht mehr, sondern äschert sie auf dem Holzstoß ein. Anscheinend haben sich die Ansichten über das Leben nach dem Tode geändert. Während man vorher den Leichnam mit Waffen und Gerät wohlversehen in einem, oft noch durch Steinsetzungen geschützten, geräumigen Grabe geborgen hatte, suchte man jetzt durch Verbrennen, d. h. auf die schnellste Art den Körper zu vernichten, um die Seele freizumachen. Mußte man früher den Leichnam des Toten zum Hocker zusammenbinden, um seine gefürchtete Wiederkehr zu bannen, so befreite die jetzige Vernichtung des Körpers von dieser Notwendigkeit. Waffen und Geräte sind jetzt unter den Beigaben für den Toten eine Seltenheit. Man gibt höchstens kleineren Schmuck mit, besonders Bronzenadeln, vielleicht auch das Rasiermesser oder eine Garnitur aus Ohrlöffel, Nägelreiniger und Pinzette zur Entfernung unschöner Körperhaare. Das jenseitige Leben dachte man sich sicher nicht mit Kämpfen ausgefüllt, sondern als ein behaglich genießendes Dasein. Es glich wohl weniger der germanischen Walhalla als dem Paradies des Koran.

Die Leichenverbrennung hat man vielfach als eine Sitte aufgefaßt, die zugleich mit der Bronze zu uns gekommen sei. Das ist sicher nicht zutreffend, denn im europäischen Südosten, auf dem griechischen Festland und der ägäischen Inselwelt, an die man dabei in erster Linie zu denken hätte, herrscht die Totenbestattung bis zur sogen. Dipylonperiode der ersten Eisenzeit. Andererseits war aber der Steinzeit die Leichenverbrennung durchaus nicht fremd. Brandgräber finden sich bereits in der westdeutschen Provinz der Bandkeramik. Sie sind ferner auf dem Gräberfeld von Rössen bei Merseburg und in Nündritz bei Riesa beobachtet worden, also im Gebiet einer nordischen mit bandkeramischen Elementen gemischten Kultur. Auch auf rein bandkeramischen Fundstellen Sachsens ist mehrfach Leichenbrand festgestellt worden. Auch die großen Steinbauten des Neolithikums in der französischen Bretagne enthalten sehr häufig verbrannte, nicht bestattete Leichen. Man kann aber nicht beweisen, daß diese Sitte etwa vom Westen her zu uns gekommen wäre. Die Entstehung des Brauches hat man damit zu erklären versucht, daß durch die, wie wir wissen, üblichen Opferfeuer an der Leiche diese minder oder mehr unter die Einwirkung der Flammen geraten sei. Aus dieser zunächst unbeabsichtigten teilweisen oder vollständigen Verbrennung sei allmählich eine beabsichtigte Einäscherung entstanden.

War der Körper von den Flammen verzehrt, wurde die Asche sorgsam ausgebreitet, und die Gebeine wurden aufgelesen und gesäubert. Alsdann legte man sie in die tönerne Urne und zwar oft so, daß die Beine zu unterst, das Körperskelett darüber und oben darauf die Schädelteile geschichtet sind. Der Verbrannte steht dann gleichsam oder hockt in seinem Ossuar.

Oftmals befindet sich in Wand oder Boden des Aschengefäßes ein pfenniggroßes, absichtlich eingebohrtes Loch, das sogen. Seelenloch, von dem man annimmt, daß es der Seele des Toten Zugang gewähren sollte zu den Resten seines Leibes. Dann hob man eine etwa $1/2$ Meter tiefe Grube aus, stellte die Urne hinein und umgab sie in der Regel mit einer Anzahl Beigefäßen. Heute sind sie leer oder öfter noch mit eingesickerter Erde gefüllt. Sie können einst Speisen enthalten haben, die man dem Toten mitgab oder aus ihnen auf den Scheiterhaufen geschüttet hat. Sie können aber auch das beim Totenmahl gebrauchte Speiseservice gewesen sein, das man mit begrub, um es weiterem alltäglichen Gebrauch zu entziehen. So reiht sich auf den Bestattungsplätzen Grab an Grab, so daß sich ganze Friedhöfe bildeten mit bis zu 1000 Bestattungen. Von der Seßhaftigkeit der Leute zeugen Urnenfelder, die Jahrhunderte lang in Benutzung gewesen sind.

Die Hinterlassenschaft dieses friedlichen Volkes ist trotz lokaler Unterschiede im ganzen überall gleichförmig; und seine Dörfchen überzogen das weite Gebiet von Ungarn her bis nach Brandenburg hinein und über Sachsen hin bis in das Thüringerland. Zahlreiche Gräberfelder sind bereits ausgegraben, immer finden sich noch neue, und wie viele mögen in früheren Zeiten der Unkenntnis zum Opfer gefallen sein!

Während der älteren Bronzezeit ist der Leipziger Boden stark besiedelt gewesen. In Störmthal, Dreiskau, Zehmen, Probstdeuben, Cröbern, Stünz, Mockau, Thekla und auf dem Südfriedhof und dem Trinitatisfriedhof der Stadt sind größere und kleinere Gräberfelder aufgedeckt worden. Leider weiß man nicht, wo die dazu gehörigen Siedlungen gestanden haben. Wenn schon mitunter große Gräberfelder achtlos zerstört worden sind, um wieviel weniger ist damit zu rechnen, daß die unscheinbaren, meist nur mit dunkler Erde und einigen Scherben ausgefüllten Wohngruben Aufmerksamkeit erregen. So sind bisher Dorfstätten nur bei Gautzsch, Stünz und Carsdorf festgestellt, deren Inventar auch schon viele Eigentümlichkeiten des jüngeren Abschnittes unserer Bronzezeit erkennen läßt.

Dem älteren Abschnitt gehören ferner die Hügelgräber in der Harth an. Wenn sie die einzigen ihrer Art in unserer Gegend sind, kann das daran liegen, daß die Harth stets Wald war und sie sich deshalb dort erhalten konnten, während sie auf Ackerland der Einebnung durch den Menschen verfielen.

Möglich ist es aber auch, daß für irgendeine Bevölkerungsschicht diese altertümliche Art des Grabes Sitte war. Reich ist der Inhalt der Harthhügel nicht. Er macht vielmehr im Vergleich mit dem Durchschnitt der gleichzeitigen Flachgräber einen ziemlich ärmlichen Eindruck. Nur ein selteneres Stück, damals sicher ein kostbarer Besitz, wurde aus ihnen gehoben, eine blaue Glasperle, wie sie ganz ähnlich auch in einem Grabe vom Südfriedhof gefunden wurde. In der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends kommt als Ursprungsland für diese nur Ägypten in Betracht, dessen Glasindustrie in die ältesten Zeiten hinaufreicht und das damals geradezu das Weltmonopol hatte.

Unter den Funden der älteren Leipziger Bronzezeit nimmt die Töpferware den breitesten Raum ein. Unter den zahlreichen Formen der Urnen, Krüge, Vasen, Töpfe und Schüsseln ragen besonders die meist sehr sorgfältig geformten und sauber geglätteten Gefäße hervor, deren Bauchung mit 4—6 von innen herausgedrückten Buckeln in der Form der Frauenbrust verziert sind (Fig. 11). Sie sind gleichsam das Leitfossil dieser Stufe geworden, man nennt sie nach ihnen auch Zeit der Buckelurnen. Das Formgefühl und die Geschicklichkeit der Töpfer, die diese Kunstwerke aus freier Hand ohne Drehscheibe schufen, ist zu bewundern. Neben doppelkonischen Gefäßen werden sie häufig als Knochengefäß benutzt und erscheinen in den verschiedensten Ausmessungen von 30 cm hohen bis zu ganz kleinen Formen, wie z. B. eine Urne des Gräberfeldes in Cröbern, die mit der Asche eines Kindes gefüllt in die Urne mit dem Leichenbrand eines Erwachsenen hineingestellt war. Das Grab vereinte wohl Mutter und Kind.

In den Wohngruben finden sich wie schon in der Steinzeit viel grobes Gebrauchsgeschirr und die aus Ton gebrannten kegelförmigen etwa spannenhohen Gewichte, die man beim Weben zum Spannen der Kettenfäden benutzte. Im übrigen gleichen diese Gruben in ihrer Anlage denen der älteren Zeit. Hier und da finden sich Reste des Lehmbelags der über diesen Löchern errichteten einstigen Holzhütte. In ihnen sind mitunter die Abdrücke der Ruten kenntlich, aus denen man zwischen den Haltepfosten die Hüttenwand „wand“. Man legte Dörfer wie Friedhöfe wenn irgend möglich so an, daß sie vom Hochwasser nicht erreicht werden konnten, hatte aber für die Siedlungen gern fließendes Wasser in der Nähe, das man zum Tränken der Herden brauchte; denn die Bevölkerung lebte von Ackerbau und Viehzucht, betrieb aber natürlich auch gern Fischfang und Jagd, wie die Speisereste in ihren Abfallgruben erkennen lassen. Leicht geneigte, der Sonne zugekehrte Abhänge mit durchlässigem Untergrund waren die begehrtesten Siedelstellen.

In den allgemeinen Verhältnissen, der Lebensweise, dem Totenkultus und der Art von Schmuck, Waffe und Gerät ändert sich in unserer jüngeren

Bronzezeit (etwa 1200 bis 800 v. Chr.) wenig, wenn auch die Formen der beweglichen Habe wechseln.

Aus dieser Epoche haben wir ein großes Gräberfeld in Leipzig-Connewitz und das etwas entferntere bei Canitz-Wasewitz. Außerdem sind wohl die meisten der Urnenfelder der älteren Zeit bis in die jüngere hinein in Benutzung geblieben. Auch bei den schon erwähnten Ansiedlungen ist eine scharfe Trennung zwischen älterer und jüngerer Bronzezeit bei uns schwer, denn es ist ja eine ziemlich ruhige und allmähliche Entwicklung, die wir vor uns haben, nirgendswo ein Abbruch. Das gleiche gilt von der Keramik. Allmählich verschwinden die ausgeprägten Buckel, die Formen werden weicher, runder, die Konturen werden verschwommener, und als beliebtes Ornament tritt die Kannelierung auf, die in breitem Bande die Gefäße umzieht (Fig. 13). Allerlei Kleinware tritt dazu, Hörner aus Ton, Gefäße mit einer Scheidewand, sogen. Pfeffer- und Salzbüchsen, Gefäße in Stiefelform und Klappern in Vogelgestalt, wie sie das Connewitzer Gräberfeld geliefert hat.

Eine gleichzeitige große Siedlung mit 60 Herdstätten wurde in Ötzsch aufgedeckt. Hier fand sich auch ein Siebgefäß aus Ton, das vielleicht zur Käsebereitung gedient hat.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Ergebnisse einer Untersuchung der Ansiedlung in Gaschwitz-Rötha, die aus dem Ende der Bronzezeit stammt und über diese hinaus bis in die Eisenzeit bewohnt war. Aus der Beobachtung der Pfostenlöcher, d. h. der Gruben, in die man einst die Stützbalken der Hütten hineingerammt oder hineingegraben hatte, gelang es, einen Hausgrundriß zu ermitteln, dessen Größe 10:7 m betrug. Er wurde aus 18 Pfostenlöchern gebildet. Die lange Achse lief von Osten nach Westen. Im Innern standen Stützbalken. Die Stärke der aus Rutengeflecht mit Lehmverputz bestehenden Wand betrug 20 cm. Zwei Türen führten in das Haus, das eine Vorhalle hatte. Außer diesen Gräberfeldern und Ansiedlungen sind weitere Fundstätten aus der Zeit der großen Urnenfelder in Gaschwitz, Dölitz, Stötteritz, Markkleeberg, Hänichen und Pönitz festgestellt.

Aus dem Boden der Stadt sind nach alten Berichten gefunden worden: Im Vorort Plagwitz eine bronzene Axt, in der Plagwitzer und der Waldstraße Bronzewaffen, am Schleußiger Weg Bronzesicheln.

In der älteren und der jüngeren Bronzezeit spielt unter den Funden naturgemäß der Formenkreis der Gegenstände aus dem Metall, das der Periode den Namen gab, eine große Rolle.

Die uns aus der frühen Metallzeit her schon bekannte anfängliche Verwendung von reinem oder fast reinem Kupfer macht sehr bald einer Legierung von 90 % Kupfer und 10 % Zinn, der Bronze, Platz.

Fern von uns im Süden, wahrscheinlich im Gebiet des Euphrat und Tigris, hat die Bronzekultur ihre Wiege, und hauptsächlich cyprische Kaufleute (Cypern =Kupferinsel) mögen sie nach dem nördlichen Europa verhandelt haben. Auf zwei Wegen gelangte sie nach Deutschland, entweder über Ungarn oder längs des Westabhanges der Alpen durch das Rhônegebiet. Der Transport geschah wohl entweder auf dem Rücken der Händler oder mit Pferden, deren Gebrauch seit der Bronzezeit allgemeiner geworden war.

Alles Rohmaterial, d. h. Kupfer, Zinn oder schon gußfertige Bronze, mußte selbst dann, als man sich von dem Ausland so weit unabhängig gemacht hatte, daß der Guß im Lande erfolgen konnte, von auswärts zu uns eingeführt werden. Auf deutschem Boden wissen wir von keinem vorgeschichtlichen Erzbergbau, wie er z. B. auf dem Mitterberg im Salzkammergut gefunden wurde. Dort hat man in 1500 m Höhe die alten Stollen der Bronzezeit in $1^1/_2$ km Gesamtlänge verfolgen können und manches Bergmannsgerät der Vorzeit daraus gehoben. Eine vorgeschichtliche Ausbeutung der Metallschätze des Erzgebirges ist vielfach vermutet, aber noch nicht bewiesen worden.

Die Form, in der die Bronze zu uns kam, war nicht der gestaltlose Klumpen. Man goß daraus mit Vorliebe schwere Ringe, oft von der Stärke mehrerer Finger. Sie ließen sich bequemer transportieren und hatten wohl stets ein ungefähr gleiches Gewicht. Der Ring war zudem etwas, an das man im Verkehr gewöhnt war. Eine Reihe kleiner, die auf einen größeren aufgereiht waren, dienten als Zahlungsmittel.

Durch Händler, die zugleich Gießer waren und sich hier niederließen und schadhafte und zerbrochene Bronzegeräte zu neuen Stücken umschmolzen, mag die Kenntnis des Gießens schnell bekannt und verbreitet worden sein. Durch die Funde von Gießformen und sonstigem Zubehör dieses Handwerkes können wir an vielen Orten Deutschlands das Vorhandensein solcher Werkstätten nachweisen.

Man hatte zwei Arten des Gußverfahrens. Galt es Dinge einfacher Form aus massivem Metall herzustellen, bediente man sich zweiteiliger Hohlformen. War die eine Seite des zu gießenden Stückes flach, wie z. B. bei der Sichel, genügte eine einteilige Hohlform und als zweite Hälfte dazu ein flacher Stein. Nicht massive Stücke mußten in der sogen. verlorenen Form gegossen werden. Über einem Tonkern wurde das gewünschte Stück in Wachs modelliert und darauf mit einer Tonschicht umgeben. Nachdem das Wachs durch Erwärmen entfernt war, füllte man den entstandenen Hohlraum mit Metall. Da hierbei die Form stets verloren ging, haben sich solche natürlich nicht bis heute erhalten können. Daß man in der Leipziger Gegend auch zu gießen verstand, bezeugt eine in Wiederau gefundene Tonform für einen Ring und eine weitere aus dem Eutritzscher Park, deren Datierung allerdings nicht sicher ist,

da sie auch mittelalterlich sein kann. Eine größere Gießerei hat damals auch in Ammendorf b. Halle bestanden, die uns eine ganze Reihe von Formen für Ringe, Nadeln und Messer hinterlassen hat.

Aus der älteren und jüngeren Bronzezeit unserer Gegend haben wir nur einen Depotfund von Oberthau bei Schkeuditz mit 43 Sicheln (Fig. 10), 1 Armring und 4 Beilklingen aus Bronze. Daß damals weniger gehandelt worden ist als in der ältesten Metallzeit, darf daraus nicht geschlossen werden. Die Zeiten waren sicherer geworden, und die jetzige Bauernbevölkerung war friedlicher als die waffenfrohen Aunjetitzer, deshalb hat wohl der Händler sich nicht so oft genötigt gesehen, seine Vorräte der Erde anzuvertrauen.

Daß die Zahl der auf uns gekommenen Bronzegeräte bei weitem kleiner ist als die der steinernen, erklärt sich leicht damit, daß man z. B. unbrauchbar gewordene Flintäxte einfach wegwarf, zerbrochene Bronzen aber zu neuen Geräten umschmelzen konnte.

Von den stattlichen, oft reichverzierten Schwertern hat sich bisher im Leipziger Gebiet noch keines gefunden. Wohl aber ist die Lanzenspitze vertreten mit einem Exemplar aus Burg-Liebenau (Fig. 14). Eine Axtklinge aus Störmthal mit den beiderseitigen Lappen zur Befestigung am Schaft gehört der mittleren Bronzezeit an (Fig. 15), die Tüllenaxt aus Eilenburg der jüngeren (Fig. 16). Nadeln, die man im Haar oder auch zur Befestigung der Kleider trug, sind vielfach gefunden worden. Die abgebildeten Stücke stammen aus den Gräbern von Probstdeuben (Fig. 17).

Eine große Rolle spielten die Fibeln oder Gewandschließen, die ihrem praktischen Zweck nach unserer Sicherheitsnadel entsprachen, zugleich aber auch wie unsere Broschen schmückten. Besonders schöne Stücke sind auf dem Südfriedhof und in Markranstädt ausgegraben worden (Fig. 18).

4. Ein illyrischer Eisenschmied und die Hallstattsiedelungen bei Leipzig.

Um das Jahr 1000 beginnt eine neues Metall seinen Einzug nach Mitteleuropa, das Eisen. Wo die ersten Eisenschmieden entstanden sind, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, am wahrscheinlichsten kommt dafür das nördliche Kleinasien in Frage. Nach einem berühmten Fundort bei Hallstatt im Salzkammergut wird diese älteste Eisenzeit auch Hallstattperiode genannt. Während die neue Zeit in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends den Bodenfunden in einem breiten Strich von Ostfrankreich bis nach Ungarn hin ein von der vorausgehenden Periode deutlich abweichendes Gepräge gibt, ist das in unserer Pflege nicht so der Fall.

Es scheint, als ob die wenig sorgfältig und ohne das Stilgefühl ihrer Vorgänger angefertigte Keramik, die uns aus den jüngsten Zeiten unserer Urnenfelder hier und da begegnet, darauf hindeute, daß manche dieser Siedlungen aus der Bronzezeit bis in die Eisenzeit hinein bestanden habe. Die sogenannte Billendorfer Kultur und die ihr verwandten Kulturen, die in dieser Zeit in der Lausitz und elbabwärts in der Gegend von Dresden, Riesa, Oschatz und Lommatzsch sehr verbreitet sind, senden in die Leipziger Gegend nur Ausläufer. Vielleicht wirkte die Nähe der Grenze ungünstig auf die Besiedlung. Es waren nämlich von Westen her die Kelten bis an die Saale vorgedrungen und dort Nachbarn der Germanen, die im Verlauf der Bronzezeit sich so weit nach Süden ausgedehnt hatten, daß sie bis zu einer Linie reichten, die von der Odermündung über die untere Saale zur Lippe läuft. Die östlichen Nachbarn der Kelten waren unsere Urnenfelderleute, wahrscheinlich Illyrier.

Da so ausgesprochene Eroberervölker wie Kelten und Germanen für die friedlichen, hauptsächlich ackerbauenden Illyrier kaum angenehme Nachbarn gewesen sein dürften, wäre ein zeitweises Zurückweichen der letzteren sehr erklärlich. Daß aber Handel und Wandel auch in dieser Zeit auf Leipziger Boden seine Wege suchte, bezeugt der interessante Fund aus dem Gelände des Auensees bei Wahren. Als Depot wohl eines bedrängten Eisenhändlers oder reisenden Schmiedes fanden sich ein Eisenbarren und eine Anzahl eiserner Ringe, darunter reich verzierter Halsschmuck (Fig. 19). Von den Barren der Art des Wahrener weiß man, daß sie von Westen her, also durch das Keltenland, als Rohmaterial verhandelt wurden. Die Verzierung auf dem daraus gefertigten Schmuck deutet mit Sicherheit auf die Hand eines Illyriers, der wohl schon einen Teil des Barrens verarbeitet hatte, denn er ist nur noch zur Hälfte vorhanden. Daß der Mann seinen Schatz vergraben mußte und nicht wieder heben konnte, spricht auch nicht gerade für sehr friedliche Lebensbedingungen im damaligen Grenzland Leipzig.

In die Hallstattzeit gehören von Leipziger Funden einige Gräber von Connewitz und Lützschena, sowie eine Herdstelle in Weßmar bei Schkeuditz.

Während man im Norden bis zum Schluß ihrer Verwendung alle Bronze oder ihre Bestandteile Kupfer und Zinn einführen mußte, hat man sich von dieser Abhängigkeit im Beginn der Eisenzeit bald freizumachen gewußt und im eigenen Land nach Eisenerzen gesucht und diese in primitiven Öfen zu schmiedbarem Eisen umgewandelt. Aus Sachsen sind solche Anlagen von Ostritz bekannt geworden, wo sie in einem bronzezeitlichen Gräberfeld lagen und wohl der Billendorfer Kultur der ersten Eisenzeit zuzuteilen sind. Näher liegt uns ein solcher Fund aus Gohlis a. d. Elbe und ein weiterer aus Zwenkau. Die größten Anlagen dieser Art wurden in Tarxdorf in Schlesien aufgedeckt, wo die Reste

von rund 30000 solcher, etwa 1 m hoher, aus Lehm gebauter rundlicher Öfen nebeneinander standen. Begleitende Scherbenfunde verweisen auf die älteste Eisenzeit. Die Verwendung des Eisens zu Schmuck ist in der keltischen Bevölkerung, die damals längs der Saale saß, noch nicht üblich, sondern ihre Halsringe, Armreifen und Nadeln sind aus Bronze. Wir kennen sie aus den Skelettgräbern dieser Stämme, die ihre Toten im Gegensatz zu Germanen und Illyrern unverbrannt beisetzten. Aus solchen Gräbern von Dürrenberg haben wir bronzene, sog. Wendelringe mit Hakenschluß, die am Hals getragen wurden, die torques (lat. gedrehte Ringe), welche wir auf antiken Keltendarstellungen als charakteristischen Schmuck dieses Volkes wiederfinden. Ihren Namen haben sie davon, daß ihr vierkantiger Draht abwechselnd nach rechts und nach links gedreht erscheint, die Drehung sich also wendet (Fig. 20). Bei den sog. falschen Wendelringen hat man es sich bequemer gemacht und auf einem runden Draht die sich abwechselnd nach beiden Seiten drehenden Furchen einfach eingetieft (Fig. 20 unten).

Von beiden Arten liegen Proben im V. M., ebenso die Reste eines Skeletts, dessen Unterarme je eine Reihe der bronzenen, steigbügelförmigen Armreifen tragen, die zur Mode der Zeit gehörten. Ansiedlungsfunde der Kelten liegen aus der Nachbarschaft unseres Gebietes nicht vor. Das uns nächste Grab ist die Bestattung einer Frau bei Schkeuditz. Das mit einem bronzenen Armreif geschmückte Skelett lag ausgestreckt auf dem Rücken.

5. Germanenstämme auf Leipziger Boden.

Die Macht der Kelten im Lande nahm um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends ein Ende. Das seit der Bronzezeit langsam nach Süden sich ausbreitende Germanentum drängte sie zurück. In der auf die Hallstattzeit folgenden jüngeren vorrömischen Eisenzeit, wie man die Jahre von 500 bis Christi Geburt zu nennen pflegt, sitzen germanische Stämme in der Leipziger Pflege. Die vorrömische Eisenzeit wird auch als La-Tène-Zeit bezeichnet nach einem Ort La Tène am Neuenburger See, der besonders reiche Funde geliefert hat, die zur Erkenntnis der Kultur dieser Periode wesentlich beigetragen haben. Die Träger dieser neuen Eisenzeit sind die Kelten, die uns ja schon während der Hallstattzeit an der Saale begegneten. In ihr Stammland, das östliche Frankreich, drangen rhôneaufwärts, also auf einem der uralten Wege, auf dem schon der Bronzehandel gegangen war, starke Einflüsse aus der schon früh entwickelten Eisenkultur Italiens und fanden hier fruchtbaren Boden. Bald bewehrten wuchtige Eisenwaffen die Faust der Krieger und verliehen ihrem Drang, sich auszudehnen,

und ihrer kriegerischen Eigenart das Mittel, um sich bis um 500 v. Chr. nach Osten über den Süden und die Mitte Deutschlands hinaus bis nach Böhmen zu Herren des Landes zu machen.

Damals hallte Mitteleuropa vom Waffenlärm, und für weniger kriegerische Völker gab es nur Unterwerfung oder Flucht, wenn nicht die günstige Lage durch Wälder oder Sümpfe geschützter Wohnorte noch eine Zeit Schutz bot. So verschwindet das große Volk der Illyrier um 500 v. Chr. fast völlig. Der Erbe seines Landes auf deutschem Boden ist der Germane.

Um 500 v. Chr. sitzen germanische Völker in der Leipziger Pflege. Sie sind aus dem Gebiet nördlich von dem heutigen Freistaat Sachsen vorgedrungen, und ihre Siedlungen schieben sich immer weiter an der Elbe aufwärts bis in das böhmische Grenzland. Welches Namens sie waren, ist ungewiß. Zur Zeit, als die Kelten an der Saale saßen, setzte ein germanischer Stamm nördlich von ihnen seine Toten mitunter in hausförmigen Urnen bei. Wenn man in diesen Germanen mit Recht Cherusker vermutet, kann man vielleicht auch die Leipziger Germanen der La-Tène-Zeit mit diesem Namen in Verbindung bringen. Jedenfalls waren es Westgermanen, wie die auf deutschem Boden alt eingesessenen Germanen genannt werden, seit von der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends an die von Norden nach Süden fortschreitende Eroberung und Kolonisation Ostdeutschlands von der Ostsee bis nach Schlesien einsetzt. Die dort germanisches Neuland schaffenden Vandalen, Burgunder und Goten werden als Ostgermanen bezeichnet. Bis nach Leipzig sind diese Ostgermanen nicht vorgedrungen.

Über die Germanen der hiesigen Gegend während der La-Tène-Periode geben uns eine Reihe von Fundstellen ein ungefähres Bild. Gräber aus dem Beginn dieser Epoche, die man in drei Abschnitte, einen frühen, einen mittleren und einen späteren einzuteilen pflegt, sind in Leipzig selbst aufgedeckt worden. Sie lagen dort, wo die Arndtstraße in steilem Abfall nach der Kaiser-Wilhelmstraße verläuft.

Gleichzeitig mit ihnen sind die Bestattungsplätze auf der Herderstraße und auf dem alten Friedhof in Leipzig-Connewitz und aus der weiteren Umgegend auf dem Höhenzug vor dem Südausgang von Mölitzsch, auf dem Galgenberg von Groitzsch, in Knauthain, Hänichen, Papitz bei Schkeuditz, Taucha, Wiederau, Zehmen und Cröbern anzusetzen. Das fundreiche Cröberner Gräberfeld leitet bereits zur mittleren La-Tène-Zeit hinüber, der die Bestattungen auf dem neuen Friedhof in Markkleeberg angehören, während die Zeit der beiden Jahrhunderte vor Christi Geburt in Mölitzsch einen Begräbnisplatz hinterlassen hat.

Die Kulturzustände sind durch alle drei Abschnitte der La-Tène-Zeit hindurch ziemlich gleich, so daß wir sie hier in der Gesamtheit betrachten können.

Man legte den Toten mit Waffen oder Schmuck auf den Holzstoß, äscherte ihn ein und sammelte seine Gebeine in einem Tongefäß, das in einer seichten, etwa 30—50 cm tiefen Grube beigesetzt wurde. In der Regel schützte man das Knochengefäß nur mit einer Schüssel oder Schale, die man darüberstülpte. Ganz schlicht ist das Grab, ohne Hügelschüttung und ohne umgebenden oder schützenden Steinbau. Durch das Totenfeuer sind manche der Beigaben angeschmolzen. Viele aber sind dadurch nicht merklich angegriffen, so daß man wohl auch vielfach solche erst nach vollendeter Einäscherung der Bestattung beigefügt hat. Die aus diesen Gräbern gehobenen Altertümer lassen uns wenigstens in Umrissen die damaligen Bewohner unserer Gegend wieder aufleben. Von ihrer körperlichen Erscheinung wissen wir nichts, da Skelette der Brandbestattung wegen nicht erhalten sind. Aus der Wucht ihrer Waffen können wir aber auf ein kräftiges Volk schließen. Ihre langen zweischneidigen Eisenschwerter haben Griffe, die für eine starke Faust berechnet sind.

Einen Gegensatz dazu bilden die bronzenen Schwerter der früheren Zeit, von denen aus Sachsen ein wohl erhaltenes der illyrischen Hallstattzeit in Neudorf an der Spree gefunden wurde und im wendischen Museum in Bautzen ausgestellt ist. Die Bronzewaffen mit ihren kurzen unbequemen Griffen machen einen mehr dekorativen, als praktischen Eindruck. Das ist jetzt anders. Das Germanenschwert der La-Tène-Zeit ist eine richtige Waffe, mehr zum Hieb als zum Stoß geeignet. Freilich war das Eisen weich und wird sich leicht verbogen haben. Von den Klingen der Gallier berichten die Römer ja auch, daß sie in der Schlacht öfter gerichtet werden mußten. Der Krieger trug das Schwert an der Hüfte in einem metallenen Gürtel mit Gehänge.

Aus bronzenen Ringen und Stangengliedern kunstvoll gefertigte Stücke dieser Art sind mehrfach gefunden. Schlichtere waren aus Ringen von gewundenem Eisendraht. Auch lederne Gürtel trug man gern, die vielfach mit Platten aus dünnem Bronzeblech belegt und mit einem Haken geschlossen wurden. Neben den schlichten eisernen Formen, besonders der späteren Zeit, hatte man kunstvolle, bis 14 cm lange bronzene, von denen sich mehrere in unserer Pflege gefunden haben. Sie gehörten wahrscheinlich zur Frauenkleidung. Ein besonders schöner, mit geperlten Kugelknöpfen besetzter Gürtel aus Cröbern, der in einem Vogelkopf ausgeht, liegt im V. M. (Fig. 21). Im Berliner V. M. befindet sich ein anderer in Gestalt einer breitbeinig stehenden Menschenfigur, von deren Hinterkopf der Schließhaken ausgeht. Diese älteste Darstellung des Menschen vom Leipziger Boden trägt einen gewundenen Halsring (Fig. 22). Vielleicht ist einer jener keltischen Torques dargestellt, über die wir oben (S. 30) gesprochen haben. Das wäre dann ein Fingerzeig, woher diese Schmuckstücke stammen, die in der Folgezeit, als die keltische Grenze immer weiter zurückweicht, verschwinden.

Das Schwert folgte dem Krieger in das Grab. Häufig hat man es vorher absichtlich mehrfach zusammengebogen. Eine so behandelte Waffe der Spätzeit fand man in Löbnitz an der Mulde unter dem Knochengefäß des Grabes niedergelegt. Man machte es durch das Verbiegen unbrauchbar für die Lebenden. Man tötete es gleichsam am Grabe seines Herrn wie man Sklaven tötete, damit sie dem Verschiedenen im Jenseits dienstbar seien.

Auch eiserne Lanzenspitzen bog man dazu krumm. Pfeilspitzen ließ man gerade. Vielleicht zerbrach man nur den Schaft des Geschosses. Den Kittel und den Umhang des Mannes, sogar das Gewand der Frau knöpfte man nicht, sondern befestigte sie, soweit sie nicht ein Gürtel hielt, mit Spangen oder Fibeln. In der ältesten Zeit ragt das über die Nadelnaht verlängerte Fußende frei empor (Fig. 25a), in der mittleren umfaßt sein Ende den Bügel der Fibel (Fig. 25b), und in dem Ausgang der La-Tène-Zeit verwächst Fußende und Bügel zu einem festen Rahmen (Fig. 25c). Die Mehrzahl der Fibeln ist aus Eisen. In der Frühzeit sind sie aus Bronze gefertigt und mit walzenförmigen Korallenstücken besetzt. Die einst rote Edelkoralle ist freilich heute ausgeblichen.

Diese Schmuckstücke haben einen weiten Weg zurückgelegt. Aus dem Mittelmeer, wahrscheinlich an der Küste Etruriens, wurden sie aus dem Meer geholt und über die Handelsstadt Massilia (Marseille) nach Gallien verhandelt, sie sind dann im Rhônetal aufwärts bis in die süddeutschen Keltengebiete geführt worden und schließlich in das ferne Germanien verkauft worden, wo sie schließlich als wertvoller Besitz einer Germanenleiche in Corbetha mit in das Grab gegeben wurden. Heute liegen sie in der Vorgeschichtlichen Landesanstalt in Halle. Ein ähnliches Stück aus Hänichen besitzt das V. M.

Diesen Beziehungen zum Keltengebiet verdanken wir auch eine ganze Reihe von Gefäßen, an denen man die Drehriefen der Töpferscheibe erkennen kann, eines Gerätes, das hier zu Land noch nicht in Gebrauch war (Fig. 23). Dieser Import, oder vielleicht das von keltischen Töpfern ausgeübte Handwerk, erlischt mit dem Ende der alten La-Tène-Zeit. Die übrigen meist recht schmucklosen Tongefäße heimischer Arbeit sind in der freien Hand gearbeitet.

Am Körper trug man bronzene Armringe, Nadeln mit verzierten Köpfen und sog. Segelohrringe, die ihren Namen davon tragen, daß sie einem kleinen windgeblähten Segel gleichen. Mit dünnem Draht wurden sie befestigt (Fig. 28).

Dorfstätten unserer ältesten Germanen sind nur wenige bekannt. Die hauptsächlichste liegt bei Zauschwitz, nahe Pegau, und scheint ihrem Inhalt an Gefäßtrümmern von Drehscheibenarbeit nach der frühen Zeit anzugehören. Um Christi Geburt mag eine andere Siedelstätte bei Zwenkau bestanden haben. Es ließ sich aus den dortigen Funden feststellen, daß ein hölzerner mit Ruten durchflochtener, lehmverputzter Oberbau über einer 1,5 m tief ausgeschachteten

und 1,75 m auf dem Boden messenden Grube mit senkrechten Wänden errichtet war.

Nach den vorgefundenen Resten trieb man damals Rinder- und Ziegenzucht.

Auch der Wirtel, das tönerne Schwungrädchen der Spindel, fand sich, mit der damals fleißige Frauenhände den Faden spannen. Wie die Frauen damals gekleidet waren, ist unsicher. In der Regel denkt man sich die Germanin in langem, wallendem, weißschimmerndem Gewand, so etwa wie eine Dame des kaiserlichen Rom oder eine gotische Heilige. Das mag vielleicht auf einige Hochstehende zutreffen. Die Mehrheit waren aber Bauerfrauen, und das Alltagskleid wird wohl wesentlich praktischer ausgesehen haben. Wenn Tacitus sagt, daß die Frauen wie die Männer gekleidet waren, wird er kaum Unrecht haben. Da nun die Germanen bekanntlich Hosen trugen, kann man sich diese alten Leipzigerinnen wohl mit Recht ähnlich vorstellen. Zu Fest und Feier mag es ja anders gewesen sein.

Reste von Eisenschlacke im Abraum der Hütten deutet auf heimische Eisengewinnung. Wo man das Eisen zu gewinnen weiß, versteht man es auch zu schmieden. Schmuck und Ziergerät kaufte der alte Deutsche vom keltischen Händler. Seine Waffen schuf er sich selbst.

Über die religiösen Anschauungen der hiesigen Germanen geben Funde nur sehr geringe Auskünfte. Eine mystische Bedeutung hatte sicher eine kleine Bronzefigur aus Hänichen in Gestalt eines hirschartigen Tieres, dessen Hörner in Knöpfen enden, und das eine Kugel im Maule trägt (Fig. 24).

Der alte Glauben, daß ein den Hammer schleudernder Gott das Gewitter verursache und daß an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen hat, sich ein Donnerkeil fände, ist vielleicht damals schon wirksam gewesen. In Möritzsch lag im Leichenbrand einer Urne ein Steinkeil, der damals kein Gebrauchsgerät mehr gewesen sein wird, sondern ebenso abergläubischen Zwecken gedient haben mag, wie die alt ererbte, einst im Feld gefundene Steinaxt, die mancher Bauer heute noch als blitzabwehrendes Zauberwerk bei Gewitter an das Fenster legt.

In die La-Tène-Zeit fällt vielleicht auch die große Verteidigungsanlage am Schloßberg unweit der Haltestelle Oberholz. Das mit Erdwällen und Grabenanlagen versehene, an 500 m lange, viereckige Werk kann sehr gut als Zufluchtsort für die Umwohnenden in Kriegsläufen gedient haben. Ein jüngst dort ausgegrabenes Eisenmesser kann sehr wohl aus dieser Zeit stammen.

Die abnehmende Besiedlungsdichte im Verlauf der jüngeren La-Tène-Zeit, die nicht nur bei uns zu beobachten ist, erstreckt sich weit über das Land. Man muß mit irgendeiner Störung rechnen, die einen großen Teil der Bewohner mit sich riß. Sehr nahe liegt es, hier an das erste Ereignis zu denken, das die germanische Welt mit der Geschichte in Berührung brachte,

die Wanderung der Cimbern und Teutonen. Dieser berühmte Zug, der mit dem Aufbruch der Cimbern aus ihrer Heimat in Jütland 120 v. Chr. begann, ging an der Elbe aufwärts zuerst nach dem heutigen Böhmen hin. Die sicher in breiter Front auf zahlreichen Wegen sich vorschiebenden Massen haben wohl unmittelbar oder doch zum mindesten mittelbar auch unsere Gegend berührt. Ob die Begegnung der Nordländer mit unseren La-Tène-Leuten eine friedliche oder eine feindliche war, wissen wir nicht. Auf alle Fälle wird die Lawine eine große Menge, sei es freiwillig, sei es gezwungen, mit sich gerissen haben. Wieviel in den nun folgenden vier Jahrhunderten nach Christi Geburt unter unserer germanischen Bevölkerung an alten Bestandteilen aus der La-Tène-Zeit übrig geblieben ist und wieviel an neuen dazugekommen ist, läßt sich zurzeit schwer erkennen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Leipziger Siedler der jüngeren La-Tène-Zeit hatte sich wohl auch dem Wanderzug suebischer Stämme von dem Elbgebiet nach der Rheingegend angeschlossen.

Etwa von Christi Geburt an können wir die germanischen Bewohner der Leipziger Gegend jedenfalls mit ziemlicher Gewißheit benennen. Es wohnen jetzt Hermunduren hier. Es läßt sich auch aus den archäologischen Funden erkennen, daß diese sich aus ihren früheren Sitzen vom östlichen Harzland her nach unserer Gegend hin vorgeschoben haben.

Die geringe Bevölkerung, die der Cimbernzug zurückgelassen hatte, war ihnen vielleicht stammesverwandt oder nicht imstande, sich dagegen zu wehren. Es scheint auch kein plötzliches Einbrechen neuer Massen in das Siedelgebiet vor sich gegangen zu sein, sondern eher eine allmähliche friedliche Durchdringung, so daß alte und neue Bevölkerung nicht in feindlichen Gegensatz treten. Von den Kämpfen, die 17 n. Chr. zwischen den Cheruskern und dem unter Führung der böhmischen Markomannen gegründeten ostgermanischen Völkerbund stattfanden und zur Auflösung dieses Bundes führten, erzählen uns die Leipziger Funde nichts. Der Zug der Cimbern, die ein Vierteljahrhundert lang die römische Welt in Schrecken gesetzt hatten, war in ihrer jütischen Heimat sicher der Gegenstand vieler Lieder und Mähren von Heldentaten und kühner Eroberung und lockte noch nach vielen Jahrzehnten zur Nachahmung. Besonders die Odermündung scheint in der älteren römischen Kaiserzeit eine Art Sammelbecken für abenteuerlustige Nordländer gewesen zu sein, aus dem sich Ströme aus verschiedenen kleinen Stämmen zusammengesetzter Germanenscharen nach Süden ergossen.

Eine führende Rolle scheinen im ersten nachchristlichen Jahrhundert die Rugier gehabt zu haben. Mit dieser Kulturgruppe kommt wohl die in dieser Zeit sonst fremde Sitte ins Leipziger Land, die Toten in reich ausgestatteten Körpergräbern beizusetzen, wie es uns die Funde von Gautzsch und dem un=

weiten Schladitz-Zwochau lehren. Diese mitteldeutschen Skelettgräber, zu denen auch die berühmten goldreichen, den ebenfalls aus dem Norden eingewanderten Silingern zugeschriebenen Gräber von Sackrau bei Breslau gehören, bilden gleichsam eine Brücke, welche die Dänischen Inseln, Norwegen und die Odermündung mit Böhmen, wo die Markomannen in gleicher Art bestatten, verbindet. Auf der ganzen Linie sind diese frühkaiserzeitlichen Skelettgräber von übereinstimmendem Typus. Ein ganzes bronzenes Speiseservice war dem Toten in Schladitz-Zwochau mitgegeben, Eimer, Schüssel und Kasserolen (Fig. 26). Auch das in elegantem Stichmuster gelochte Sieb fehlt nicht, um damit den Wein zu seihen, wenn er Bodensatz hatte, oder ihm würzende Kräuter beigefügt wurden. Einen Bronzeeimer mit kunstvollem Henkel, eine Silberfibel und eine große Bronzeschale mit einem Schwanenhalsstil ergab ein Grab in Gautzsch neben einfachem heimischen Eisengerät und ebensolcher mäanderverzierter Keramik (Fig. 27). Diese Bronzen sind römische Arbeiten und aus Italien, besonders aus Capua eingeführt. Die Capuaner Fabrikherrn mögen an der germanischen Grenze Niederlagen unterhalten haben, von denen aus ihre Ware den Weg bis nach Preußen hinauf genommen hat.

Auf welchem Wege unsere Bronzen in das Leipziger Land gekommen sind, ist nicht sicher zu sagen. Ein Eingangstor für den damaligen Handel bildete die Elblinie. Es ist aber auch denkbar, daß sie von einem Augsburger Stapelplatz stammen, denn die Quellen berichten davon, daß in dem 15 v. Chr. gegründeten römischen Augsburg während des ersten Jahrhunderts nach Christus hermundurische Kaufleute als bevorzugte Geschäftsfreunde galten. Mit ihnen verkehrte man ungezwungener und freundschaftlicher als mit den übrigen Germanen im Grenzland. Wenn dann in der späteren Kaiserzeit bei uns und im übrigen Sachsen solche reichen Importschätze an Geschirr nicht mehr auftreten, könnte man das auch mit den gestörten Handelsbeziehungen zu Rom erklären; denn im Markomannenkrieg 166—180 n. Chr. Geburt standen die Hermunduren gegen die Legionen Roms auf der Seite ihrer germanischen Brüder.

In das zweite nachchristliche Jahrhundert fällt die Belegung der Gräberfelder von Hänichen. Auf ihnen sind die Toten der Hermunduren in tönernen Urnen beigesetzt. Wenn sich der Leichenbrand einmal scheinbar frei in der Erde liegend fand, ist anzunehmen, daß er in einem hölzernen Behälter gesammelt oder in Tücher gehüllt war, die sich natürlich nicht bis heute erhalten konnten. Von der Kultur der nachchristlichen Hermunduren berichten ihre Gräber das gleiche, was wir schon von ihren vorchristlichen Vorgängern in unserem Land wissen. Bronzene Fibeln schließen jetzt das Gewand. Das Eisen als Schmuckmaterial ist verschwunden. Es gibt nur noch den Stoff zum Schwert, zum Messer, der bis zu 28 cm langen Lanzenspitze, zu den Rasiermessern und den unseren

Schafscheren gleichenden Scheren. Bronzene Endbeschläge von Trinkhörnern kommen hier ebenso vor wie in den älteren Skelettgräbern der Kaiserzeit und sprechen zu uns von den frohen Gelagen unserer Vorfahren in längst verschollenen Zeiten. Unter den Gefäßen, die jetzt keine keltischen Einflüsse mehr verraten, sondern aus freier Hand, aber deshalb nicht minder formvollendet gefertigt sind, fallen die glänzend schwarzen sog. Situlen (situla lat. = Gefäß) auf, deren mit dem Rollrädchen eingestochene, weiß eingelegte Mäanderverzierungen eine Eigenart der Westgermanen sind, die sie von den in anderer Technik hergestellten Mäandern der Ostgermanen unterscheidet (Fig 29). Als Bodenverzierung tritt auf den Gefäßen auch das Hakenkreuz auf, ein weit verbreitetes Symbol der Urzeit, dessen Bedeutung noch nicht restlos erklärt ist. Man hält es für die Speichen eines Rades, das in mystischer Beziehung zu Geschehnissen am Himmel steht, oder auch als Darstellung des Feuerbohrers, eines Gerätes, das durch Reiben von Holz auf Holz zur Erzeugung der Flamme des Herdes diente. Ebenso wie diese Töpferprodukte sicher heimischen Ursprungs sind, kann man es von den Metallgeräten annehmen. Sie sind überall in Germanien von so ausgesprochener Eigenart, daß man sie nicht alle als Importware etwa römischen Ursprungs ansehen kann.

Zu dem Kulturgut südlicher Herkunft gehören aber aus unseren heimatlichen Funden die Münzen des römischen Kaiserhauses. Aus unserer Gegend besitzt das V. M. solche aus Möckern (Antoninus Pius 138—161 n. Chr.), Köschlitz bei Dölzig (Trajan 98—117 n. Chr.) und Eilenburg (Mark Aurel 161—180). Eine römische Bronzemünze aus Mölkau ist verschollen. Im St. M. liegen Exemplare aus Raschwitz (Faustina die Ältere, Gemahlin des Antoninus Pius) und Knauthain (Konstantin der Große 323—327 n. Chr.).

Diese Römermünzen waren im germanischen Leipzig nicht Geld in unserem Sinne. Geprägte Zahlungsmittel waren damals hier noch nicht üblich. Der Handel beruhte auf dem Prinzip des Warentausches.

Außer diesen Münzen, dem Gräberfeld von Hänichen und einem gleichzeitigen aus der Ziegeleigrube von Lüttewitz hat unsere Gegend aus der jüngeren römischen Kaiserzeit nichts überliefert. Aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sind wir bisher ganz ohne archäologische Belege unserer Vorfahren im Lande.

Erst aus dem 4. Jahrhundert haben wir ein im Museum Pegau befindliches, dort in der Tittelbachschen Sandgrube entdecktes Grab mit Gefäßen aus Ton und zwei bronzenen Fibeln mit nach unten zurückgeschlagenem Fuß, die eine Datierung der Bestattung in das 4. Jahrhundert ermöglichen. Das Ursprungsgebiet dieser Spangenart ist der Osten, dessen germanische Bewohner ihre westliche Grenze im Lauf der letzten Jahrhunderte immer weiter nach der

Elbe hin vorgeschoben haben. An eine vorübergehende Besiedlung auch der Leipziger Gegend durch östliche Germanen ist aber auf Grund dieses Fundes nicht zu schließen. Wir haben diese Bestattung mit mehr Recht den Vorfahren der Thüringer zuzuweisen. In der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird der Name der Hermunduren das letztemal in römischen Quellen erwähnt, seit dem 5. Jahrhundert tritt dafür der Name der Thüringer ein. Seine althochdeutsche Schreibweise Durinc läßt noch die Hauptsilbe des Wortes Hermunduren heraushören.

Das Reich der Thüringer war mächtig und dehnte seine Einflußsphäre bis in das markomannische Böhmen hinein aus. Als Childerich im Frankenland herrschte, hieß der König der Thüringer Basinus. Er starb vor seiner Gemahlin Basena, welche dann dem Frankenkönig im Jahre 564 den berühmten Chlodwig gebar. Wie wir später aus den Grabfunden ersehen werden, war Thüringen, zu dem damals auch unsere Gegend gehört haben wird, ein reiches Land, und die fränkische Eroberungspolitik schaute begehrlich über seine Grenzen. Dessen war sich König Irminfried, der Nachfolger des Basinus, wohl bewußt und wollte sich durch eine Heirat mit Amalaberga, der Nichte des Ostgoten Theoderich, dessen Unterstützung sichern. Das Verhängnis war nicht aufzuhalten. Der Frankenkönig Theodorich rückte mit einem Heer nach Thüringen hinein und verband sich mit den Sachsen. Die entscheidende Schlacht bei Rönneberg 531 (wohl bei Hannover) und die Erstürmung der Feste von Burg-Scheidungen an der Unstrut entschied den Kampf. Thüringen war den Merowingern zinspflichtig geworden und seine Macht gebrochen. Nordthüringisches Land wurde den Sachsen überwiesen. Von dort her ist der heutige Landesname nach Süden gedrungen und hat uns zu Sachsen gemacht.

Gegen die schwer auf dem Land liegende Hand des Franken versuchten Thüringer und Sachsen 553 einen Aufstand. Er mißlang. Die angehende Großmachtstellung Thüringens war endgültig gebrochen.

Ob die Leipziger Gegend damals unter dem Machtbereich des um Merseburg und Querfurt gelegenen, von Thüringern bewohnten Hassegowe (Hassegau) stand, ist fraglich. Aus der thüringischen Zeit unseres Kreises, die in die bekannte Völkerwanderungszeit fällt und auch hier meist nach dieser benannt wird, haben wir ein großes Gräberfeld von Eulau bei Pegau. Leider sind die Funde in alle Welt verstreut, und die Leipziger Sammlungen des V. M. und des St. M., sowie das Museum in Pegau besitzen nur einzelne wenige Stücke daraus (Fig. 32). Die wichtigsten sind ein aus Knochenplatten hergestellter Kamm (Fig. 30), ein tulpenförmiger Becher aus dünnem, hellgelbem Glas und eine, leider in Berlin verschollene Münze aus dünnem Goldblech, von der sich ein Abguß im V. M. befindet, der aber Einzelheiten schwer erkennen läßt (Fig. 31). Ein

Henkel daran zeigt, daß man die Münze nicht als Münze, sondern als Schmuckstück behandelt hat. Diese Münzen aus dünnem Blech, Brakteaten genannt, sind in der Völkerwanderungszeit beliebt und oft — wie wohl auch das Stück aus Eulau — germanische Nachahmungen der Prägungen auf klassischen Vorbildern, die man oft weder verstand noch geschickt genug kopieren konnte, um das Original erraten zu lassen. Das einem gezähnten Unterkiefer ähnliche Gebilde könnte der fast unkenntlich gewordene Rest einer menschlichen Gestalt sein, die die Hand zum Munde hebt, wie sie auf anderen Brakteaten vorkommt. Was sie bedeutete, und was ihr zum Vorbild diente, ist dunkel.

Zu diesem Gräberfeld von Eulau aus dem 5. Jahrhundert ist jüngst noch ein Gefäß der Völkerwanderungszeit des 6. Jahrhunderts getreten, das bei Pegau gefunden worden ist und in der dortigen Sammlung aufbewahrt wird. Es stammt wohl auch aus einem Skelettgrab, dessen Skelett vielleicht völlig verwest war.

Die Gräber von Pegau und Eulau, die zeitlich vom vierten bis in das sechste Jahrhundert, d. h. vom Ausgang der späten Kaiserzeit bis in die Periode der Völkerwanderungszeit reichen, zeigen uns einen abermaligen Wechsel in der Begräbnissitte. Die Toten werden nicht mehr verbrannt, sondern ebenso wie im ersten Jahrhundert in unserer Gegend bestattet. Dieser neue Ritus kommt jetzt am Ende der römischen Kaiserzeit auf demselben Wege und vom selben Ausgangsort her, wie schon einmal vorübergehend im Anfang dieser Periode. Wieder können wir begründete Vermutungen aufstellen, welcher Zuzug an Einwanderern der Träger war.

In des dritten Jahrhunderts zweiter Hälfte wanderten in das Land an der Saale norddeutsche Germanen ein, die Warnen, welche sich in der Folgezeit mit den Thüringern verbanden und ein gemeinsames Reich mit diesen bildeten, dessen Herrscher als Könige der Warnen und Thüringer schon bald nach 500 erwähnt werden. Mit ihnen kamen damals Teile der Angeln, die sich im Gebiet der Unstrut niederließen. Ein im 9. Jahrhundert niedergeschriebenes Rechtsbuch spricht von der lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum, von dem „Recht der Angeln und Warnen, d. h. der Thüringer", und noch im 9. Jahrhundert hieß das Land zwischen Saale und Mulde das Werinerfeld, ein Name, der an die alten Warnen erinnert, in deren Machtkreis wahrscheinlich damals auch unsere Heimat gelegen hat. In der Völkerwanderungszeit hatte das kraftlos gewordene Rom einen großen Teil seiner Schätze an die erobernden Germanen abgeben müssen. So war auch Thüringen ein Land geworden, dessen vornehme Familien einen reichen Besitz an Edelmetall und daraus gefertigten Kunstschmiedewerken besaßen. Von manchem anderen Gut, wie kostbaren Gewändern usw., haben uns leider die Gräber, als unsere alleinige Fundquelle, nichts bewahren können.

In der Weimarer Gegend stieg aus den Bestattungen eine Fülle silberner und goldener Geschmeide hervor, die das Auge blenden. Nachbildungen von einem Teil der im Weimarer Museum liegenden Originale aus dem Grabe einer fürstlichen Frau geben im V. M. von diesem Glanz einen ungefähren Begriff.

Wie wir sahen, wurde das Gold den Thüringern zum Fluch, und ihr Land war im 6. Jahrhundert ein fränkischer Vasallenstaat. Waren bisher ihre Bedrücker aus dem Westen gekommen, so zog jetzt neues Kriegsgewölk von Osten her für sie herauf. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts waren die wilden Schwärme der Awaren über Ungarn und Böhmen bis an die Elbe vorgedrungen und lagerten dort eine Zeit. Sie waren aus dem inneren Asien her hervorgebrochen und hatten die slawischen Stämme, durch die ihr Weg führte, überrannt, unterworfen, und zur Heeresfolge gezwungen. Lange haben diese Asiaten nicht an der Elbe gelegen, wie lange, wissen wir nicht. Es ist aber anzunehmen, daß Thüringen unter den Einfällen der Awaren gelitten hat und besonders das Grenzland, zu dem ja auch unser Leipzig gehörte, zur Einöde wurde.

Die Vorposten Germaniens gegen Osten waren damals wohl bis an die Saale zurückgegangen. Im Vorland war wohl wenig der Verwüstung entgangen, und jenseits der Elbe und Oder sowie in Böhmen saßen nur noch spärliche Reste der einstigen Ostgermanen, Markomannen und Longobarden. Die Masse der Völker war in die lockenden Fernen gezogen, dem Verderben entgegen.

Im Jahre 595 wurde auch das letzte Bollwerk des Deutschtums gegen Osten an der Saale schwer erschüttert. Wohl in der Hoffnung, während der damaligen inneren Kämpfe im Merowingerreich ihre Freiheit wieder zu erlangen, mögen die Thüringer ihrem Oberherrn den Gehorsam verweigert haben. Ein fränkisches Heer warf sie nieder.

6. Einwanderung der Slawen in den Leipziger Kreis.

Wieder kommen jetzt neue Bewohner in unsere Gegend; aber keine Germanen sind es, sondern Angehörige des großen Volkes der Slawen, die von Wolhynien her allmählich vorrückend ungefähr um 600 in die verlassenen, nur noch hie und da von einem Germanenrest besiedelten Gebiete westlich der Elbe eindringen. Am oberen Lauf der Elbe werden sie zum erstenmal im Jahre 625 erwähnt. Ein fränkischer Kaufmann Samo von Sens bereiste ihr Land. Er half ihnen den Widerstand gegen die herrschenden Awaren zu organisieren, führte sie als Anführer im Kampf zum Sieg und ward zu ihrem König ausgerufen. In einem Krieg wegen einiger erschlagener fränkischer Händler siegt

Samo 630 sogar über Dagobert von Franken. Er schließt dann ein Bündnis mit den Sorben, den slawischen Bewohnern unserer Pflege.

Von den Dörfern der Sorben ist im Leipziger Kreise sehr wenig erhalten, beziehungsweise bisher gefunden worden.

Einzelne, mit Kulturresten dieser Zeit gefüllte Gruben, wie sie z. B. in letzter Zeit in Dösen und an der Ötzsch-Markkleeberger Grenze sich zeigten, geben über die Dorfanlage keinen Aufschluß. Sie sagen uns auch kaum etwas über die Hausform. Wir wissen nur, daß über 1—2 m tiefen, rundlichen Bodenauserhebungen ein Holzbau gestanden hat, dessen Wände, wie es schon in der Steinzeit üblich war, mit Lehm belegt wurden. Sehr stattlich werden diese Bauten kaum gewesen sein. Wenn der Pfarrer von Bösau über die Mecklenburger Slawenhäuser des 12. Jahrhunderts berichtet, daß es Lehmhütten waren, in denen man sich nur bei schlechtem Wetter aufhielt, wird er damit auch für unsere Gegend Zutreffendes beschreiben. Die Mehrzahl der slawischen Ansiedlungsspuren besteht aus zerbrochenen Gefäßen, die sich zerstreut auf den einstigen Wohnplätzen finden. Da sehr viele unserer Dörfer sicher an Stellen stehen, wo schon in sorbischer Zeit Siedlungen standen, ist das Vorkommen slawischer Scherben bei Grabungen und Bauarbeiten in der Ortschaft keine Seltenheit. Solche Scherben geraten in den Dung, werden auf die Felder gebracht und können dann leicht eine Siedlung vortäuschen, wo gar keine bestanden hat. An bestimmten Stellen, in den sog. wüsten Marken, sich häufende Scherbenfunde können dagegen wichtige Aufschlüsse über die etwa bisher nicht bekannte Lage der verschwundenen Siedlung und deren Zeitstellung geben. Sichere Spuren sind vielfach in der Umgegend aufgefunden, z. B. in Schkeuditz, Klein-Liebenau, Alt-Maßlau, Quasnitz, Dölzig, Günthersdorf, Pegau, Stockwitz, Schleußig, Probstdeuben, Groß-Pötschau, Zwochau, Lößnig, Connewitz, Gautzsch, Rötha, Dölzig, Wiederitzsch, Ötzsch, Dösen und Mölkau. Aus dem Gebiet der inneren Stadt sind sorbische Scherben etwa 10 m tief im Zuge der großen Fleischergasse entdeckt worden. Daß dort in der Gegend des heutigen Fleischerplatzes die ältesten Siedlungen auf dem Boden der Stadt gelegen haben, und wohl auch die leichten Erhebungen am Naundörfchen und in der Gegend der Altenburg an der Lortzingstraße dafür in Frage kommen, bezeugt auch die Errichtung einer Missionsstation durch Erfurter Schottenmönche wohl im 11. Jahrhundert ungefähr am Nordausgang des heutigen Naundörfchens; sie konnte doch hier nur einen Sinn haben, wenn dort Heiden, d. h. Sorben, wohnten. Es kann naturgemäß auch die schützende Nähe der deutschen alten Burg für diese Niederlassung ortsbestimmend gewesen sein.

Auf den in jüngster Zeit gelegentlich umfangreicher Erdarbeiten tief aufgegrabenen Teilen der Hochfläche Leipzigs, dem Markt, Königsplatz und Roß-

platz haben sich Reste sorbischer Besiedlung nicht gezeigt. Die sonst im Gebiet der Stadt, z. B. in der kleinen Fleischergasse, dem Brühl (dessen Name nicht slawisch, sondern wohl von dem althochdeutschen brogil = Sumpf herzuleiten ist), im Umkreis der Nikolaikirche, dem Naundörfchen und der Altenburg zutage gekommenen Bruchstücke sind teils schon frühdeutsch, teils nicht sicher als sorbisch zu datieren. Eine genaue Scheidung zwischen sorbischen und frühdeutschen Scherben ist überhaupt in vielen Fällen schwierig und macht die zeitliche Festlegung auch der übrigen Fundstellen unserer Gegend oft unsicher.

Erstaunlich gering ist die Zahl der um Leipzig herum gefundenen Bestattungen der Sorben. Außer Schkeuditz, Eulau und Carsdorf bei Pegau und dem die weiße Mark genannten Hügel bei Zwenkau sei noch das Gräberfeld von Kunnersdorf zwischen Gerichshain und Sehlis genannt.

In Reihen, lang auf dem Rücken, meist mit ausgestreckten Armen sind ihre Toten beigesetzt. Oft liegt der Kopf nach Westen, so daß der Blick der Toten nach Osten geht. Hin und wieder ist ein Tongefäß beigegeben, das seitwärts des Kopfes oder vor den Füßen steht. An den Schläfen des Skeletts finden sich mitunter bronzene oder silberne, etwa zweimarkstückgroße, offene Ringe, deren eines Ende zu einer Schleife eingerollt ist und die danach Schläfen- oder Schleifenringe heißen (Fig. 33). Einige Perlen aus Ton, buntem Glas oder durchbohrten Halbedelsteinen, ein eisernes Messer in der Hüftgegend, vereinzelt auch Ohr- und Fingerreifen aus Silber oder Bronze sind alles, was man dem Toten mitgeben konnte. Kostbarkeiten, wie sie aus dem Tempelschatz norddeutscher Slawenstämme geschildert werden, haben unsere Sorben sicher nicht besessen. In ihrer Wirtschaft benutzten sie eiserne Sicheln zum Mähen (Fig. 35) und Handmühlen mit runden gelochten Mahlsteinen, wie einer in Schkeuditz gefunden wurde, zur Verarbeitung der Halmfrüchte (Fig. 34). Mit tönernen Wirteln spannen ihre Frauen. Knochengeräte mancherlei Art, wie Nadel und Pfriemen, mußten oft das Eisen ersetzen, das sicher nicht sehr verbreitet war, denn Waffenfunde slawischen Ursprungs gehören überall zu den Seltenheiten.

Vielleicht haben in ihrer Ausrüstung Keule, Schleuder und der Bogen eine Rolle gespielt, dessen Pfeile ja nur im Feuer gehärtete Spitzen oder solche aus pfriemenähnlichen Knochenstücken gehabt zu haben brauchen. Die eigene Herstellung von größeren eisernen Schutz- und Trutzwaffen müssen sie nicht recht verstanden haben, sonst wären sie mit dem Verbot Karls des Großen, solche nach Slawien zu verkaufen, nicht in ihrer kriegerischen Ausrüstung behindert gewesen. Einen anderen Zweck konnte doch eine solche Verordnung nicht haben. Ganz unterbunden kann aber die Einfuhr von Waffen nicht gewesen sein. Arabische Urkunden berichten über den Transport von Stahlklingen aus Aserbeidjan

in die Wolgagegend. Ein ausgedehnter Orienthandel durchzog damals das gesamte Slawenland und vermittelte den Warenaustausch des Nordens mit dem Orient. Diese Handelswege sind heute noch durch die geographische Verbreitung der Hacksilberfunde vom Schwarzen Meer bis nach Skandinavien hin erkennbar. Zerhackte und zerbrochene Schmucksachen, zerschnittene Münzen vielfach morgenländischer Herkunft dienten damals als Zahlungsmittel und wurden sehr häufig in Zeiten der Gefahr in Töpfen der Erde anvertraut. Ein Fund solcher Art aus der Gegend von Pegau befindet sich im Kunstgewerbemuseum Dresden.

Was die fremden Kaufleute hier erhandelten, sagt uns ungefähr ein Bericht des Ibrahim ibn Jacub über das Prag des 10. Jahrhunderts. Er spricht von Moslims und Juden, die aus dem Türkenland dorthin kamen und Sklaven, Zinn und Bleiarten erhandelten. Besonders der Prager Sklavenmarkt muß beträchtlich gewesen sein. Die Böhmen verkauften ja, wie alte Quellen erzählen, ihre Söhne und Töchter an alle Völker. Für den Export nach Spanien wurden in Prag sogar Sklaven kastriert. Für eine nordische Sklavin, die nichts als ein bißchen Sticken und Weben verstand, bezahlte man ja damals im Orient 1000 Goldstücke, so daß auch mit der vielleicht etwas billigeren sorbischen Ware immer noch ein gutes Geschäft gemacht wurde. Aus den Slawenländern bezog der Süden ferner noch Honig, Wachs, Pelze, Bibergeil, Haselnüsse und Bernstein. Dieser slawisch-orientalische Handel dauerte bis etwa 1000 n. Chr.

Die Münze als Zahlungsmittel spielte bei den Sorben höchstens nahe der deutschen Grenze eine gewisse Rolle. Für die Hand der Slawen scheinen in Magdeburg besondere sog. Wendenpfennige geschlagen worden zu sein. Es sind kleine Silberstücke etwa von Pfenniggröße. Sie tragen in der Regel keine Aufschrift, sondern nur Kreuze und Kringel. Kenntlich sind sie an ihrem erhöhten Rand. Aus unserer Gegend stammen zwei solcher Pfennige. Einer fand sich im Baugrund der Thonberger Kirche in Leipzig. Er liegt in der Universitätssammlung, während den zweiten aus Podelwitz das V. M. besitzt (Fig. 36).

Die Hauptmasse aller sorbischen Funde bildet die Keramik. Ihre in der Mehrzahl eiförmigen Gefäße mit eingezogenem Hals und ausladendem Rand sind meist auf der Drehscheibe gefertigt, gut gebrannt und in der Regel von grauer oder brauner Farbe. Ihre Verzierung bilden in der älteren Zeit rings um das Gefäß laufende Wellenlinien, in der jüngeren horizontale Riefen. Dazwischen erscheinen Gruppen von eingestochenen Punktreihen und in einzelne Wellen aufgelöste Muster. Auch unverzierte oder nur spärlich dekorierte, aus freier Hand gefertigte Gefäße kommen vor, ohne daß man diese oft recht primitiv

erscheinenden Formen immer als die Anfänge einer fortschreitenden keramischen Entwicklung ansehen kann. Bei uns hier ist die Zahl der etwa durch ihren Inhalt an Münzen oder durch andere Begleitumstände bestimmt datierten Gefäße viel zu gering, als daß sich bisher genauere und sichere chronologische Unterschiede in der Sorbenkeramik machen ließen.

Am wenigsten wissen wir von unseren Leipziger Sorben aus der Zeit etwa von 600—800. Von ihnen hat sich noch nicht eine einzige Bestattung gefunden.

Der Fall steht nicht vereinzelt da, denn die Zahl der Gräber dieser Stufe aus dem ganzen großen Gebiet slawischer Besiedlung auf deutschem Boden kann man fast an den Fingern herzählen. Damals verbrannten die Slawen ihre Toten. Dafür haben wir geschichtliche Zeugnisse. Im Jahre 745 schreibt der heilige Bonifacius in seinem 72. Brief an König Ethibald, daß die Wenden von ihren Frauen auf den Scheiterhaufen begleitet würden. Dasselbe berichtet der berühmte Thietmar von Merseburg als Brauch des 10. Jahrhunderts in Polen. Eine solche Einäscherung im Land der Wolgaslawen hat als Gesandter des Kalifen der Chronist Ibn Fotland 922 selbst mit angesehen und geschildert. Sechs weitere orientalische Quellen erwähnen den gleichen Brauch.

Wenn slawische Brandbestattungen so selten beobachtet werden, kann es daran liegen, daß sie sehr unscheinbar sind. Die in Böhmen gefundenen bestanden meist aus Hügeln mit Aschenschichten, in denen sich nur vereinzelte Scherben befanden. Solche Hügel können der jahrhundertelangen Bodenkultur unserer Gegend längst zum Opfer gefallen sein. Die alten Berichte melden aber auch, daß man die Aschenurne am, nicht im Grabhügel aufstellte. Eine solche Aufstellung war ihrer Erhaltung natürlich nicht dienlich. Daß man aber auch den Leichenbrand in einem Gefäß unter der Erde barg und ihn dort noch durch eine Steinsetzung schützte, bezeugt das slawische Brandgrab von Paunitz (A. H. Großenhain). Man kann annehmen, daß der Einfluß des Christentums die Slawen zur Körperbestattung übergehen ließ.

In einem von Kämpfen erfüllten Grenzgebiet, wie es das unsere zur Sorbenzeit war, haben sich naturgemäß eine ganze Reihe von Verteidigungsanlagen erhalten, die sog. Ringwälle, Burgwälle, auch Schwedenschanzen genannt. Es waren in der Hauptsache Erdwerke. Entweder schüttete man an schwer zugänglicher, sumpfiger, von Wasserläufen umgebener Stelle einen rundlichen Wall oder einen massiven, steilwandigen Hügel auf, wie man sich eine slawische Anlage an der Stelle der Alten Burg unweit des Leipziger Fleischerplatzes zu denken hat, oder man schnitt durch einen Querwall eine Hügelspitze von dem übrigen Gelände ab. Eine solche Anlage wird in der Gegend des heutigen Matthäi-Kirchhofes vermutet. Endlich umzog man

auch die Kuppe eines natürlichen Hügels mit einem Wall, wie es auf dem Kirchberg von Thekla der Fall war. Die Erbauungszeit solcher Wälle ist nicht leicht festzustellen, denn Scherben, die man in den Schüttungen findet, bekundeten in der Regel weder das Alter noch die Verteidiger mit Sicherheit, wenn nicht aus der Lagerung hervorgeht, daß sie nicht schon in den Erdmassen enthalten waren, als man das Werk errichtete.

Bei unseren Ringwällen ist dabei weniger an ein vorsorbisches Alter zu denken als an die Herstellung in schon frühdeutscher Zeit, die ja auch bereits vorhandene Anlagen solcher Art mit Vorliebe weiter benutzte. Von den Burgwällen, die sich in unserer Gegend finden, ist ein Teil noch gut erhalten, viele sind stark beschädigt, von manchen sind nur noch Spuren geblieben. An der Pleiße: Kreutnitz, Kahnsdorf, Hain, Treschendorf (erhalten), Gaulis, Rötha, Böhlen, Cröbern. An der Elster: Auligk, Gatzen, Altengroitzsch (erhalten), Groitzsch, Kleinstorkwitz, Großstorkwitz, Wiederau, Imnitz, Zwenkau (erhalten), Zöbigker, Gautzsch, Lauer, Knauthain, Wahren, Hänichen, Oberthau, Schkölen, Kleindölzig, Klein-Liebenau. An der Wyhra: Borna. An der Eula: Eula. An der Gösel: Mölbis, Groß-Pötzschau (erhalten), Göhren, Tanzberg. An der Parthe: Thekla, Portitz, Seegeritz, Taucha, Gewinneberg bei Dewitz (erhalten). Die imposanteste Anlage der weiteren Umgegend ist der Schaddel bei dem gleichnamigen Dorfe unweit von Grimma, obwohl bereits ein Teil dieser alten Festung dem Bau der Muldenbahn zum Opfer gefallen ist (Fig. 38).

An eine rundliche Wallanlage auf einer Höhe des Geländes, dem Kern der Befestigung, schloß sich eine Art Vorburg an, die einen Teil des Abhanges in sich faßt und durch einen Längswall in 2 Abschnitte geteilt wird. Ein von zwei Wällen begleiteter schmaler Gang führt zu einem Bach hinab, um die Wasserversorgung zu sichern. Wasser wurde viel gebraucht, wenn bei Unruhen die Hauptburg von den Kriegern besetzt war und die Vorburg Frauen, Kinder und das Vieh der umliegenden Ortschaften aufnahm.

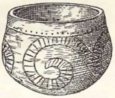
Angreifer, die das Eingangstor der Festung stürmen wollten, mußten den Verteidigern ihre schwache Seite, d. h. die nicht durch den Schild gedeckte rechte Schulter zuwenden. Die einst auf dem Wall errichtete Mauer aus Steingeröll in Balkenrahmen, wie sie die Rekonstruktion zeigt, ist heute bis auf geringe Spuren verschwunden.

Die Burgwälle dienten anscheinend nicht alle ausschließlich militärischen Zwecken. Sie waren der geeignete Ort, im Kreise der Volksgenossen Recht zu sprechen, und sicher vielfach zugleich Opferstätte und der Platz für damit zusammenhängende Volksfeste. Daran erinnert z. B. der Name Tanzberg für den Wall bei Magdeborn bei Leipzig.

Die heute darauf stehende Kirche bezeugt ebenso wie die in Wahren und Thekla den Brauch der Christenpriester, auf heidnischen Kultstätten ihres Missionsgebietes Gotteshäuser zu erbauen. Ein alter lateinischer Vers an der Klosterkirche zu Leubus in Schlesien faßt diesen Brauch in die Worte:

Daemonis ara prius tua transit in atria Christe.

„Aus dem Teufelsheiligtum, das hier stand, ist eine Kirche geworden."
Mit den ersten Glockenklängen und den ersten Hufschlägen deutscher Ritterpferde im Leipziger Land geht seine Vorgeschichte zu Ende.



Bandkeramisches Gefäß. Sornzig.
V. M. 1/4 Gr.

Periodentafel zur Vorgeschichte des Leipziger Kreises.

Hauptperioden:	Unterperioden:	Zeitliche Dauer:	Wichtigste Funde und Fundorte unserer Gegend:
Jüngere Metallzeit (Eisen)	Slawische Zeit	ca. 600—900 n. Chr.	Ansiedlungen in Leipzig-Altstadt. Gräber in Schkeuditz und Cunnersdorf. Ringwälle in Thekla und Wahren.
	Völkerwanderungszeit	ca. 400—600 n. Chr.	Gräberfeld von Eulau bei Pegau.
	Römische Kaiserzeit	ca. Chr. Geb. bis 400 n. Chr.	Römische Bronzen aus Gautzsch und Schladitz-Zwochau. Gräberfeld von Hänichen.
	La-Tène-Zeit	ca. 500 v. Chr. bis Chr. Geb.	Grabfunde von Leipzig-Arndtstraße, Connewitz und Cröbern.
	Hallstattzeit	ca. 800—500 v. Chr.	Eisenfund vom Auensee bei Wahren.
Ältere Metallzeit (Kupfer und Bronze)	Jüngere Bronzezeit	ca. 1200—800 v. Chr.	Hügelgräber in der Harth. Flachgräber im Südfriedhof und Trinitatisfriedhof von Leipzig. Ansiedlungen in Stünz, Gautzsch, Oetzsch. Depotfund von Oberthau bei Schkeuditz.
	Mittlere Bronzezeit	ca. 1600 bis 1200 v. Chr.	
	Ältere Bronzezeit	ca. 2000 [1]) bis 1600 v. Chr.	Skelettgräber von Wahren und Carsdorf bei Pegau. Depotfund von Carsdorf.
Steinzeit	Jüngere Steinzeit	ca. 5000 bis 2000 [1]) v. Chr.	Hügelgräber im Bienitzwald. Grabfunde vom Südfriedhof Leipzigs. Ansiedlung in Eutritzsch.
	Mittlere Steinzeit	ca. 10000 bis 5000 v. Chr.	Funde nicht bekannt.
	Ältere Steinzeit, jüngerer Abschnitt	Diluvium	Schaber von Schmölln bei Wurzen. Mammut von Borna.
	Ältere Steinzeit, älterer Abschnitt	Diluvium	Feuersteingeräte von Markkleeberg.
	Frühe Steinzeit	Tertiär und Diluvium	Keine sicheren Funde.

[1]) Abgerundet. Die ersten Anfänge des Metallgebrauches beginnen sicher schon bald nach der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends.

Literatur:

Die Literatur über die Vorgeschichte Leipzigs und des Freistaates Sachsen ist umfangreich, aber sehr zerstreut. Eine Zusammenstellung der in Frage kommenden Arbeiten bringt:

Georg Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens (Mannus-Bibliothek, Nr. 27, Leipzig 1921, Kurt Kabitzsch).

Weitere Literaturangaben enthält:

G. Wilke, Die Vorgeschichtsforschung in Sachsen (Mannus XVIII, 1—2, Leipzig 1926, Kurt Kabitzsch).

Das hauptsächlichste Schriftwerk über Vorgeschichte im allgemeinen gibt:

E. Wahle, Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas, Hannover 1909, Wilh. Riemschneider.

II.

Die Frühzeit deutscher Kultur auf Leipzigs Heimatboden

Rudolf Kötzschke

Hierzu Tafel VII—XI

1. Die Aufrichtung deutscher Herrschaft und die Einführung des Christentums.

In den Tagen, als Karl der Große von Aachen aus sein weites Reich beherrschte, wurden im Lande an der mittleren Saale die ersten Fortschritte zur Sicherung des Deutschtums gegen die ostwärts wohnenden Slawen und zu neuem Vordringen über den Grenzstrom getan. Auf der westlichen Uferseite, im Hassegau und Friesenfeld zwischen Unstrut und den Seen bei Eisleben, ward eine geordnete Verwaltung unter Grafen nach fränkischer Sitte eingeführt. Ältere Missionskirchen, deren Entstehung dem Jüngerkreis des Bonifacius zugeschrieben werden kann, wurden dem Kloster Hersfeld im Fuldatal zur Pflege, zugleich mit der Berechtigung zum Empfang der kirchlichen Zehnten, überwiesen. Schon begann eine Förderung ländlicher Siedelung in geregelten Formen der Dorf- und Fluranlage, die von diesem Landstrich her mit ausgeprägter Mischung deutschen und slawischen Wesens künftighin weitere Bedeutung gewinnen sollte. Noch mußte 805 Erfurt als Stätte gewählt werden, um den Handelsverkehr nach den Slawenländern im Osten zu überwachen; damals erging das Gebot, die Waffenausfuhr dorthin zu verhindern. Doch bereits im darauffolgenden Jahre, als ein Vorstoß bis zur Elbe gelang, wurde auf dem Ostufer der Saale, nahe den Salzquellen von Halle, ein fester Platz als Stützpunkt gegründet: ein Anfang zur Befriedung des deutsch-slawischen Grenzbereichs in diesen Gegenden war gemacht.

Unter den Nachfolgern aus Karls Geschlecht, die über das ostfränkische Reich vom Rheinland bis zu den damaligen Ostmarken geboten, zumal unter Ludwig dem Deutschen, der gern in Regensburg seinen Königssitz nahm, ward die Stellung der Deutschen an der Saale verstärkt. Es entstand eine Sorbenmark, ein Gürtel der Landesverteidigung gegen die ostwärts angrenzenden slawischen Völkerschaften, die mit dem Stammesnamen Sorben gemeinsam bezeichnet wurden. Längs der Saale wurden befestigte Anlagen errichtet, die zur Abwehr slawischer Einfälle sowie zur Überwachung des östlichen Vorlands dienten. Den höchsten Befehl im Grenzgebiet führten Inhaber markgräflicher, ja herzoglicher Gewalt. So gelang es wirklich, die slawische Bevölkerung an der Saale in Ruhe zu halten. Doch der von beiden Seiten mit Streifzügen und Plünderungen erbittert geführte Grenzkrieg tobte fort; immer wieder versuchten nicht unterworfene Slawen in das Reich einzubrechen und forderten kriegerische Gegenmaßnahmen heraus.

Unter den Burgplätzen an der Saale ragte in karolingischer Zeit Merseburg hervor; in günstiger Lage auf steiler Höhe über dem Flußufer, auch im Rücken durch eine feuchte Niederung (an der Clia und Geisel) geschützt, schaute es stolz und trutzig in das ostwärts in grüne Weiten sich dehnende Gelände hinaus. Dort auf der „Altenburg", am Nordende des Burghügels, wo jetzt ergiebige Ausgrabungen mit allerhand lehrreichen Aufschlüssen im Gange sind, war eine befestigte Anlage mit Herrensitz vorhanden; weiter südlich erhob sich nahe am Hang eine Kirche Johannis des Täufers. Von Westen her mündete ein Heerweg der Franken hier ein. Neben Merseburg gab es an der Gaugrenze noch eine zweite Hauptburg: Goseck, auf einer Terrasse über dem Saaletal etwas ostwärts von der Unstrutmündung, unweit der Öffnung des geographisch bedeutsamen Engpasses der Saale von Kösen. Beide Befestigungen ergänzen einander: Merseburg mit der breiten, sumpfigen Elster-Luppeniederung in der linken Flanke und Goseck mit der schmaleren Senke der Wethau (südwärts der Schönburg) zur Rechten beherrschten das östliche Vorgelände bis zum Elsterlauf und darüber hinaus. Dabei machte sich eine Scheidelinie bemerkbar: auf westsaalischer Seite lag nördlich der Unstrut sächsisches, südlich davon thüringisches Stammesgebiet. So mußte sich in den nördlicheren Strichen des Vorlands stärker der sächsische Einfluß auswirken; weiter im Süden lag gleichsam ein „Osterland" für Thüringen.

In der friedlosen Zeit vor Ausgang der Karolinger spielten sich zwischen Merseburg und Goseck wichtige Vorgänge ab, da Herzog Heinrich von Sachsen dort sich einen Stützpunkt künftiger Machtentfaltung schuf. Um den Beginn des 10. Jahrhunderts hatte auf der Altenburg ein mächtiger Edler, Erwin, reiches Gut inne, der Vater der schönen Hadeburg, die Herzog Heinrich, kirchlichem Verbot trotzend, zu seiner ersten Gemahlin freite; er selbst nahm dort seinen Sitz. Goseck befand sich damals in den Händen eines Geschlechts, das nach Burkhard, dem letzten Herzog von Thüringen und Markgrafen, genannt zu werden pflegt. Mit dessen Söhnen stand Heinrich in feindlichem Gegensatz; er zwang sie, das Land zu räumen, nahm ihren Besitz und verteilte ihn an seine Kriegsmannen und verstärkte so seine feste Stellung in Merseburg. In jungen Jahren bestand er Kämpfe mit den noch freien Daleminziern (um Lommatzsch); an der Mulde hatte er Püchau als einen festen Platz inne, der ihm in Kriegsnot Sicherung bot.

Damals ward ja das sächsisch-thüringische Grenzland von den wilden, über die südlichen Gebirgspässe vorbrechenden Ungarn in verheerenden Zügen aufs schwerste heimgesucht. Erst als Heinrich, zum König gewählt, das deutsche Reich in glücklicher Einigung seiner Stämme neu geschaffen hatte, vermochte er dem Lande die erwünschte Ruhe zu sichern. Nachdem während eines neun-

jährigen Waffenstillstands eine Vervollkommnung des Heerwesens durchgeführt, die Kunst des Baues besser befestigter Plätze mit Mauerschutz und der Kampf schwergerüsteter Reiterscharen eingeübt worden war, gelangen die entscheidenden Schläge: in einem Vorstoß elbaufwärts glückte die Unterwerfung der Daleminzier (928) und die Gründung der Feste Meißen, sodann die siegreiche Abwehr der erneut einbrechenden Ungarn (933) bei einem der „Ried" genannten Orte, den volkstümliche Überlieferung wohl nicht ganz grundlos in die Nähe Merseburgs verlegt. Mächtig blühte diese Feste auf; König Heinrich umgab den Burghügel mit steinernen Mauern und schützte so den dort gelegenen reichen Königshof sowie die Kirche, die schon seit karolingischer Zeit dort bestand. Freilich nicht sogleich danach traten völlig friedliche Zustände unter deutscher Herrschaft in dem Lande östlich der Saale ein. Der König setzte im Bereich „unter der Feste Merseburg" seine berüchtigte Kriegerschar an und gestattete plünderndes Vorgehen gegen die Fremden. Noch nach der Lechfeldschlacht (955) vermochten Slawen in Zwenkau wertvolle Beute, die sie auf der Walstatt davon getragen hatten (Herzog Konrads von Schwaben Rüstung), widerrechtlich vorzuenthalten.

Eine neue Ordnung schuf erst Otto der Große, nachdem er seine Stellung im Reiche gesichert, die deutsche Macht nach Osten weit ausgedehnt und sich die Bahn zum Erwerb der römischen Kaiserkrone (962) frei gemacht hatte. Die auf Reichsboden geltende Grafschaftsverfassung ward zwischen Saale und Elbe eingeführt, in Anpassung an die Zustände eines vom deutschen König mit seinem Heeresaufgebot eingenommenen Landes; und zugleich ward ein Rahmen kirchlicher Organisation geschaffen, auch dies kraft königlichen Willensakts. So bestanden, am Weihnachtsfest 968, als das Erzbistum Magdeburg mit der großen Aufgabe der östlichen Slawenmission von Otto gestiftet wurde, in den südlichen Sorbenlanden drei Gebiete unter markgräflicher Verwaltung, in denen die neuen Bistümer Merseburg, Zeitz und Meißen eingerichtet wurden; es ist anzunehmen, daß die weltlichen Bezirke und die kirchlichen Sprengel damals sich deckten.

Die Landschaft an der unteren Elster und ihren Nebenflüssen, mit slawischem Namen Chutizi genannt, war jetzt märkischer Boden und gehörte zu dem Verwaltungsbereich, dessen beherrschender weltlicher und geistlicher Vorort Merseburg war. Im Norden grenzten daran die Gaue Neletici (um Halle-Giebichenstein), Siusile (um Landsberg und Delitzsch) nebst Quezici (um Eilenburg), Neletici (um Wurzen); an der Mulde gehörten dazu Nerchau, Leisnig, sowie Rochlitz. Im Süden grenzte bereits zum Zeitzer Sprengel gehöriges Gebiet an: die Landschaft Plisni (Pleißengau um Altenburg), weiter westwärts mehrere Kleingaue bis zur Mündung der Rippach in die Saale.

Anfänglich stand jenes Vorland vor Merseburg unter dem Markgrafen Günther (968), wenig später jedoch (974) bereits unter Markgrafen, die zugleich in Meißen geboten; nach Rikdags Tod (985) waren dies die gewaltigen Ekkehardinger aus einem vornehmen thüringischen Geschlecht, dessen Stammsitz in Klein-Jena an der Unstrut (nahe ihrer Mündung in die Saale, westlich von Goseck) lag: Ekkehard I. und seine beiden Söhne, der durch Meißens heldenhafte Verteidigung 1015 berühmte Hermann und sein jüngerer Bruder Ekkehard II., mit dem die Familie ausstarb.

Wie überall in den deutschen Marken des Sorbenlandes, bestand im Innern eine Aufteilung in sogenannte Burgwarde, die der Landesverfassung ihr eigentümlichstes Gepräge gaben. Es waren dies kleinere Bezirke mit einer Anzahl ländlicher Siedlungen, die sich um „Burgen" (castella) gruppierten. Schon vordem in slawischer Zeit waren Stätten mit einem Burgwall (grod) vorhanden gewesen, die in kriegerischer Not den Umwohnern Bergung boten; im Frieden hatte manch solcher Ort Bedeutung als Sitz eines Oberhaupts nach slawischer Stammesverfassung, wohl auch als Kultmittelpunkt. Die Deutschen benutzten nun mit Auswahl diese Anlagen weiter oder bauten neue auf. So standen ihnen in planmäßiger Anordnung Burgplätze zur Verfügung, die, aufgereiht an den Flußabschnitten von der Saale zur Elster und Pleiße und weiter zur Mulde, der Landesbeherrschung sowie der Verteidigung dienten, als Zufluchtsorte ländlicher Bevölkerung bei feindlichem Einbruch und als Stützpunkte für größere Heeresbewegungen. Man kann beobachten, daß sie in gewissen Entfernungen voneinander lagen, hier wie dort an günstig geschützter Stelle, sei es auf beherrschender Höhe über der Flußaue, sei es in schwer zugänglicher Niederung; zugleich deckten sie die das Land durchziehenden Verkehrswege. Kleinere Warten (Wachberge) in der Nähe verstärkten den Schutz. Ein solcher Burgplatz befand sich in Leipzig (auf der Altenburg) in dem Winkel zwischen der Pleiße und der in sie mündenden Parthe, nahe dem großen Flußknie, wo Elster und Pleiße aus der südnördlichen Richtung ihres Laufes, scharf wendend, in die ostwestliche einbiegen, einander so nahe, daß hier von einem einheitlichen Flußabschnitt in dem Gelände zwischen Saale und Mulde zu sprechen ist. Als Burgwardsmittelpunkte in Leipzigs Umgebung sind bezeugt: Schkeuditz an der Elster, Taucha an der Parthe, Horburg bei Zweymen an der Luppe; wahrscheinlich lag ein solcher auch bei Lößnig und Markkleeberg, vielleicht auch in Gautzsch. Befestigungsanlagen werden in Zwenkau und Magdeborn am Göselbach genannt, ohne daß die Burgwardseigenschaft ausdrücklich erwähnt ist. In größerer Entfernung bietet der in die Muldenaue vorspringende Kirchberg in Nerchau ein gutes Beispiel für die räumliche Anlage solcher Burgwardsfesten; andere

sind Groitzsch an der Schnauder (nahe der Mündung in die Elster), Teuchern (a. d. Rippach), Keuschberg über Dürrenberg an der Saale.

Nicht als eigentliche Wohnorte darf man sich diese Burgplätze vorstellen. Überhaupt waren sie nur von geringem Umfang, wohl meist nicht mauergegürtet, sondern von Erdbefestigungen mit Plankenwerk umgeben. Nur mit wenigen Baulichkeiten versehen, waren sie im Frieden kaum besiedelt; in Zeiten der Kriegsgefahr wurde eine stärkere Besatzung hineingelegt, anfänglich aus dienenden Mannen des Königs oder der weltlichen und geistlichen Großen des angrenzenden deutschen Mutterlandes. Der Befehl über die Burg und ihren Bezirk wurde einem deutschen Kriegsmann, der schwer gerüstet zu Roß diente, anvertraut. Ein dabei liegender geschützter Hof, von dem aus ein Landwirtschaftsbetrieb mit Gesinde besorgt werden konnte, stand für die Deckung von Lebensbedarf zur Verfügung. Auch gab es leicht berittene slawische Krieger (vethenici, sorbisch: viçaz; vgl. Familienname Weidhaas), die bei der Landesverteidigung mitwirkten, zumal als Späher und Kundschafter, und auf den Gerichtstagen der deutschen Herren zu erscheinen hatten. Später wurden im Burgwardsbereich deutsche zum Roßdienst verpflichtete Kriegsmannen auf befestigten Siedelhöfen (Vorwerken) angesetzt. Die umwohnende Bevölkerung war zum Burgwerk verpflichtet; sie hatte die Befestigungsanlagen, auch Brücken und Wege instandzuhalten und Getreide (sip, sipkorn) zu schütten, um für die Besatzung, Mann und Roß, in Notzeiten den Unterhalt zu sichern. Diese Abgaben sammelten in den Dörfern die Ältesten ein (seniores; supani, vgl. Familienname Saupe); auch sie nahmen an den Gerichtsversammlungen teil und übermittelten die dort ergehenden Gebote und Verbote ihren Dörflern.

An den wichtigsten Plätzen innerhalb der deutschen Marken des Sorbenlands erhoben sich turmgekrönte Hauptburgen, wo sich später Burggrafensitze mit zugehöriger Burggrafschaft befanden. Erst in jüngerer Zeit, seit dem 11./12. Jahrhundert, tritt ihre Stellung deutlicher hervor. Der Burggraf unterstand dem Markgrafen, empfing jedoch unmittelbaren Amtsauftrag durch Bannleihe vom König; er übte Befehlsgewalt in seiner Burg, war über die kleineren Burgen mit ihren Burgwarden gesetzt und an der Ausübung der Gerichtsbarkeit beteiligt, insbesondere war er Stellvertreter des Markgrafen im Landding der ganzen Markgrafschaft. Ein solcher Burggrafensitz war von alters Giebichenstein bei Halle; auch den Burggrafschaften in Altenburg und Leisnig kommt wohl altertümlicher Rang zu, vielleicht auch Döben an der Mulde, Groitzsch und Rochlitz mögen erst später nachgefolgt sein. Im Lande an der unteren Elster wird burggrafschaftlicher Rechte nicht Erwähnung getan; das nahe Merseburg, möglicherweise auch der markgräfliche Besitz um die

Stätte der großen Landdinge zu Schkölen, könnte hier dem Aufkommen burggräflicher Gewalt hinderlich gewesen sein. Immerhin bleibt es bemerkenswert, daß von Leipzig gewisse Beziehungen, deren Dunkel leider nicht aufzuhellen ist, nach Altenburg bestanden zu haben scheinen (Handhabung der Gerichtsbarkeit im Leipziger Landgericht; Gebrauch Altenburger Maßes in der Leipziger Pflege).

Der Ordnung weltlicher Gewalt entsprach in den Grundzügen die geistliche; Staat und Kirche standen im engsten Bund. Die Einführung des Christentums hier zu Lande nahm von Merseburg ihren Ausgang, wo Otto der Große in Erfüllung seines vor dem Sieg auf dem Lechfeld getanen Gelübdes ein Bistum zu Ehren des heiligen Laurentius gestiftet hatte (968). Eine wirksame Missionspredigt unter den sorbischen Heiden war ihr nicht vorausgegangen. Wohl hatte Boso, einst Mönch im Kloster St. Emmerans zu Regensburg, im Auftrag des Kaisers in der Nähe von Zeitz das Christentum verkündigt, auch ein Gotteshaus an einem nach ihm genannten Orte (vermutlich Bosau) erbaut, bevor er zum ersten Bischof von Merseburg erhoben ward; doch bis in das Land an der Pleiße war solche Tätigkeit schwerlich ausgedehnt worden. Entscheidend war vielmehr die Errichtung des Bistums auf königliches Gebot und seine wirksame Ausstattung mit den Mitteln zur Ausbreitung des kirchlichen Lebens. Dazu war Merseburg, das an einem Hauptsitz deutscher Macht mit aufblühendem Verkehr lag, in günstiger Weise vorbereitet; denn sein Sprengel umfaßte west- und ostsaalisches Gebiet, Bevölkerung, die schon länger christlich war, neben halb noch heidnischen Neubekehrten. Indes die ruhige Entwicklung ward unterbrochen, als Bosos Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl, der ehrgeizige, bei Hofe einflußreiche Gisilher es durchsetzte, daß er zur Würde eines Erzbischofs von Magdeburg berufen, das Bistum Merseburg aber zwischen Magdeburg, Zeitz und Halberstadt aufgeteilt wurde (981). Freilich das Gefühl, daß hier Unrecht geschehen sei, verstummte nicht; und so erreichte König Heinrich II. 1004 die Wiederherstellung des Merseburger Bistums unter erneuter Zuweisung seines Güterbesitzes und der ihm verliehenen Gerechtsame. Auf Wigbert, einen thüringischen Edlen, der damals die bischöfliche Weihe empfing, folgte Bischof Thietmar aus vornehmem ostsächsischem Geschlecht, selbst den Ottonen verwandt (1009—1018), der sich weiter um die Wiedergewinnung verlorener Rechte seiner Kirche eifrig und erfolgreich bemühte, auch den Grund zu einem neuen Dombau im Stile romanischer Kunst gelegt hat; vor allem ist er bis auf die Gegenwart berühmt durch seine Chronik, die ein farbenreiches Gemälde der Zeitgeschichte bot und auch manches Streiflicht auf die Zustände in dem ihm so wohlbekannten Landstrich zwischen Saale und Mulde fallen läßt.

So waltete nun wieder ein Bischof in Merseburg nebst dem Domkapitel, das ihm bei feierlichen Gottesdiensten im hohen Chor sowie bei der kirchlichen Verwaltung helfend zur Seite stand. Der Propst, der Dekan, der Kellner, der Kantor, der Scholastikus versahen die wichtigsten Ämter nebst anderen Domkapitularen (Domherren später in besonderen Behausungen, den Domkurien, wohnhaft), die alle, zur Führung gemeinsamen Lebens nach der Regel für die Domstifte verpflichtet waren. An Macht und Reichtum kam Merseburg den großen Bischofskirchen der Rhein- und Donaulande gewiß nicht gleich. Nur ein bescheidenes Dasein war ihm beschieden, wie auch die bauliche Ausgestaltung des Doms und der bildnerische Schmuck, selbst im Vergleich zu dem benachbarten Naumburg, einfach blieb. Indes verdankte es der Gunst der Könige manches wertvolle Vorrecht. Wie andere Kirchen erfreute es sich der „Immunität", die eine Sonderstellung in der Rechtspflege und Befreiung von öffentlichen Leistungen gewährte; ein eigener Vogt der Kirche handhabte im Auftrag des Bischofs die weltliche Gerichtsbarkeit auf Merseburger Kirchengut. Die Verkehrsabgaben, die in der Kaufmannsniederlassung zu Merseburg, innerhalb wie außerhalb der Ummehrung, erhoben wurden, fielen dem Bistum zu. Nicht unbedeutend war der Güterbesitz im Lande östlich der Saale. Vor allem erlangte es die beiden festen Plätze Zwenkau nebst Zubehör und Magdeborn; dazu die Dörfer Eisdorf und Eythra, Lastau an der Mulde, später ein Naundorf im Burgward Leipzig, auch Besitz östlich der Pleiße (Ni-wolkesthorp: wahrscheinlich [Liebert-] Wolkwitz) u. a. mehr. Die bedeutsamste königliche Schenkung war die eines großen Forstes, der urkundlich im besonderen nach Zwenkau genannt wird, nach anderer Angabe im ganzen sich zwischen den Flüssen Saale und Mulde, nord-südlich zwischen den Gauen Siusile und Plisni ausgedehnt haben soll, zugleich mit dem Rechte des Wildbanns. Mochte der wirtschaftliche Nutzen auf diesen weiten Flächen zunächst nur gering sein, so versprachen sie doch für die Zukunft wertvollen Ertrag. Darum strebten die Markgrafen danach, den Bannwald an sich zu bringen, wenn nötig, durch Tausch; doch verstand es Merseburg, den Besitzanspruch zu behaupten, nicht ohne daß der Bischof zu solchem Zwecke eine nach verlorener Urschrift nachgebildete Königsurkunde vorzulegen sich vermaß.

Während in Merseburg der kirchliche Kult schon glanzvolle Pflege fand, blieb die Entfaltung christlichen Lebens draußen auf dem Lande noch recht zurück. Vermochte doch Bischof Thietmar selbst erst im neunten Jahre der Verwaltung seines Amtes, an einem schönen Frühlingstage 1018, nach dem entfernten Rochlitz im Grenzbereich seiner Diözese zu kommen, um dort geistliche Handlungen (Predigen und Firmeln) an spärlicher Bevölkerung vorzunehmen und die vorenthaltenen Zehnten einzufordern. Kirchen waren außerhalb des

Bischofssitzes nur wenige vorhanden. Die meisten lagen an den Burgplätzen, den Mittelpunkten deutscher Herrschaft, wie die Kirche in Leipzig, die König Heinrich II. dem Bistum Merseburg zu eigen gab (1017), und Magdeborn, das noch heute, nur aus Kirchengebäude und Pfarrhof bestehend, uns die Art solcher Anlagen zu verdeutlichen vermag. Doch fehlte es nicht ganz an anderwärts gelegenen Kirchen und Kapellen. Eine Kirche in Ölschwitz, gleichfalls eine königliche Gründung, die an Merseburg kam, ist wohl im Gelände zwischen Connewitz und Probstheida zu suchen; bei anderen bekundet die Höhenlage inmitten einer Umwallung sowie die Größe des zugehörigen Sprengels ihre Altertümlichkeit (Theklakirche bei Neutzsch-Cleuden, Panitzsch, Beucha, Hohenlohe bei Kitzen, Profen an der Elster u. a.). So sehr herrschte die Burg- oder Wehrkirche vor, daß die Slawen geradezu nach der Befestigung die Kirche (kostel) benannten. Dem entsprach nun die Landeseinteilung nach kirchlichen Bezirken; bestimmend dafür war die Bildung der Burgwardparochien. Zu der einzelnen Pfarrei gehörte eine ganze Anzahl dörflicher Siedlungen. Ein solches Dörfchen (Pfaffendorf, Poppitz), wohl öfter ein Wirtschaftshof mit einigem Zubehör, diente zur Ausstattung für den Unterhalt des Pfarrklerus (als Dotierung, dos; später Kirchenlehen). Dazu entrichteten die Kirchspielseingesessenen den kirchlichen Zehnt, der im Sorbenlande schon früh nach Garben oder Scheffeln festgesetzt wurde und daher mit zunehmendem Feldertrag nicht mehr steigerungsfähig war; mit vollem Zehnt wurden die Vorwerke, meist im Besitz deutscher Kriegsmannen, belegt. Auch zur Kirchbaulast wurden die Parochianen herangezogen. So spiegelte sich die Burgwardverfassung in der Ordnung des Pfarreiwesens wieder. Das wesentlichste jedoch war, daß die sorbische Bevölkerung in die kirchliche Organisation eingefügt wurde und somit ihrer Erhaltung auch für künftige Zeit Vorschub geschah.

Eine wirkliche Christianisierung, auf Glauben und Sitte gesehen, trat freilich zunächst noch keineswegs ein. Thietmar erzählt, daß, als Bischof Boso seinen Pflegebefohlenen das Kyrie eleison beibringen wollte, sie ihn verspotteten und sprachen ukri volsa (die Erle steht im Gebüsch). Bedeutenden Eindruck mag es gemacht haben, als Bischof Wigbert, dem Bonifatius vergleichbar, den „heiligen Hain" Zutibure (bei Schkeitbar unweit Schkölen) niederlegte und auf dieser Stätte einer zu Ehren des Märtyrers Romanus erbauten Kirche die Weihe gab. Doch der volkstümliche Aberglaube, im Heidentum wurzelnd, lebte fort; in Lichtern über dem Sumpf erblickte man die Seelen Verstorbener, während die christliche Auferstehungshoffnung unverstanden blieb. Lange vermochten die Slawen zu dem Christengott als dem Gott ihrer Feinde kein Vertrauen zu fassen; noch nach der Heiligsprechung Heinrichs II. meinte ein Alter sorbischen Stammes, daß er von jenem Deutschen wunderbare Heilung

nicht zu erwarten habe. Einen Blick in die religiöse Vorstellungsweise der Menschen in jener frühchristlichen Zeit unserer Heimatgegend gewährt uns das merkwürdige Bogenfeld der Pforte zur Kirche in Elstertrebnitz bei Pegau (entstanden gegen Ende des 11. Jahrhunderts, jetzt im Altertumsmuseum zu Dresden). In roher Darstellung zeigt es uns den Herrn Christus als Weltenrichter mit dem Buche, das A und O Anfang und Ende weist, vor ihm zur Rechten die Gestalt eines Heiligen im Paradiesesgarten und zur Linken ein Mensch mit bittender Handgebärde, dessen Erlösung durch das Sinnbild des Gekreuzigten angedeutet erscheint.

Seit Einrichtung geordneter weltlicher und kirchlicher Verwaltung ist die deutsche Herrschaft nicht wieder erschüttert worden. Der große Wendenaufstand nach Ottos II. Tod (983) wirkte nicht bis hierher; auch die heftigen Kämpfe um das meißnische Elbland, als die Polen unter Herzog Boleslaw dem Kühnen ihre Macht dorthin ausdehnen wollten (1015), störten hier den deutschen Besitz nicht, obschon die polnischen Hoffnungen und Wünsche bis zur Saalegrenze schweiften. Freilich so gering war noch das Gefühl der Sicherheit, daß 1028 eine Verlegung des Bistums Zeitz nach Naumburg am linken Ufer der Saale auf Betreiben König Konrads II. und der meißnischen Markgrafen Hermann und Ekkehard vorgenommen ward, ein Ereignis, das sich um so bedeutsamer auswirkte, als bald danach eine Übersiedlung der Kaufleute von dem nahen Jena nach der Stätte bei dem neuen Bischofsitz stattfand und somit auch der Grund zu Naumburgs städtischer Entwicklung gelegt ward. Wenig später gelang es, das Land um Bautzen und die Niederlausitz aus polnischer Hand dem deutschen Reiche zurückzugewinnen (1032); seitdem wurde der Friede durch Einfall von Osten her nicht mehr gefährdet.

In dem nachfolgenden Menschenalter, vom Ausgang Konrads II. bis in die Anfänge Heinrichs IV., erfreute sich das Land einer friedlichen Zeit, wie es sie vordem noch kaum erlebt hatte. Es müssen damals Fortschritte der Landeskultur getan worden sein. Die Durchsetzung des Landes mit ritterlichen Mannen gewährleistete eine größere Sicherheit im Innern. Einrichtungen der deutschen Wirtschaftsweise, deutscher Dorf- und Flurverfassung breiteten sich aus; deutlich treten sie uns — zumal im thüringischen Osterland — seit Ausgang des 11. Jahrhunderts — entgegen. Offenbar schritt auch die Christianisierung fort. Die größte Stärke der deutschen Stellung lag noch an der Saale, in dem Raum, den die beiden Bischofssitze und Stadtsiedlungen Merseburg und Naumburg flankierten. Inmitten hatten die Pfalzgrafen von Goseck ihren schönen Herrensitz inne, der ältere Zweig jenes Geschlechts der „Burkhardinger", dem damals der hochangesehene Erzbischof Adalbert von Bremen entstammte; als jüngerer Zweig des Geschlechts zweigte sich das Haus Wettin ab, mit Besitz

in den Landen nördlich der Unstrut wie auch östlich der Saale. In Goseck selbst ward ein Kloster gestiftet (1041/62); der Güterbesitz kam nach dem Aussterben der pfalzgräflichen Familie an die Grafen von Schauenburg, die aus rheinfränkischem Land nach Thüringen gekommen waren und dort zur Würde der Landgrafen aufstiegen. Ihnen verdankt die Neuenburg und zu ihren Füßen Freyburg an der Unstrut die Entstehung (um 1076).

Inzwischen waren von neuem wirrvolle Zeiten hereingebrochen. Wider König Heinrich IV. erhob sich der Sachsenaufstand (1073); das gewaltige Ringen zwischen Königtum und Papsttum um das Recht an der Belehnung (Investitur) der Bischöfe folgte nach, erschütterte die Gemüter und ließ Deutschland von heißem Kampfe widerhallen. Das ostsaalische Land ward von solchem Streite schwer mit betroffen; war doch Bischof Werner von Merseburg ein heftiger Gegner des Königs, während die Naumburger Bischöfe Eberhard und Walram zu seinen rührigsten Anhängern zählten. Markgraf Ekbert von Meißen (aus dem Hause Braunschweig) wechselte je nach der Gunst des Augenblicks leicht die Partei, bis er, seiner Würde entsetzt, von Mörderhand fiel (1089). Das bedeutendste Ereignis hierzulande war der Kampf nahe der Elster 1080. An diesem Fluß, der als tief und wasserreich geschildert wird, hatte König Heinrich Aufstellung genommen. Als das von dem Gegenkönig Rudolf geführte Heer der Sachsen herannahte, rückte er ihm nach Westen zu entgegen. An der sumpfigen Niederung des Grunebachs standen die Scharen einander gegenüber und riefen sich Hohnworte zu. Dann umgingen die Sachsen das für ein Treffen ungeeignete Gelände im Süden; es kam zur Schlacht. Schon schien der Sieg Heinrichs entschieden; da wandte sich das Glück durch das kluge und kraftvolle Eingreifen Ottos von Nordheim. Die Königlichen wurden in die Flucht geworfen und retteten sich nur schwer über die strömende Elster in der Richtung auf Wiederau zu; ihr Lager geriet in die Hände der Gegner, mit großen Schätzen an heiligen Gefäßen, Gewändern, Waffen, Pferden, Münzen, goldenem und silbernem Geschirr. Doch Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig, empfing die tödliche Wunde und verschied, nach Merseburg gebracht, wo ein schönes Denkmal thüringisch-sächsischer Grabkunst auf dem hohen Chor des Doms, eine Bronzeplatte mit eindrucksvoller Darstellung des königlichen Herrn, die Stätte seiner Beisetzung bezeichnet. Die Umschrift preist ihn, der für das Gesetz der Väter fiel, für die Kirche sein Leben hingab. Anders das volkstümliche Urteil: man zeigt die abgehauene Hand eines ungewöhnlich stattlichen Mannes, wie man sagte, Rudolfs Schwurhand, die er im Kampf gegen seinen König, dem er Treue gelobt hatte, verlor.

In solch schwerer, unruhiger Zeit lockerte sich die innere Ordnung merklich auf; ältere Verbände staatlicher Zusammengehörigkeit wurden gelöst. Doch

boten sich auch Möglichkeiten zu neuartiger Herrschaftsbildung. Auf dieser Grundlage stieg im Elsterland einer der Großen zu einer neuen Machtstellung auf, Wiprecht von Groitzsch, die erste Persönlichkeit, die in unserer Landesgeschichte in deutlicher greifbaren Umrissen hervortritt. Von der Niederelbe war er zugewandert, ein Sproß aus einem Geschlecht von Wikingerart, dessen Ursprung auf Brandenburg zurückgeführt und mit der Sage von den Harlungen verknüpft wird. Ihm selbst war aus dem Erbe seines Vaters Wulf Besitz im Balsamer Land in der Altmark zugefallen. Von seinem Oheim, dem Markgrafen Udo von Stade, erhielt er jedoch tauschweise die Burg Groitzsch an der Elster. Nicht leicht vermochte sich der Fremde hier durchzusetzen; die kleinen Gewalthaber, Besitzer benachbarter Burgplätze (Betherich von Teuchern, Friedrich von Kitzen, Fizelin von Profen) traten ihm feindlich entgegen. Doch als ein tapferer Kämpe bahnte er sich seinen Weg. Eng schloß er sich an den Böhmenherzog Wratislaw an; an seiner Seite trat er beharrlich gegen die Feinde König Heinrichs IV. auf. Auch an den Romzügen nahm er teil (1083) und gab Proben seiner Tüchtigkeit, so daß ihm manch auffallendes Heldenstück nacherzählt ward; zumal seine Hilfe mit Rat und Tat bei der Erstürmung Roms und später sein kaltblütiges Losgehen mit bloßem Dolch auf einen Löwen, mit dem der Kaiser seine Unerschrockenheit erproben wollte. So vermochte Wiprecht sich eine ausgedehnte Herrschaft im Elster- und Muldenland in den Formen des Lehenrechts zu schaffen. Der König verlieh ihm Leisnig und Dornburg mit den zugehörigen Bezirken; vom Erzbischof von Köln empfing er den Orlagau, dazu ein Lehn des Erzbischofs von Mainz, des Bischofs von Münster u. a. mehr. Der Böhmenherzog, mit dem Königsreif geschmückt, dem er die Annahme geringeren Lohnes — reich geschmückter Schilde, reichlichen Goldes und Silbers, edler Rosse — verweigert haben soll, gab ihm seine Tochter Judith zur Frau, mit stattlicher Mitgift; so kamen die Landschaften Bautzen und Nisani (das Elbtal südlich von Meißen bis zum böhmischen Grenzwald) in Wiprechts Besitz. Später erlangte er vom Erzbischof von Magdeburg noch die Burggrafschaft Magdeburg, die auf 1000 Schilde geschätzt war und einen Wert von 500 Pfund Silbers darstellen sollte. Mit ungewöhnlicher Treue hielt er an Heinrich IV. fest. Noch in den letzten Kämpfen des alten Kaisers mit seinem Sohne, als sein Stern schon verblich, spielte Wiprecht eine wichtige Rolle; gab er doch 1105 ihm das Geleit auf dem abenteuerlichen Zuge vom Osten nach dem Rhein, wo Heinrichs Geschick sich erfüllte. Dann wandte auch er sich dem neuen Herrn zu. Sehr wechselvoll gestaltete sich sein Schicksal in den nachfolgenden Jahren. Mit Heinrich V. kam es zum Bruch (1109); doch unterlag Wiprecht, geriet in Gefangenschaft und büßte mit dem Verlust eines großen Teiles seiner Herrschaft. Nach dem Sieg über die Kaiserlichen am Welfesholze (1115), an dem sein Sohn gleichen Namens rühmlich teilnahm,

erlangte der Vater die Freiheit wieder, bald danach auch die meisten seiner Besitzungen. Der Friede mit dem Kaiser ward hergestellt; Wiprecht stand weiter in seiner Gunst, wirkte auch bedeutsam beim Abschluß des Wormser Konkordats mit. Als die Markgrafschaften Meißen und Niederlausitz frei wurden (1123), verlieh der Kaiser sie ihm; doch Wiprecht vermochte sich nicht gegenüber Ansprüchen Konrads von Wettin in ihren Besitz zu setzen.

Weit nachhaltiger als die bald gewonnene, bald zerronnene Macht behaupteten sich zwei Schöpfungen Wiprechts im Dienste friedlicher Kultur: die Stiftung des Klosters Pegau und der Beginn der Rodungsarbeit in den großen Waldungen zwischen Elster und Mulde. Zur Sühne einer Gewalttat, die er in Zeitz verübt hatte, ward ihm, so wird erzählt, eine Wallfahrt zum heiligen Jakob in Compostella auferlegt; dort empfing er den Auftrag, ein Kloster zu stiften. Wiprecht befolgte den Rat; die Einsicht in mannigfaltige Vorteile, die solche Gründung bot, mag dabei mitbestimmend gewesen sein. Mit Sorgfalt ward ein dafür geeigneter Platz ausgewählt; man entschied sich für eine Stelle am linken Ufer der Elster bei dem Dörfchen Pegau (Bigowe), unweit einer vorbeiführenden Straße, doch etwas abseits davon in beschaulicher Stille. Aus dem Kloster Schwarzach in Mainfranken wurden Mönche herbeigeholt. Der Bau von Kirche und Kloster begann; der Graf selbst soll Steine herbeigetragen haben. In feierlicher Handlung ward der Weiheakt vollzogen (1096); der Stifter und seine Familie überwiesen eine ansehnliche Ausstattung. Doch das klösterliche Leben nach der Benediktinerregel gedieh anfänglich nicht. Erst als Abt Windolf aus dem nach Hirschauer Vorbild reformierten Kloster Korvey (an der Weser) die Leitung der neuen Stiftung übernommen hatte, begann sie aufzublühen. Die Zahl der Mönche wuchs, auf mehr als vierzig. Die Klosterbaulichkeiten wurden erweitert, ein Erdwerk (eine Burgwallanlage) mußte eingeebnet werden, um Raum für den Klostergarten zu gewinnen. Auch ein Schatz an Büchern war mitgebracht worden. Der Besitz nahm zu durch neue Schenkungen wie auch in eigener Arbeit (Wolftitz bei Pegau, Abtsdorf an der Wyhra, beide nicht mehr als bestehende Ortschaften nachweisbar). Eine mit wenigen Mönchen besetzte „Zelle" ward in Lausigk inmitten des Urwalds eröffnet, ein Mittelpunkt für fleißige Rodungen ringsum, die durch eine Zehntverleihung von seiten Bischof Albwins von Merseburg gefördert wurden. Solche Tätigkeit wies schon in eine neue Zukunft hinein: das große Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation brach im Elsterland verheißungsvoll an.

Wiprecht gehörte zu den tatkräftigen Bahnbrechern des kommenden Aufschwungs; die reifenden Früchte sah er nicht mehr. In Halle bei einer Feuersbrunst verletzt, ließ er sich nach seinem Kloster Pegau bringen; dort ist er, in ein Mönchsgewand gehüllt, am 22. Mai 1124 verschieden. Ein kostbares Denkmal,

jetzt in einem Seitenraum der Laurentiuskirche am Markt zu Pegau, ist ihm zuteil geworden, eines der herrlichsten Werke der thüringisch-sächsischen Steinbildnerei des frühen 13. Jahrhunderts. Es ist eine Grabtumba mit Wiprechts liegender Gestalt in reicher ritterlicher Rüstung, ein Bild edler schöner Männlichkeit, bei vornehmer Ruhe voll Kraft lebendigen Ausdrucks, in Zucht und Ritterschaft das Ideal eines mittelalterlichen Recken von deutscher Art.

2. Landschaftsbild und Siedlung.

Als die deutsche Landnahme östlich der Saale vollzogen ward und das Gebiet bis zur Mulde nun deutsch-christlichem Kultureinfluß offen lag, herrschten in diesem Erdraum noch weithin die siedlungsfeindlichen Mächte urwüchsiger Natur. Ein düsteres Landschaftsbild tritt uns in den Berichten aus frühdeutscher Zeit entgegen. Die Angaben der Augenzeugen in Quellen erzählender und urkundlicher Art über die großen Waldungen, die sich zwischen Saale und Mulde von den Ausläufern des südlichen Grenzwalds gegen Böhmen hin bis zur nördlichen Gaugrenze von Chutizi erstreckten, entsprachen der rauhen Wirklichkeit. Ortsnamenforschung und Siedlungsgeschichte bestätigen, daß einst dichter Urwald sich westlich der Mulde in breitem Bande hindehnte: vom Colditzer und Glastener Forst über das Buchholz und die Naunhofer Waldungen bis zum Tresenwald bei Machern. Westwärts von der Parthe ist das Oberholz ein Überrest des einstigen Waldbestands, der sich von der bruchigen Niederung ansteigend gegen den Kolm bei Liebertwolkwitz und die „Zauche" bei Holzhausen und Probstheida hinzog. Nordwestwärts vom Partheknie erstreckte sich eine schmalere Zone aufgelockerteren Grenzwalds von Hohenheyda bis gegen Schkeuditz (Hayna, Radefeld, Freiroda). Die breiten Flußniederungen der Elster und Luppe waren zwischen dem steilen Uferrand in mannigfacher Verzweigung von Altwassern, Sumpf und Auenwald erfüllt, ähnlich die minder breite und tiefe am Lauf der Pleiße; auf der dazwischen aufragenden Fläche lag der ansehnliche Zwenkauer Forst, von dem die Harth noch heute besteht. Auch der ausgedehnte flachwellige Landstrich zwischen Elster und Saale südlich der Luppe war von Holzbeständen durchsetzt; ein Hain bei Schkeitbar wird uns ausdrücklich genannt, von Buschwerk und sumpfigen Stellen müssen auch die kleineren Wasserläufe (Zschampert, Schladebach, Ellerbach, Rippach) begleitet gewesen sein. Im Süden sind als Überreste einst weit ausgedehnter Waldverbreitung der Bornaer Wald, Streitwald und Stöckicht bei Kohren und Gnandstein, die Forsten Pahna, Lehma und Breitenhain westlich Frohburg, der Luckaer und Zeitzer Forst kenntlich; mit dem Holzland (bei Eisenberg) und den Waldstücken des Wethautals erreicht dieser Gürtel im Westen die Saale. Der Laubwald der Niederungen bot lichteren Anblick, noch

heute herrschen ja Eichen und Hainbuchen bei reichlichem Unterholz im Auenwald vor; sumpfiger Untergrund erschwerte den Zugang oder hielt den Menschen völlig fern. Auf höheren trockenen Böden fehlten Nadelholzbestände nicht, mit Kiefern, Fichten und Tannen, auch Eiben; als düster und unfreundlich wurden sie angesehen, doch boten sie Honig und Wild. Die kleinräumigen Freiflächen des von alters besiedlungsfähigen Offenlands lagen nur inselartig verstreut wie Lichtungen im unermeßlichen Urwald.

Diese Verteilung von Wildland und Siedlungsraum ist in der natürlichen Bodenbeschaffenheit begründet. Die Leipziger Tieflandsbucht, ein breites Urstromtal mit seitlichen Terrassen, zeigt ein Gepräge, das ihr die Eiszeit gab. Weitgezogene Geländewellen dehnen sich gleichförmig dahin, hier mäßig bewegt, dort völlig eben. In einzelnen Strichen begünstigt die Bodenart den altertümlichen Anbau. Dies ist dort der Fall, wo der gelblich graue oder bräunliche Löß die oberste Bodenkrume bildet. Dank seiner Feinkörnigkeit, bei reichem Gehalt an Nährstoffen und glücklicher Fähigkeit zum Aufsaugen und Festhalten des Grundwassers bietet er dem Pflanzenwuchs und damit der menschlichen Siedlung vorteilhafte Bedingungen; überdies gibt er auch guten Baugrund ab. Anders geartet sind die unter dem Druck des gewaltigen Nordlandeises als Grundmoräne entstandenen Böden mit Geschiebelehm (kenntlich an Gesteinsbrocken nordischer Herkunft). Schwer durchlässig und kalt, lassen sie die Holzgewächse aufkommen. Für die Bearbeitung zum Feldbau mit dem einfachen Werkzeug des primitiven Menschen sind sie ungeeignet und daher der Besiedlung lange wenig zugänglich, während eine vervollkommnete Pflugkultur die darin enthaltenen reichen Nährstoffe auszuwerten vermag; nur bei geringerer Mächtigkeit des Geschiebelehms, bei günstigen Untergrundverhältnissen oder Beimischung leichterer Bodenkrume ist der Grund so verbessert, daß eine frühe Nutzbarkeit möglich ward. Die Verbreitung dieser verschiedenartigen Bodenbedeckung ist also von größter Bedeutung für das Landschaftsbild und die Siedlungsentwicklung. Leipzig liegt nun inmitten einer Zone der mindergünstigen Geschiebelehmböden, die sich über den Flußalluvien von der Saale zur Mulde erstreckt. Auf den breiten Rücken nördlich und südlich der Elster- und Luppenaue nehmen sie größere Flächen ein und ziehen ostwärts über die Parthenniederung nach der Muldenaue; nördlich vom Göselbach tritt der Geschiebelehm besonders mächtig und schwer bearbeitbar auf. Überlagerungen mit Decksand und kiesige Stellen sind hier wie da verstreut, auch größere eiszeitliche Aufschüttungen auf Grund von Moränenbildung (der Bienitz; Hügel bei Taucha); ein Strich diluvialer Sande zieht sich halbmondförmig längs der Zschampertniederung gegen Schkölen hin. Der Löß findet sich in auffallender Mächtigkeit am linken Elsterufer nördlich und südlich von Pegau. Dorthin streicht er westöstlich von der Saale her; dies

Gebiet mit Lößbedeckung an beiden Seiten des Rippachtales ist das größte im weiteren Umkreis von Leipzig. Ostwärts breitet er sich über die Schnauder zur Pleiße aus und erreicht nördlich der Harth Gautzsch. Östlich der Pleiße bis zur Gösel tritt er längs den Bachrändern auf, reicht auch in das Tal der Wyhra (um Borna) und Eula hinein, wo er in den nicht gleich günstigen Lößlehm übergeht. Die Gewässer fließen in ihren Bodeneinsenkungen langsam dahin, die größeren in breiten und tiefen Auen, die kleineren fast grabenartig. An frischen, munteren Quellbächen ist die Gegend arm; nur im Süden, wo die Landschaft hügeliger wird, sind sie zahlreicher. Auf den Geländerücken staut sich leicht die Nässe an manchen Stellen und zeitigt Moorbildung oder läßt dunkle, schilfige Weiher entstehen, während bei Senkung des Grundwasserspiegels sich auch wohl merkliche Bodendürre einstellte. Die in der Tiefe lagernden Braunkohlenschätze waren in mittelalterlichen Zeiten noch gänzlich unbekannt. Anstehendes Gestein mit schärfer geprägten Formerscheinungen tritt vereinzelt zutage (Burghügel in Groitzsch, Lausigk), in breiterem Zusammenhang nur im äußeren Grenzbereich der Leipziger Tieflandsbucht (in den Hohburger Bergen, bei den Porphyrdurchbrüchen an der Mulde, in der Zone des Muschelkalks und Buntsandsteins im Elstertal südlich Zeitz), wo im Übergang zum Hügelland andere Siedlungsbedingungen in der Art der Bodendecke und den Bodenformen gegeben sind.

Die slawische Bevölkerung, welche die Deutschen bei ihrem Vordringen in das Land zwischen Saale und Mulde vorfanden, war gering an Zahl und stand auf einer Stufe des Wirtschaftslebens, wo eine überlegenere Naturüberwindung noch nicht gelang. Es bestand eine höher entwickelte Sammelwirtschaft. Waldausbeute, Jagd und Fischfang halfen zum Nahrungsgewinn; spielte doch schon in Slawengauen des Elbgebiets der Honigzehnt eine auffallende Rolle. Feldbau und Tierhaltung waren im Brauch; schwerlich jedoch waren die Felder ausgedehnt, nur höchst dürftig kann ihr Ertrag gewesen sein. Diesem Wirtschaftsstand entsprach die Art der Siedlung. Die slawischen Wohnplätze waren ärmlich und klein; an Zahl nicht ganz gering, drängten sie sich gruppenweise dicht beieinander, mitten zwischen weitem, siedlungsleerem Ödland. An den Rändern der Fluß- und Bachläufe lagen die Dörfchen aufgereiht, auf hochwasserfreiem Grunde versteckt im Ufergebüsch, besonders an Stellen, wo eine schützende Eintiefung, ein Seitentälchen, eine Furt oder frisches Wasser gelockt haben mochte. Nur wo Nebenwässerchen einmündeten, wagten sie sich abseits auf die höheren Flächen vor. Besonders zahlreich mögen die slawischen Weilergruppen auf dem siedlungsfreundlichen Lößboden zwischen Saale und Elster um die Rippach mit ihren Nebenbächen gewesen sein, wie auch östlich der Elster von der Schnauder zur Wyhra und Gösel. Nicht schwach besiedelt wird man sich auch das Land

um Leipzig und Taucha, an der Parthe und den beiden Rietschken (d. h. Bach), der Eutritzscher und Reudnitzer, zu denken haben. Die großen Waldungen waren von den Slawen zur Ansiedlung noch nicht durch Rodungen erschlossen, wennschon sie gewiß als ein Schweifgebiet bei der Jagd oder zum Aufsuchen von Bienenbeute und zum Fischfang durchstreift worden sind und kleine Waldweiler in wegsamer Lage nicht ganz gefehlt haben mögen. Auch Siedelplätze mit besonderem Wirtschaftszweck waren vorhanden: bei Tonlagern, an Stätten, wo Eisen aus Sumpferz gewonnen oder verarbeitet ward, Pechhütten, Kohlenmeiler und dgl. Der am weitesten gegen den südlichen Gebirgswald hin vorgeschobene Siedlungsherd in slawischer Zeit, ein gutes Beispiel damaliger Ortschaftsverteilung, lag um Rochlitz, ausgedehnter auf der östlichen Uferseite in dem dort stärker bewegten, von tiefen Gründen durchschnittenen Gelände.

Die früheste Niederlassung von Deutschen im Lande geschah in der Form der Kriegersiedlung. Ein Anfang damit mag schon in der Ottonenzeit gemacht worden sein; die ersten Beispiele von Landverleihungen sind in Urkunden der Könige aus salisch-fränkischem Hause bezeugt. Es gab Deutsche edelfreien Standes, z. B. die Herren auf Rötha, auch Reichsdienstmannen (königliche Ministerialen), wie die Herren von Colditz, die sich im Besitz von Burgplätzen (darunter einzelner Burgwardsmittelpunkte) nebst Zubehör an Land und Leuten befanden. Dazu gesellten sich etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in größerer Zahl die ansässig gemachten Dienstmannen der Markgrafen von Meißen und Bischöfe von Merseburg, später auch anderer Großen wie der Grafen von Groitzsch. Auf „Sitzen" (Siedel- oder Sattelhöfen) waren sie wohnhaft und bewirtschafteten ihre Güter (allodia, Vorwerke) mit Gesinde, meist wohl slawischer Abstammung, sogenannten Smurden, die in täglicher Arbeit (als Tagwerker, tageworhten) dienten. Solche Güter empfingen sie nach Lehenrecht, um im Gefolge ihrer Herren den schweren Dienst mit Roß und Rüstung leisten zu können; aus ihren Reihen ging der größte Teil der Ritterschaft, des niederen Landesadels (der Ehrbarmannen) hervor. In diesen Vorgängen ist es begründet, daß Rittergüter vornehmlich im einst slawischen Siedlungsbereich anzutreffen sind; doch wurden sehr wohl Neugründungen vorgenommen, sowohl in der Zone des altüberkommenen Siedlungsbestands wie auch auf Böden des jüngeren Landesausbaus.

Zuwanderung deutscher Bauern ist in den ersten Zeiten nach der Landnahme noch kaum erfolgt. Es ist zwar bezeugt, daß König Heinrich II. Hörige von Königshöfen aus Sachsen dem Bistum Merseburg zu besserer Nutzung ostsaalischen Grundbesitzes überlassen hat; doch nur gering war ihre Zahl: mögen einzelne Bauern auf solche Weise nach dem Osten verpflanzt worden sein, so kann es als sicher gelten, daß ein freiwilliger Zustrom bäuerlicher Siedler aus

den deutschen Stammeslanden auf lange Zeit nicht herüberkam. Erst nach der Herstellung friedlich geordneter Zustände war eine solche Bewegung möglich; sie vollzog sich als ein Fortschritt zu höherer Landeskultur in den Formen innerer Kolonisation unter Leitung der deutschen Herren im Lande, doch mit Aufnahme siedlerischer Kräfte aus dem deutschen Mutterland.

Vorläufer der neuen Bewegung stellten sich vielleicht schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts ein; gelegentlich geschieht damals eines „Naundorf" Erwähnung. Doch vollzog sich solche Ortsgründung nur in einer den schon bestehenden kleinen Siedlungen ähnlichen Form. Auch bleibt es fraglich, ob Niederlassung deutscher Einwanderer dort stattfand; der Name besagt dies nicht zweifelsfrei.

Die ersten klaren Anzeichen, daß der Siedlerzustrom aus deutschmutterländischen Gegenden in Fluß kam, bietet die Erzählung von der Berufung fränkischer Kolonisten durch Wiprecht von Groitzsch um den Beginn des 12. Jahrhunderts (zum Jahre 1104), nicht ohne Zutun des Abtes von Pegau. Der Graf ließ sie aus einer Gegend Frankens kommen, wo seine Mutter Sigena in Lengefeld verheiratet war; es ist an die Nähe des Klosters Schwarzach im Würzburgischen zu denken, wofür auch der Umstand spricht, daß die Verehrung des heiligen Kilian, des Schutzheiligen der Bischofskirche von Würzburg, im Bereich der Neusiedlung Einzug gehalten hat. Auf gerodetem Waldland zwischen Wyhra und Mulde mit dem Mittelpunkt Lausigk wurden die Siedler zu erblichem Besitzrecht angesetzt; in eigener Arbeit bauten sie mit ihren Familienangehörigen die neuen Heimstätten auf, Wohnplätze von nur bescheidener Größe nebst dem aus wilder Wurzel gewonnenen Feldzubehör, und gaben ihnen eine Benennung nach dem eigenen Namen. Damit war die Bahn für größere Erfolge gebrochen. Ein Siedlungsherd war geschaffen, von dem das Kolonistentum weitere Ausbreitung nahm, sei es nach neuem Zuzug aus der westlichen Heimat, sei es dank dem jungen Nachwuchs, der bei jeder Kolonistenbevölkerung zahlreich und stark zu sein pflegt und gern den Wanderstab weitersetzt, um anderwärts Land und Nahrung zu finden. So weist Verwandtschaft von Mundart und Sitte auf Siedlungszusammenhänge bis nach der Gegend von Rochlitz. Noch weiter südwärts ist Rodetätigkeit um die Zeit der Gründung des Klosters Zschillen (Wechselburg; 1168) bezeugt, auf eingehegtem, nach Hufen vermessenem Lande an den Bächen Claußnitz und Wiederau (bis zum Dorfe Königshain).

Inzwischen war auch in den nördlichen Gegenden westlich und östlich von Leipzig die Kolonisationstätigkeit in Gang gekommen. Wenig ist darüber bekannt im Gebiet westwärts der Elster; die deutsche Zuwanderung im großen Kolonisationszeitalter dürfte hier wirklich schwächer gewesen sein. Der Dorfname Frankenheim bezeugt uns sicher einen Einschlag fränkischen Siedler-

tums; indes besagt er wohl gerade, daß Franken als Siedler zunächst auffallend gewesen sind, was freilich eine jüngere Ausstrahlung fränkischer Siedlung und Sitte nicht ausschließt. Ein bemerkenswertes Element der Kolonisation stellten die Niederländer dar. Pfarrer Helmold in Bosau (bei Plön im Holsteinischen) berichtet, daß sie von der Altmark bis zum Böhmischen Walde Städte und Dörfer besetzt haben; man wird die Zahl der Zuwanderer und der von ihnen bevölkerten Orte nach den Worten dieses begeisterten Zeugen der Kolonisation nicht überschätzen dürfen, aber das Ausbreitungsgebiet ist in großen Zügen richtig bezeichnet. So fehlen sie auch zwischen der mittleren Saale und Mulde nicht. Eine Siedlung von Holländern bei Naumburg (Tribune; später Flemmingen), von Bischof Udo befördert, bestand seit etwa 1130; viel genannt ist die Niederlassung von Zuzüglern aus Flandern in Kühren bei Wurzen, denen Bischof Gerung von Meißen kraft Ansiedlungsvertrags 1154 an einem „unangebauten, fast menschenleeren" Orte Aufnahme gewährte. Auch um Leipzig (im Nordwesten wie im Osten: Eutritzsch, Gohlis, Reudnitz-Tutzschendorf, vielleicht Mölkau) ist in jüngeren Zeiten ein Einfluß niederländischen Kolonistentums bemerkbar, sei es unmittelbar infolge von Zuwanderung, sei es durch das Eindringen niederländischen Brauches und Rechts. In dem großen Bannwald, der um das Jahr 1000 östlich von Leipzig bestand, nahmen die Markgrafen von Meißen Urbarmachung vor, wie eine freilich erst sehr späte Urkunde (1285) bekräftigt. Der Vorgang des allmählichen Landesausbaus ist hier noch einigermaßen zu verdeutlichen. Von dem äußeren Rande des Altsiedlungsbereichs im Burgward Leipzig (in einem Halbkreis um Alt-Leipzig) drang man südostwärts auf die höhere Fläche vor; Baalsdorf und Probstheida werden 1213 genannt, doch haben sie gewiß damals schon einige Zeit, vom 12. Jahrhundert her, bestanden. Einem weiteren Fortschreiten, wohl bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, ist die Anlage der Dörfer an der holz- und sumpfreichen Partheniederung, deren Namensbildung auf -hain bezeichnend ist, zu verdanken. Naunhof, in markgräflicher Hand, wird zuerst 1225 erwähnt, als ein Besitz, der seit kurzem erhöhten Wert erhalten zu haben scheint; zur Zeit müssen Rodungen in den umgebenden Wäldern vorgenommen, die dörflichen Siedlungen vermehrt worden sein. Möglich bleibt, daß bereits ein paar Menschenalter zuvor ein Anfang mit neuen Ortsgründungen (auf der Muldenseite) gemacht worden war.

Die Macht, die kolonisierend der deutschen Siedlung zwischen mittlerer Saale und Mulde die Bahn gebrochen hat, waren die Träger der Landesgewalt: der Graf von Groitzsch und die meißnischen Markgrafen. Siedlungsfördernde Maßnahmen von bischöflicher Seite sind in unserem heimatlichen Landstrich nicht bezeugt, mögen jedoch nicht gefehlt haben, zumal da das Bistum Merseburg seine Lehensherrlichkeit an dem einst schwer errungenen und behaupteten

Forstgebiet zäh festhielt. Kloster Pegau hat an der Rodetätigkeit für Siedlungszwecke, wie schon hervorgehoben wurde, einen gewissen Anteil genommen; andere Klöster entstanden erst, als die Ausbreitung deutscher Siedlung in vollem Gange, ja dem Abschluß nahe war. Eine nicht unbedeutende, in dem Ansiedlungszeitalter selbst freilich schwer faßbare Mitwirkung an dem Besiedlungswerk hat der Adel geleistet; gilt dies für einige an Dörfern kolonialer Art reichbegüterte Geschlechter edelfreien Standes — die Herren von Friedeburg (aus dem Mansfeldischen), die Herren von Wahren —, so auch für nicht wenige ritterliche Familien, die in den Dörfern, wo ihre Vorfahren als ortsgründende Unternehmer aufgetreten waren, ihren Wohnsitz und danach ihren Namen hatten (Baalsdorf, Wolfshain, Lindenau, Steinbach u. a.).

Die großen Erfolge der deutschbäuerlichen Kolonisation, die als ein Kulturwerk großen Stiles zu würdigen ist, konnten erzielt werden, weil die Deutschen sich auf eine vollkommenere Landwirtschaft verstanden, wodurch sie auch die schweren Böden des Geschiebelehms zu meistern vermochten; ihnen stand ja ein Räderpflug mit eiserner Schar zu Gebote, der die Scholle viel tiefer durchfurchte, als der slawische, den Boden nur obenhin aufreißende Hakenpflug. Auch betrieben sie einen geregelteren, ertragreicheren Ackerbau nach der Ordnung der Dreifelderwirtschaft, leisteteten überdies mehr im Gartenbau mit sorgsamer Pflege der Obstbäume und Gemüsearten, bei der Fischzucht in Teichen, bei der Bienenzucht nahe den menschlichen Behausungen, sowie in allerlei Kunstfertigkeiten des ländlichen Handwerks. Die neu gegründeten Dörfer zeichneten sich vor den Ortschaften des älteren Siedlungsbestands durch ihre Größe und die Planmäßigkeit ihrer Anlage aus. Es wurden stattliche Gemeinden geschaffen, die inmitten rassefremder Bevölkerung oder unwirtlichen Wildlands auf sich selbst gestellt ein Eigenleben führen konnten. Eine freiheitliche Dorfverfassung ward ihnen zuteil, unter einem Schulzen oder Richter, dessen Amt mit einem Gute im Dorf erblich verbunden war oder auch reihweise von Inhabern der bäuerlichen Gehöfte verwaltet wurde. Die Siedler waren persönlich freie Männer, die ihre bäuerliche Stelle zu einem guten, vererblichen Besitzrecht inne hatten: nach dem Recht der freien Erbzinsleihe (Waldsiedelleihe), bisweilen wohl wirklich zu einem auf Kaufrecht beruhenden Eigentum. An den Leiheherrn hatten sie Grundzins in mancherlei Gestalt (Naturalien und Geld) zu entrichten; Fronden wurden ihnen nicht auferlegt. Von den alteingeführten Burgwardslasten sollten sie frei sein, selbst wenn das Neuland abseits im Walde einem Burgwardbezirk zugeschrieben war; die Kolonistenanlagen waren gleichsam kleine „Immunitäten" im Sinne damaliger Landesverfassung. Auch in die Burgwardsparochien pflegten die deutschen Neudörfer nicht eingefügt zu werden. Als besondere Kirchspiele wurden sie eingerichtet, erhielten ihre eigene Kirche

und hatten ihren Pfarrer für sich; dafür mußten sie freilich die volle Zehntlast tragen. Noch heute sind manche einfachen Kirchbauten aus Feldsteinschichtung, mit hochragendem Satteldach und starkem, wehrhaftem Turm für uns Zeugen aus dem kolonialen Zeitalter (Klinga bei Naunhof, Hirschfeld mit Erweiterungsbau), zugleich Wahrzeichen dafür, wie damals die Kirche Mittelpunkt des geistigen Lebens der aufblühenden Gemeinde im deutschen Siedlerdorf war und an ihrem Teil mit geistlichem Trost und klugem weltlichen Rat den Kirchspielsgenossen half, auf dem Neulandsboden heimfest zu werden.

Die deutsche Kolonisation war ein im Kerne gesundes Unternehmen und spielte sich in glücklichen Formen ab. In gedeihlichem Fortschreiten erreichte sie im Laufe von ein bis fünf Menschenaltern, vom Beginn des 12. bis etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, den Abschluß des Landesausbaus; ja sie griff schon über das wirtschaftlich mögliche Maß hinaus. Die Landbeschaffung hatte Schwierigkeiten nicht gemacht; unangebautes Land war zunächst in reichlicher Fülle vorhanden. Daneben fand auch eine Neusiedlung auf wüstem Grund statt, wo slawische Dörfchen menschenleer geworden oder eingegangen waren. Slawische Bevölkerung ist nicht ausgetrieben worden, dafür spricht kein einziges Zeugnis in unserer Heimatgegend; aber ihre Kraft war gebrochen, sichtlich ging sie zurück, der verbleibende Rest erlag einem friedlichen Prozeß der Germanisierung. Unter deutscher Grund- und Gerichtsherrschaft, in der Seelsorge betreut von deutschen Priestern, nahmen diese Nachkommen des alten Sorbentums allmählich deutsche Sprache und Sitte an; sie ahmten das Vorbild deutschen Hausbaus und deutscher Wirtschaftsweise nach, hoben sich in ihrer wirtschaftlichen Lage und stiegen wohl auch zu besserem Rechte empor. Es kam vor, daß mehrere der kleinen slawischen Siedlungen mit ihren Flurstücken zusammengelegt und an ihrer statt größere Dörfer nach deutscher Art mit neu aufgeteilten Fluren erbaut wurden, wobei in der Durchführung beides möglich war: Einzug von Deutschen in den neuen Ort, aber auch Aufnahme von Einheimischen slawischer Abstammung, die nach solcher Umsiedlung um so rascher zu Deutschen geworden sind.

Die Grundkräfte, die den Aufbau unserer heimatlichen Siedlung bis zum Abschluß des mittelalterlichen Landesausbaus bewirkt haben, sind somit im Hinweis auf die Hauptvorgänge der Siedlungsgeschichte aufgedeckt worden. Es bedarf jedoch noch eines Blicks auf gewisse Tatsachen der Verbreitung grundlegender Erscheinungen im Siedlungswesen, um zu vollerem geschichtlichen Verständnis des Volks- und Kulturbodens unserer Heimat zu gelangen.

So recht in das innere Wesen der Siedlung und ihrer Geschichte führt die Betrachtung der Siedlungsformen hinein. Dabei ist die Siedlung vorerst als Ausdruck bestimmter Wirtschafts- und Gesellschaftszustände zu erfassen, auf

Grund der in der Landesnatur gegebenen Bedingungen. Völkische Unterschiede der Siedlungsweise, in unserer Heimatgegend verschiedenerlei Siedlungsbräuche bei Slawen und Deutschen, spielen gewiß eine Rolle; doch sind sie aus ihren natürlichen und geschichtlichen Voraussetzungen zu erklären.

Die Formen der Siedelplätze und ihrer Fluren, wie sie auf der Wanderung erschaut und übersichtlich im Kartenbild beobachtet werden können, sind in Wirklichkeit höchst mannigfaltig; bei einem jeden Ort treten Besonderheiten hervor und bieten dem heimatlichen Betrachter einen eigenen Reiz. Indes bei wissenschaftlicher Untersuchung ist eine Auswahl der Haupttypen nötig, um die Grundzüge siedlungsgeschichtlicher wie siedlungsgeographischer Erklärung herausarbeiten zu können. Ortschaftsgrundriß und Flurgliederung, d. h. die Lagerung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit Höfen und Gärten, Dorfplatz und Dorfwegen sowie die Aufteilung der Ortsflur, des zum Siedelplatz gehörigen engeren Lebensraums, aus dem der eigentliche Nahrungserwerb bei ländlicher Kultur gezogen wird, müssen stets im Zusammenhang miteinander betrachtet werden: bestimmten Ortsformen pflegen typische Arten der Flureinteilung zu entsprechen, obschon nicht zu verkennen ist, daß Ausnahmen von der Regel vorkommen und in ihrer Weise recht lehrreich sind.

In der Leipziger Tieflandsbucht mit ihrem einst waldreichen Grenzsaum sind die meisten Siedlungsformen vertreten, die überhaupt im Mittelelbgebiet, ja im deutschen Ostland begegnen; es ist hier möglich, sie nahe beieinander auf einem Landschaftsraum, der leicht durchwandert werden kann, in klarer Ausprägung und charakteristischer Lagerung zu erfassen.

Die Siedlungsform der Einzelhöfe tritt in unserer Gegend nicht in einer das Landschaftsbild bestimmenden Verbreitung auf. An Einzelsiedlungen fehlt es natürlich nicht (Fig. 1). Von altertümlicher Art sind manche Wehrkirchen nebst dem Pfarrgehöft (Magdeborn am Göselbach). Es gibt für sich liegende ritterliche Güter und Vorwerke (Kötzschwitz bei Magdeborn, Lauer, Gut Mausitz w. Großdalzig), vereinzelt auch kleine Höfegruppen; dazu gewerbliche Anlagen mancherlei Art: Mühlen, Gasthöfe an Verkehrsstraßen, Ziegeleien, Betriebsstätten für Waldwirtschaft (Naunhof, wohl ein alter Jagdhof), doch all dies sind Örtlichkeiten, die einen älteren Siedlungsbestand nur ergänzen und meist als Ausbauten aufzufassen sind.

Die gewöhnliche Ortsform ist in unserer heimatlichen Landschaft das Dorf, und zwar in geschlossener Anlage, von regelrechtem „kolonialem" Charakter, was in gewissem Grade schon für die Orte des einst slawischen Siedlungsbereichs, ganz ausgeprägt für die Gründungen der deutschen Kolonisationszeit gilt. Bei den kleineren Dörfern treten zwei Formen auf: Die Rundlinge im engeren Sinn und die Sackgassendörfer. Beim Rundling gruppieren sich

die äußerlichen Gehöfte um einen rundlichen, im Gemeindebesitz befindlichen Binnenraum, der dem Verkehr dient; bisweilen enthält er eine Teichanlage, die freilich zugeschüttet sein kann. Die Gehöfte kehren ihre Front mit Wohnhaus, Tor und einem Nebengebäude dem Dorfinnern zu, meist mit Giebelstellung der Häuser; nach hinten schließen sich radial die Gärten an. Der ganze Ort ist wehrhaft abgeschlossen, durch Zäune und Hecken, oft auch durch einen Graben und Gebüsch, und pflegte ursprünglich nur einen Zugang zu haben. So ist die Anlage stark durch das Schutzbedürfnis bestimmt; zugleich war sie, wie eine Hürde, geeignet, das Vieh im Dorfschutz unter freiem Himmel an einer Tränke beisammenzuhalten. Bezeichnende Beispiele finden sich auf der Höhe nw. Schkeuditz: Beuditz, Rabutz; an der Luppe Maßlau, bei Horburg; bei Hohenlohe w. Großdalzig: Segel, Sittel; auch der Kern von Dösen, s. Leipzig.

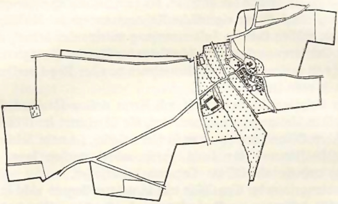


Fig. 1. Magdeborn mit Kötzschwitz nebst Tanzberg (am Göselbach).
Einzelgüter (Gut der Pfarrkirche in Magdeborn; Rittergut in Kötzschwitz) mit Flurausteilung nach blockförmigen Feldern. — Diese und die folgenden Siedlungsformen sind nach Flurkarten der Landesaufnahme von 1835—43 gezeichnet.

Besonders hervorgehoben sei als ein ausgeprägt rundliches Dorf mit größerem Binnenraum das bei Rochlitz gelegene Stöbenig, östlich der Mulde; es besteht aus mehreren Gehöften, die einst im Besitz von Saupen (Amtslandschöppen von slawisch-deutscher Zeit her) gewesen sind. Das Sackgassendorf ähnelt dem Rundling in der Geschlossenheit der Anlage; bei rundem Abschluß des einen dem offenen Zugang entgegengesetzten Endes und bei krummer Gassenführung kann man geradezu von Schlauchrundling sprechen. Bezeichnend ist in der Regel die Anordnung der Gehöfte in zwei einander gegenüberliegenden Zeilen, zwischen denen eine Gasse läuft, die etwas angerartig erweitert sein kann; nach außen pflegt das Dorf gleich den echten Rundlingen abgeschlossen zu sein. Solche Dörfer liegen meist aufgereiht längs den Rändern der Fluß- und Bachauen; das geschlossene Ende kehrt sich gern gegen die schützende Niederung,

während das offene sich dem Felde und dem Verkehrsweg zuwendet; oder die Gasse läuft parallel zum Uferrand [Beispiele: Dechwitz b. Magdeborn, Klein=Storkwitz und Groitzsch, Brösen (neuaufgebaut), Obertitz und Langenhain an der Schnauder sö. Groitzsch; ferner Zauschwitz ndl. Pegau; in etwas aufgelockerter Form mit durchfließendem Bach Mölkau ö. Leipzig]. Verwandte

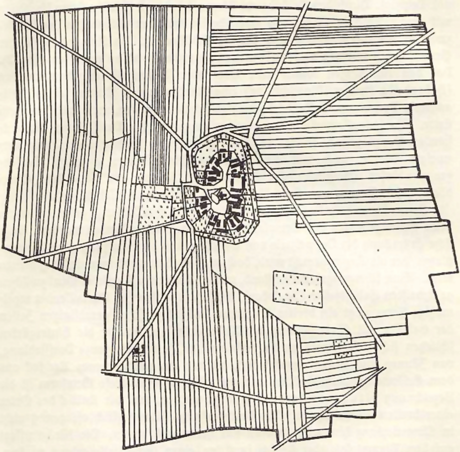


Fig. 2. Gottscheina nordw. Taucha.

Doppelform: Der nördliche Teil Sackgasse, der südliche Angerrunddorf; die Flur, mit der im NW. die Wüstung Neblitz verbunden ist, liegt in Gewannen nach der Dreifelderwirtschaft. — Vgl. Flugzeugaufnahme im Anhang!

Formen begegnen nun auch in wesentlich größerer Gestalt. So gibt es rund angelegte Dörfer mit großem platzartigen Anger in der Mitte, der einen Teich hat, aber auch Kirche und Friedhof aufweist, in jüngerer Zeit in Gärten aufgeteilt und bebaut sein kann mit Schmiede, Spritzenhaus u. a.: so Scheidens w. Großdalzig; vergleichbar Gottscheina, das, genau betrachtet, eine Doppelanlage ist;

Zuckelhausen in Annäherung an Rechtecksgestalt. Diesen runden Angerdörfern verwandt sind andere mit eckiger Gestaltung des Binnenangers, besonders in Dreiseitform (Göbschelwitz bei Hohenheida; Rückmarsdorf bei Leipzig, neben Frankenheim). Auch das Gassendorf tritt in größerer Form auf; man kann es dann Langgassendorf nennen (z.B. Eutritzsch längs der Rietschke ndl. Leipzig). Durch das Gelände am Uferrand bedingt, ist solche Form bisweilen mit einem Knick inmitten, also zweiflügelig, gebildet (Alt-Gohlis im Winkel zwischen Rietschkemündung und Pleiße; Alt-Mockau). In Anwendung solcher Grundformen konnten auch zusammengesetzte Gebilde entstehen (Fig. 2). Vor den Rundlingen konnte eine Vor- oder Nebengasse angebaut werden [Hohenheida (früher Windischheida) eine Rundform mit Ausbau eines Breitangers]. Von einem Gassendorf zweigten sich Seitengassen, meist mit stumpfem Ende, also sackgassenweise ab, bisweilen in mehrfacher Verästelung. So entstanden Doppelgassen, Dörfer in Winkelgassenform, strahlig oder faserig verzweigte Dörfer, auch mit eingeschobener Platzbildung: ja ganze Gassengruppendörfer (Beispiele: Großstorkwitz, ndl. Pegau; die Kette der „Oberdörfer", sdl. Pegau, von Eula bis Profen; Groß- und Kleindölzig).

So mochte es nahe liegen, eine neue Form stattlicher Dörfer zu gestalten, indem beide Grundgedanken der Ortsplanung mit einander verbunden wurden: längliche Erstreckung der Doppelzeile von Gehöften und die Schaffung eines Binnenplatzes, der als Anger benutzt wird, doch auch als Baugrund mannigfaltig dienen kann. Eine Übergangsform entstand, wo der Anger ein längliches Oval zwischen geschweiften Gehöftzeilen (Baalsdorf, Wolfshain) aufweist. Die vollendet regelmäßige Form zeigt ein breites längliches Rechteck zwischen geradlinigen Zeilen der Gehöfte mit Giebelstellung der Wohnhäuser zur Straße; die Hintergärten schließen sich gleichförmig an die Hofräume an, so daß die ganze Dorfsiedlung, von Zäunen und Hecken eingefriedigt, oft wie ein vollkommenes Rechteck aus dem Gelände herausgeschnitten erscheint (Fig. 3). Für diese Ortsform ist die Bezeichnung Straßenangerdorf geprägt worden, weil der Anblick des Ortes einer breiten Straße ähnelt. Die Verkehrsstraße führt freilich oft genug nicht in Längsrichtung hindurch, sondern nur heran und hinein. Die Kirche pflegt auf dem Binnenplatz oder seitlich inmitten einer Gehöftzeile erbaut zu sein. Solche Dörfer finden sich gruppenweise auf der Hochfläche nordöstlich von Leipzig (Engelsdorf, Sommerfeld, Holzhausen; mit durchziehender Straße Gerichshain östlich Borsdorf), ebenso im Norden (Lindenthal, Seehausen, Radefeld, Freiroda); verstreut auch sonst (Breunsdorf westlich Lobstädt, Quesitz bei Markranstädt, Meuchen bei Lützen). In etwas gelockertem Gefüge begegnet diese Dorfart mit leichter Krümmung dem Laufe eines kleinen Gewässers angepaßt, gegen die Naunhofer Waldungen hin (Seifertshain).

Weiter südwärts, in kräftiger bewegtem Gelände, finden sich ähnliche, noch aufgelockertere Dorfanlagen, die man Kurz-Reihendörfer nennen könnte: sie bestehen aus zwei einander gegenüberliegenden Reihen lose nebeneinander gebauter Gehöfte; diese beiden Gehöftreihen, durch einen Teil der Flur hinziehend, schließen eine Bachaue ein, wo ein Hauptweg zwischen Anger, Wiesen, Gärten, auch wohl kleinen Baulichkeiten, hindurchführt (Greifenhain bei Kohren). Im äußersten Süden unseres Gebiets, im einstigen Grenzwald nach

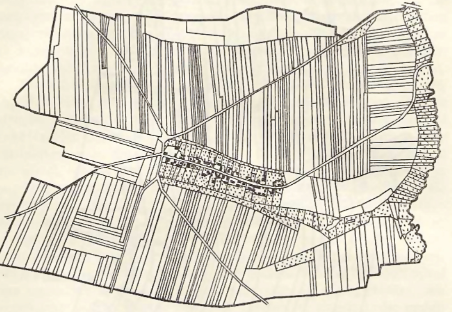


Fig. 3. Frankenheim (südlich vom Bienitz, am Zschampert).
Straßendorf, mit regelmäßiger gewannförmiger Flur. — Vgl. Flugzeugaufnahme im Anhang!

dem Erzgebirge zu, tritt auch das echte Reihendorf auf, im Grunde eine Form der Siedlung in Einzelhöfen, nur nicht zerstreut über die bewohnbare Fläche hin, sondern angeschmiegt an das Gelände einer Gebirgstalmulde: bei lockerer Aufreihung längs dem Wiesengrund am Bache zu beiden Seiten der durchziehenden Straße — bisweilen auch einseitig — sind sie gelagert, in räumlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit, doch zusammengefaßt in einer einheitlich umrahmten Bodenform, durch die Dorfgemeinschaft und den einheitlichen Ortsnamen (Fig. 4).

Das Haufendorf im eigentlichen Sinne ist in unserer heimatlichen Gegend als eine Grundform der Siedlungsweise kaum anzunehmen. Es läßt sich aller-

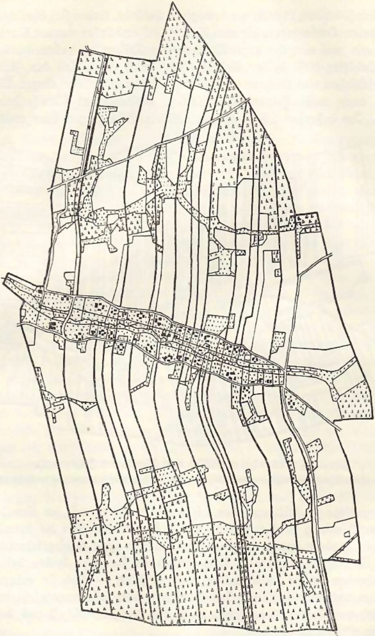


Fig. 4. Röllingshain sö. Wechselburg (an der Claußnitz).
Reihendorfanlage mit Waldhufenflur.

dings beobachten, daß gerade die am frühesten (um 1000) genannten Dörfer (Groß-Pösna, Eythra; Großgörschen, auch Gundorf) eine haufenmäßige Gestalt heute zeigen. Doch sind diese und andere vergleichbare Dörfer (Pomßen) richtiger als Mischformen, bzw. Formen zusammengesetzter Art mit nicht haufenförmigem Kern anzusehen. — Als ein besonderes Element bei der Ortschaftsbildung tritt oft das Herrengut auf. Am häufigsten findet es sich bei Kleinformen, so daß von einem Gutsweiler zu sprechen ist; bisweilen in der Weise, daß eine Gasse an die Gutsanlage angelehnt ist (Gutsgassendorf). In Rundangerdörfern finden sich ritterliche Güter nicht, bei Straßenangerdörfern selten; wo sie hier auftreten, pflegen sie seitlich angefügt zu sein. Auch inmitten der Reihendörfer im einst waldigen Grenzbereich unseres Gebiets sind herrschaftliche Güter nur selten angelegt worden.

Neben der Beobachtung des Grundrisses der Ortschaften bedarf es noch einer Betrachtung ihres Aufrisses, um zu vollem Erfassen des Ortsbildes zu gelangen. Bestimmt ist dieser überall durch den Typus des mitteldeutschen Gehöfts, der regelrechten Lagerung aller Wohn- und Wirtschaftsbaulichkeiten um einen meist vierseitigen Hofraum. Dabei pflegt das Wohnhaus mit dem Giebel, seltener traufseitig, der Gasse oder dem Binnenplatz zugekehrt zu sein; daneben steht gleichgerichtet oder quer ein Gebäude, in dem sich oft die Wohnung derer, die sich aufs Altenteil gesetzt haben, befand; an den Seiten und im Hintergrund sind, je nach dem wirtschaftlichen Vermögen der Stelle, die Stallungen und andere Nebenbauten, insbesondere die Scheune mit der Tenne, errichtet. Dahinter schließt sich ein geräumiger Garten gegen die Dorfhecke hin an; öfters sind Vordergärtchen vorhanden. Das ganze Gehöft pflegt einen wehrhaften Eindruck zu machen; nach außen ist es abgeschlossen, von Zäunen oder Hecken, teilweise von einer Lehmmauer eingefaßt; die großen verschließbaren Torbauten verstärken diesen Eindruck. So weist die Gehöftanlage einen kolonialen Charakter auf; sie hat etwas nach außen Abweisendes, obschon der Bewohner von seinen Fenstern aus recht wohl das Leben auf dem Dorfplatz und der Dorfgasse beobachten mag. Es ist freilich zu bemerken, daß diese Gehöftform rein nur in den zeilen- und reihenförmig angelegten Dörfern aufzutreten vermag. Bei den Rundlingen, auch bei manchen Platzdörfern erscheint sie wie etwas ursprünglich Fremdartiges eingefügt, gleichsam hineingepreßt in mannigfaltiger winkeliger Anpassung an den abweichenden Ortschaftsgrundriß. Die Bauart ist von natürlichen Bedingungen (Lehmboden, Holzreichtum) abhängig, aber auch in der geschichtlichen Entwicklung und in volkstümlichen Gewohnheiten begründet. In Leipzigs näherer Umgebung herrscht der massive Bau vor, aus Lehmmauerwerk (mit eingemischtem Stroh), später aus Ziegeln, wobei der angebrachte Verputz eine übertünchende Decke

abgibt. Etwas weiter entfernt im Süden tritt der Fachwerkbau auf, bisweilen noch deutlich an den außen hervortretenden hölzernen Ständern des Erdgeschosses kenntlich. So zeigen die dörflichen Häuser dort oft ein recht schmuckes Äußere, in freundlichem Wechsel des dunklen Rahmenwerks aus Hartholz mit den hellfarbig gestrichenen Füllungen.

Bieten sich die Ortsformen unmittelbar der Anschauung dar, mit der Möglichkeit wichtiger volkskundlicher Aufschlüsse, so erschließt sich das Verständnis der Flur, trotz lehrreicher Beobachtung draußen im Gelände, nur bei tieferem Eindringen in die geschichtliche Überlieferung. Als die Hauptformen der Flurgliederung ergeben sich die folgenden: die Einteilung der Flur in unregelmäßige Blöcke und Streifen; die in der ganzen Feldflur durchgeführte Aufteilung in reihenweise nebeneinanderliegende Streifen von ungleicher Größe und Gestalt; die Bildung verschiedener Bodenabschnitte in der Feldflur, sogenannter Gewanne, die wiederum in schmale, gleichlaufende Streifen nach bestimmtem Größenmaß zerlegt und an die Inhaber der berechtigten Stellen im Dorf nach einem Grundmaß verteilt werden, so daß ihnen Besitzanteile in den verschiedenen Gewannen zufallen; die Zerlegung der Flur in eine geringere Anzahl breiter, regelmäßig geformter Streifen (Gelänge, Feldbreiten); die Zuweisung geschlossener, bandartiger Stücke Nutzlands, die, meist Feld und Wiese sowie Gehölz enthaltend, vom Gehöft aus zur Gemarkungsgrenze hinziehen (Waldhufen). Bei den ersten vier Arten der Flureinteilung gibt es neben den für den Anbau bestimmten Flurteilen gesondert noch Wiesen und Weiden sowie Gehölze, darunter meist Länderei im Gemeinbesitz; bei den Waldhufenfluren ist dies nur in minderem Maße der Fall. Bei den Zusammenlegungen des 19. Jahrhunderts sind die vordem stark parzellierten Fluren in einfach geformte, in geradlinigen Figuren liegende „Pläne" zerlegt worden, ein Vorgang, der in Leipzigs Umgebung schon früh (um 1830) wegen der damit verbundenen landwirtschaftlichen Vorteile in die Wege geleitet worden ist.

Es fragt sich nun, wie diese Arten der Flurgliederung um Leipzig verbreitet sind, in welchem Verhältnis zu den Ortsformen sie stehen. Eine gewisse Mannigfaltigkeit im Einzelfall ist möglich; die Heimatkunde wird darauf Rücksicht zu nehmen haben. Indes zeigt sich, daß in der Regel bestimmte Orts- und Flurformen einander zu entsprechen pflegen, und zwar erhellt dabei in großen Zügen die Linie einer Entwicklung von kleineren zu stattlicheren, von unregelmäßigeren zu planvolleren Formen. Damit bietet sich nun auch die Möglichkeit einer geschichtlichen Deutung.

Einige Bemerkungen über die Unterschiede slawischer und deutscher Dorfverfassung seien vorausgeschickt. Das slawische Dorf

gründet sich auf die Familiengemeinschaft, und zwar auf die Großfamilie, bei der auch erwachsene Kinder, selbst verheiratete, im Zusammenhang der gemeinsamen Haushaltung bleiben. Ein Ältester (senior; starosta) stand an der Spitze und gebot mit hausherrschaftlicher Gewalt; noch bis in spätere Zeit erhielt sich in Leipzigs Umgebung bei Nachkommen slawischer Bevölkerung eine Erbgewohnheit, die zugunsten von Verwandten das Verfügungsrecht des einzelnen stärker beschränkte, als nach deutschem Recht. Es bestand also ursprünglich nicht eine dörfliche, auf Nachbarschaft gegründete Genossenschaft; nicht die einzelne bäuerliche Stelle (mansus) war die Einheit, auf welcher das Dorf aufgebaut war, selbst dann nicht, wenn die ganze Dorfflur nach Hufenmaß berechnet wurde. Auch in denjenigen Siedlungen war dies nicht der Fall, wo ein Gut im Besitz eines der kriegerischen Mannen, ein Herrengut oder Vorwerk, den Kern eines Weilers oder Dorfes bildete; dort galt grundherrschaftliche Verfassung mit Landarbeitern und gutshörigen Inhabern von Kleinstellen (Smurden als Tagwerker, später Gärtner [hortulani]). Ganz anders das deutsche Dorf, wie es seit der Kolonisationszeit zur Einführung kam: es gründete sich auf das Dasein und Walten dörflicher Genossenschaft, auf Nachbarschaft, und innerhalb solcher Gemeinschaft auf die Schaffung bäuerlicher Stellen, deren Inhaber zugleich Hausvater und Wirt wie auch Gemeindemitglied war. Selbständigkeit und Abhängigkeit vom Gemeinwesen, bei dem der einzelne mit zu raten und zu taten hatte, waren harmonisch miteinander verbunden. Die wirtschaftliche Bindung des einzelnen konnte freilich verschieden sein; stärker war sie da, wo unmittelbar nutzbares Land zum Anbau — „schönes" Feld, grüner Rasen — vergeben wurde, geringer auf einstigem Waldboden, wo der künftige Wirt seine Stelle in mühevoller Rodearbeit „aus wilder Wurzel" selbst erst neu zu schaffen hatte.

In Strichen Landes, die zu dem ältesten, bereits in slawischer Zeit bewohnten Siedlungsbereich gehören, finden sich bezeichnenderweise die unregelmäßigen Blockfluren sowie Block- und Streifenfluren, da, wo die Kleinrundlinge und ihnen nahestehende Sackgassendörfer liegen. Es erklärt sich dies ganz natürlich aus der Sozial- und Wirtschaftsverfassung des slawischen Dorfes. Die Familie nutzte auf enger Feldflur gemeinsam die kleinen, unregelmäßigen Bodenstücke für ihren dürftigen Anbau mit dem nur obenhin ackernden Hakenpflug und schritt, je nach den Wechselfällen des Erbgangs, zu Aufteilungen, deren Folge eine unregelmäßige Gemengelage von Besitzstücken sein mußte. Nicht nach den Regeln der Felderwirtschaft war die Flur gegliedert, obschon später ein Wechsel der Bestellung mit Wintersaat, Sommersaat und Brache eingehalten werden konnte. Auch war für die Aufteilung der Flur nicht die Hufe maßgebend, wenn auch recht wohl eine Messung der

Ortsflur sowie einzelner Besitzungen nach Hufenmaß ausführbar war. Ähnlich pflegt block- und streifenförmige Gliederung der Flur auch bei Gutsweilern und bei Gütern nebst anschließendem Gassendorf vorhanden zu sein. Für die Gutswirtschaft ist ja Bestellung einiger unregelmäßig nach der Bodenbeschaffenheit abgegrenzter Blockfelder zweckmäßig; einzelne Bodenstücke wurden streifenweise an die Gärtner und andere Inhaber von Kleinstellen im Ort, je nach dem Belieben der Herrschaft auch an bäuerliche Vollwirte abgegeben. So stellte sich bei alter Gutssiedlung jene Flurform als wirtschaftlich angemessen ein, auch wenn der Herr und größte Grundbesitzer in der Flur deutschen Stammes war; selbst bei junger Entstehung von Herrengütern und Vorwerken ward Bildung von blockförmigen Gutsfeldern neu vorgenommen. Die gleichmäßigere Streifenaufteilung der Flur herrscht charakteristisch bei den regelmäßig in Doppelzeilenform gebauten Gassendörfern, auf einst slawisch besiedeltem Boden, doch vermöge vorgenommener Flurregulierung. Dabei konnte eine Gliederung des Anbaulandes nach den drei „Arten" (Winterfeld, Sommerfeld, Brache) stattfinden, freilich von ungleicher Größe und Gestalt, eingefügt in den älteren ungleichförmigen Flurumriß, eine Flurart, bei der geordnetere Gemengelage des Besitzes besteht. Volle Regelmäßigkeit der Anlage zeigen die Fluren vom Typus des Gewannsystems; sie treten bei den Angerdörfern auf, am meisten regelrecht bei den Straßenangerdörfern. Zuerst eingeführt sind sie da, wo diese gruppenweise beisammen liegen; doch begegnen sie auch bei Dörfern mit rundem Anger, mit dreiseitigem Platz sowie bei Langgassendörfern. Diese Gewannflurordnung ist deutschmutterländischen Ursprungs; das Vorbild wird hier vollkommener in kolonialem Charakter ausgeprägt. Für den Aufbau solcher Fluren war die Ordnung nach der Dreifelderwirtschaft und nach dem Hufenmaß grundlegend. Die Gewanne (hier Gewende nach dem Wenden des Pflugs genannt) wurden möglichst einfach und regelmäßig gebildet. Bei kleinen Dörfern begnügte man sich mit drei, so daß Artfeld und Gewann sich deckten; doch stieg ihre Zahl auf zwanzig und mehr. Nach der Breite wurden sie in lange, parallel laufende Streifen, wie sie der deutsche langhinstreichende Pflug beackern konnte, recht gleichmäßig zerlegt; der Gewannanteil betrug danach 1 bis 2 Acker, $1\frac{1}{2}$ bis 3 Morgen u. ä. Der Besitz der einzelnen Stelle lag nach Hufenregel verstreut in den Gewannen; die Vollhufe hatte je einen ganzen Anteil, die halbe Hufe $\frac{1}{2}$, die Viertelhufe $\frac{1}{4}$; auch $1\frac{1}{2}$, 2 und mehr Hufen konnten von Anbeginn in einer Hand vereinigt sein. Es bestand also Gemengelage des Besitzes, doch von wohlgeordneter Art; die Bodennutzung geschah unter „mildem Flurzwang", d. h. nach gemeinsamen Bestimmungen der Dorfnachbarschaft über die Folge der Feldarten, über Öffnung und Hegung der

Felder und Wiesen und dergleichen, jedoch in eigener Wirtschaftsführung des einzelnen Wirts. Neben diesen zu feldmäßiger Nutzung aufgeteilten Gewannen gab es Wiesen, die zum Gebrauch auf Zeit wechselweise (nach Kabeln) verlost wurden, und Weiden, auf die der Hirte das Dorfvieh gemeinsam trieb. So war in den Dörfern mit Gewannfluren die Gemeinwirtschaft und die Einzelwirtschaft in ein förderliches Gleichgewicht gebracht. Bei den in Feldbreiten liegenden Dorffluren gestaltete sich der Wirtschaftsbetrieb des Bauern etwas freier, da ihm nur wenige, aber größere Stücke Landes zur Verfügung standen und bei der Wahl der Kulturart kein Flurzwang galt. Solcher Art waren manche Fluren regelmäßiger Kurzreihendörfer in der Zone des Übergangs zu dem großen Rodungsgebiet, das gegen den südlichen Gebirgswald hin lag. In jenem Außenbereich unserer heimatlichen Landschaft zeigen die Dörfer in loser Reihung der Bauernhöfe die Flurgliederung nach Waldhufen, wobei der bäuerliche Wirt die verschiedenen Zweige seines Landwirtschaftsbetriebs auf eigenem Grund und Boden zur Entfaltung bringen kann, obschon gemeinsame Wiesennutzung und Weide (Trift, Viehweg) auch dort zur Ergänzung dient: im Sinne wirtschaftlicher Freiheit der vollkommenste Typus der Dorf- und Fluranlage.

So waren am Ausgang der Kolonisationszeit in unserer Heimatgegend verschiedenerlei Siedlungsformen ausgebildet und verbreitet, in denen sich die Geschichte der Besiedlung deutlich widerspiegelt und darum auch ein tiefbegründeter Unterschied des Volkstums zum Ausdruck kommt. Die Kleinrundlinge, Schlauchrundlinge und die ihnen ähnlichen Sackgassendörfer mit ihren unregelmäßigen Block- und Streifenfluren waren einst von slawischer Bevölkerung bewohnt; zumeist wohl auch die regelmäßiger gebauten Gassendörfer mit rein streifenförmigen Fluren, obschon ihre Anlage den Einfluß deutscher Herrschaft und Kultur bereits verrät. Die Großrundlinge (Rundangerdörfer) sind hier als Erzeugnisse des Landesausbaues oder des Dorfneubaues mit Flurumlegung unter deutscher Herrschaft mit slawischer Bewohnerschaft anzusehen. Die regelmäßigen Straßenangerdörfer mit ihren planvollen Gewannfluren sind dank der deutschen Kolonisation eingeführt; in nachfolgender Zeit war Aufbau eines solchen Dorfes mit Flurzusammenlegung unter deutscher Leitung durch germanisierte Slawen wohl möglich. Als rein deutschen Ursprungs dürfen die Reihendörfer mit Feldbreitenflur gelten, erst recht die Waldhufendörfer; denn vom Walde aus ist die Überlegenheit deutscher Siedlung begründet worden.

Bietet uns die Betrachtung der Orts- und Flurform erwünschten Einblick in den wirtschaftlich-sozial begründeten Aufbau der Siedlungsanlagen und ermöglicht damit zugleich eine Scheidung der Zonen des fortschreitenden

Landesanbaues, so beleuchten manche Aufschlüsse sprachgeschichtlicher Art noch greifbarer den Anteil des Volkstums an solcher Entwicklung.

Der Anteil der Deutschen und Slawen an der Besiedlung prägt sich mit zäher Beharrlichkeit in den Ortsnamen aus, in all den am Boden haftenden Benennungen, mit denen sich ein jedes Volkstum gleichsam des eingenommenen Erdraums geistig bemächtigt hat. Natürlich nicht der einzelne Ortsname entscheidet über den völkischen Ursprung eines Siedelplatzes; eine deutsche Gründung kann auf slawisch benannter Stätte vor sich gegangen sein, ein Ort mit slawischen Bewohnern konnte einen deutschen Namen erhalten. Indes auf das Ganze gesehen, ist die Verbreitung deutscher und slawischer Ortsbenennungen höchst bezeichnend. Aus germanischer Zeit klingt uns ein Name für den großen Wald im Süden gegen das Gebirge hin entgegen: Miriquidu, d. h. der finstre Wald, gleich benannt dem in der Edda genannten Walde Mirkwidr, über den die Schwanenjungfrauen nach dem lichten Süden fliegen. Auf germanischen Ursprung ist der Name der weißen Elster (Alestra) zurückzuführen; aus germanischer Zeit ist die Saale bezeugt, auch der Name der Luppe könnte damals schon in Brauch gewesen sein. Die Benennungen der Pleiße (Blisina, in frühdeutscher Zeit jedenfalls als slawisch aufgefaßt; „sumpfiger Fluß") und der Parthe (nach moderigem Geruch) sind aus dem Slawischen ableitbar; doch begegnen entsprechende auch in nie slawisch besiedelter Gegend. Auch die Namen der Wyhra (Wira) und Eula (Ilava), der Gösel, Lober, Wethau könnten aus vorslawischer Zeit stammen und von den Slawen in Anpassung an ihre Sprache übernommen sein; der Schnauder ist die Schunter im nördlichen Harzvorland vergleichbar. Andere Namen kleinerer Gewässer sind von Slawen gegeben (Pös- und Ölzschgraben; Döllnitz). Deutsche Bachnamen treten am Ostufer der Saale wohl schon früh auf (Rippach [Ritebeche]); stärkere Verbreitung fanden sie im Bereich der großen Waldrodungen. Sehr natürlich ist es, daß einzelne Bodenerhöhungen und Waldstücke slawisch benannt wurden (Bienitz, Kolm; Zauche, Tresen), während tiefer im Walde liegende deutsche Benennungen (Hengstberg) empfingen.

Bei den Namen für die Siedelplätze sind die slawischen und deutschen bei entwickeltem Sprachgefühl meist nicht allzu schwer auseinanderzuhalten; der Bereich slawischer und deutscher Ortsnamengebung kann also in groben Umrissen zur Genüge geschieden werden. Im einzelnen jedoch ist die Deutung oft recht schwierig und unsicher; vor gründlicher historisch-philologischer Durcharbeitung, die zurzeit noch fehlt, wird der Laie gut tun, die Phantasie bei der Frage nach dem Sinne der Ortsnamen nicht frei spielen zu lassen. Überdies kommt in Betracht, daß es manche Mischbildungen gibt,

die einen Anteil verschiedenerlei Volkstums bekunden, ja, daß alle Namen slawischen Ursprungs eingedeutscht sind.

Namen aus vorslawischer Zeit für Siedelplätze sind kaum zu erwarten. Immerhin ist Merseburg selbst entschieden als vorslawisch anzusprechen, und zwar als germanisch vor der fränkischen Besitznahme; die in Widukinds Sachsengeschichte gebrauchte Form Mesabor (Mittenwald) geht auf slawische Umbildung zurück. Östlich der Saale weist der Name von Itera (Eythra) germanischen Klang auf; die versprengten Namen auf -leben und -städt (Schkortleben, Ranstädt, Lobstädt, Seelingstädt bei Trebsen) sind schwerlich als Reste ähnlicher altthüringischer Namengebung aufzufassen. Die slawischen Namen der Wohnstätten sind meist so gebildet, daß eine dort hausende Personengruppe in patronymischer Weise (auf -ici, -owici, -ewici; jetzt -itz) genannt wird oder ein Ausdruck wie mesto (Ort), wes (Dorf), sedlo (Sitz), dwor (Hof) zu ergänzen ist (mit adjektivischer Bildung auf -ow, -owa, -owo; -in, -ina, -ino u. a.). Sehr altertümlich sind die Namen, welche einen Ort nach einer Person benennen (Leute, die jemandem zugehörig sind), sei es nach einem Familienhaupt, sei es nach einem Manne in führender Stellung: Reudnitz, Plagwitz, Connewitz, Miltitz. Wohl meist jünger dürften die Namen sein, welche den Besitz anzeigen, also ein festes Rechtsverhältnis zum Boden voraussetzen. Ortsnamengebung mit den gleichen Bildungssilben kann auch nach einem Merkmal der Landesnatur oder menschlicher Betätigung erfolgt sein. Solche Namen, teils schon früh entstanden, teils wohl erst ein Erzeugnis jüngeren Siedlungsfortschritts, sind lehrreich für die Kenntnis des Landschaftsbildes, bisweilen auch für die Zustände deutsch-slawischer Landesverfassung. Nicht unmittelbar erweisen sie die Anlage von Siedlungen; ob Ortsgründung durch Slawen oder in deutscher Zeit vorliegt, kann nur durch nähere Umstände erschlossen werden. Beispiele sind: Deuben (Eichicht, Ort an den Eichen), Brösen (Birkenort), Leipen (Lindicht), Gohlis (kahler, lichter Ort in Waldöde), Möckern (Ort am feuchten Boden), Leutzsch, † Lusitz (Ort am Sumpf), Döhlen (Ort in der Niederung, im Tal), Göhren (Ort auf dem Berge); Groitzsch (Burgwallstätte), Priesteblich (Ort des Verwalters); Schmölln (Stätte der Gewinnung von Harz und Pech); Pomßen (Ort [Leute] an der Grenze) usw. Weit verständlicher ist die Bildung der deutschen Ortsnamen. Benennungen nach einem Sippenhaupt sind darunter natürlich nicht zu finden. Sehr früh hat die Bildung von Namen auf -dorf im Lande Einzug gehalten. Schon um das Jahr 1000 ist sie bezeugt (Gundorf [Gunthorpe] bei Böhlitz-Ehrenberg; Eisdorf [Egisthorp] statt des slawischen Malacin; wenig später eines der Naundörfer); auch mit slawischen Personennamen sind solche Formen gebildet worden, neu noch in den Zeiten des beginnenden

Landesausbaus unter deutscher Herrschaft. Später verbreitete sich diese Art der Namen noch mehr, dank der deutsch-bäuerlichen Kolonisation. Einige Ortsnamen auf -heim begegnen ebenda, wo die Niederlassung von Franken bezeugt ist. Weit mehr wurden im Bereich der großen Waldrodungen die Namen auf -hain beliebt (Ammelshain [Amelung], Belgershain [Bernger], Seifertshain [Siegfried]; doch Fuchshain ursprünglich Voxhol). Schon im westlichen Mitteldeutschland (Hessen) waren sie häufig; hier bezeichnen sie die Einhegungen im Walde, auf denen die Rodungsdörfer entstanden. Die Personennamen, die an der Spitze all dieser Dorfnamen begegnen, können recht wohl das Andenken des Ortsgründers festhalten; nur wird man dabei nicht schlechthin an den bäuerlichen Führer einer Siedlerschar zu denken haben, sondern gewiß oft an einen der ritterlichen Mannen, die bei der Ortsgründung als Unternehmer auftraten. Nicht selten wurden auch bei deutschen Ortsnamen Benennungen nach natürlichen Merkmalen gewählt (Heide, Schönfeld, Hirschfeld, Schönau, Rehbach, Großbuch, Bernbruch, Otterwisch, d. i. Natternschlupf). Auch fehlt es nicht an Umbildungen (Cradefeld) und Doppelbenennungen, wobei bemerkt sein mag, daß die Gegenüberstellung von Groß und Klein öfter den deutschen Ort vom slawischen unterscheidet, freilich ohne die Gewähr eines verläßlichen Kennzeichens.

Noch tiefer in die innere Geschichte eines Ortes führt die Beobachtung der **Flurnamen**, der an den einzelnen Bodenstellen haftenden Benennungen, hinein. Oft wohnt ihnen eine zähe Kraft inne: nicht selten haben sich aus slawischer Zeit stammende nach dem Wechsel der alltäglichen Gebrauchssprache bei den Ortseinwohnern erhalten; ein rein deutscher Flurnamenbestand jedoch legt bei slawischem Ortsnamen den Schluß auf einen Bevölkerungswechsel nahe. In sehr mannigfaltiger Weise hellen die Flurnamen das Zuständliche der heimatlichen Vergangenheit auf: natürliche Merkmale der Landschaft, des Pflanzenkleids und des tierischen Lebens, Eigentümlichkeiten der Wirtschaft in Flur und Hain, Einrichtungen der Dorfverfassung, allerlei volkstümliche Sitte, Beziehungen zu Flursagen, Erinnerungen an eindrucksvolle geschichtliche Vorgänge, kurz so manches Erleben, was den Heimatboden berührt. Nur wenige Beispiele mögen dies hier, ohne auf einzelne Orte einzugehen, verdeutlichen: Seif oder Seich u. ä. (feuchte Stelle mit Sickerwasser), See, [Igel-] Pfuhl; Eichberg, Birkholz, Linden, Tiesen (d. h. Eibenbestand), Binsengrund; Fuchsberg, Kiebitz, Tiergarten; das schwarze Feld, das lange Feld, das Querfeld, die Striche, Gewende (=Rain), Feldwiesen; die Brachart, das Mittelfeld, das Oberland (Oberschar, d. h. das bei der Landzuteilung zunächst übriggelassene Land); die 32 (25, 40, auch 100) Äcker, die Dreimorgen (nach dem Besitzanteil in einem Flurabschnitt);

Höfchen; die Goldene Hufe, Arnds Hufen, Gotteshufe; die Gabeln (Losanteile an Weide und Flur); Pfingstweide, Ochsenwiese, Wechselwiesen, Trift; Weinberg; Wach- oder Wachtelberg, Galgenberg und Galgenfleck; Hölle, Teufelsloch, Schatzhaufen, Gewinneberg. Bedeutungsvoll sind endlich auch die Wegebezeichnungen: Rasenweg, Mühlweg; Marktweg, Butterweg, Töpferweg, Kärrnerweg; alte Straße, hohe Straße, Salzstraße; merkwürdig der Rennsteig und der Kaiserweg (in der Harth). In der Nähe von Naunhof ist auf einer älteren Karte der Name Zuckmantel nachweisbar, ebenso beim Muldenübergang von Kössern: nach sinnreicher Deutung eine Gabelkiefer, die in alter Zeit an Wegkreuzungen als richtungweisend diente.

So erinnert uns bei den Siedlungsformen und Ortsnamen vieles an jene große volkstümliche Bewegung auf der Höhe des Mittelalters, die eine gründliche Wandlung der Siedlungszustände in unserer Heimatgegend herbeigeführt hat. Das düstere Landschaftsbild war gelichtet; freundliche Fluren dehnten sich hin, schmucke Dörfer waren überall verbreitet und, was am bedeutsamsten war, deutsche Menschen hausten darin, die heimfest geworden waren und immer mehr auf dem Boden in emsiger Kulturarbeit einwurzelten und inniger mit ihm verwuchsen.

3. Die Stadtgründung.

Im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation ist unser heimatlicher Landstrich an der unteren Elster und Pleiße in vollem Maße zu deutsch-christlichem Wesen gelangt. Die gleiche bahnbrechende Epoche hat dem Lande auch seinen beherrschenden Mittelpunkt geschenkt, der in gedeihlicher Entwicklung je länger je mehr über ein weites Gebiet ringsum seinen Einfluß geltend machte: mit gutem Erfolg wurde der Grund gelegt zur Stadt Leipzig.

Leipzigs geschieht zum ersten Male Erwähnung bei einem Ereignis des Jahres 1015. In der Zeit der harten Kämpfe um die Elblinie hatte Bischof Eid von Meißen wertvolle Beihilfe in Verhandlungen mit dem Herzog Boleslaw von Polen geleistet. Nun folgte er seinem kaiserlichen Herrn, Heinrich II., in der Richtung auf Merseburg. Doch gelangte er nur bis Leipzig, wo er in einem Hause Einkehr hielt; dort verschied er im Rufe der Heiligkeit am 20. Dezember jenes in der meißnischen Landesgeschichte denkwürdigen Jahres, ein eifriger und fürsorglicher Seelenhirt seines jungen gefährdeten Bistums, bewundert und verehrt wegen seiner ungewöhnlich strengen Lebenshaltung.

Nicht eine Stadt war damals Leipzig, weder im Sinne des Rechts, noch nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung; doch muß es schon ein nicht unansehnlicher Platz gewesen sein. Hier stand eine deutsche Burg, die den Übergang

über Elster, Pleiße und Parthe deckte und Vorort eines Burgwards war. Ihre Lage wird nicht näher beschrieben; doch muß ihre Stätte da gesucht werden, wo sich später — noch bis in das 19. Jahrhundert — ein sackgassenartiger Vorstadtteil „auf der Altenburg" befand (jetzt Lortzingstraße mit der „Blauen Mütze"). Dort in dem spitzen Winkel zwischen dem Knie der Pleiße und der in sie einmündenden Parthe, erhob sich ein über die Flußaue etwas aufragendes hochwasserfreies Gelände, das einst noch mehr natürlich geschützt war, da die Parthe nördlich vom Brühl (feuchtes Wiesenland mit Gehölz) in einem großen Bogen floß. So war jener Platz fast rings von wässeriger Niederung umgeben; nur nach Südosten zu führte ein schmaler Zugang auf die Hochfläche, die aus festem Gestein, mit Geschiebelehm und Sand bedeckt, in merklichem Anstieg mit einem Höhenunterschied von 5—10 Metern die Flußniederung überragte. In der Nähe der Burg drängten sich die Siedelstätten dichter zusammen. Eine Kirche war vorhanden, ursprünglich in königlichem Eigentum, 1017 an das Bistum Merseburg vergeben. Es kann ein Gotteshaus innerhalb der Burgbefestigung gewesen sein; möglich ist auch, daß die Kirche St. Jakobs (am Schottengäßchen, nicht weit ab von der Angermühle) auf ihrem Grunde stand, die in der Überlieferung als die älteste Kirche außerhalb der Stadtmauern bezeichnet wird. Seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts befand sie sich im Besitz des 1036 gegründeten Schottenklosters in Erfurt; danach könnte sie als eine Stiftung der Schottenmönche angesehen werden, möglicherweise jedoch haben diese sie zur Pflege der geistlichen Aufgaben übernommen. Daneben entstand, wohl im 11. Jahrhundert, das Naundörfchen, eine Anlage in Sackgassenform. Ein hohes Alter muß auch die Angermühle, dicht bei der Burg, gehabt haben. Neben ihr führte die Lehmannsbrücke über die Pleiße, im Namen an einen Lehenmann erinnernd, der nahebei seinen Sitz gehabt haben mag. An der Pleiße, etwas weiter nordwestlich, dicht am Rosental, lag das Pfaffendorf, das die älteste Kirche zu Leipzig als Ausstattung gehabt haben muß. Es ist bemerkenswert, daß alle diese Örtlichkeiten im ältesten Siedlungskern von Leipzig deutsche Namen tragen.

Auch die Hochfläche über der Pleiße war nicht siedlungsleer, wie sich aus Bodenfunden ergibt, die, solchen nahe der Pleiße (am Fleischerplatz) vergleichbar, am nordwestlichen Hochuferrand zwischen Matthäikirchhof und Brühl gemacht worden sind (jetzt im Stadtgeschichtlichen Museum). Es sind Scherben von eimerförmigen Gefäßen mit wellenbandartiger Verzierung zutage getreten, wie sie den Funden aus slawischer oder frühestdeutsch-slawischer Zeit (etwa 800—1000) eigen zu sein pflegen. Schon der Zeit gesichert deutscher Besiedlung gehören Reste von Gefäßen an, die, mit Töpferscheibe hergestellt, hartgebrannt und graublau oder schwärzlich glasiert sind, große Henkel haben

und rillenförmige Verzierungen aufweisen; bemerkenswert sind die häufig vorkommenden Bodenstempel in Kreuzesfigur. Auch eine Pflugschar aus Eisen, sowie eine eiserne, zum Halmschnitt nutzbare Sichel von sehr einfacher Art (sog. Wendensichel) haben sich gefunden. Besonders wertvoll sind drei große Bronzegefäße (nahe der Nikolaikirche entdeckt), etwa aus der Zeit um 1100, ein silberner Fingerring und ein metallener Becher mit hübschen Verzierungen im Stile romanischer Kunst, der vermutlich aus einer westdeutschen Gießerwerkstatt hervorgegangen ist. Demnach ist eine gewisse Besiedlung des spitzwinklig gegen Pleiße und Parthe vorspringenden Hochufergeländes in frühdeutscher Zeit erwiesen. Von dort aus muß Bodennutzung für Zwecke des Ackerbaus üblich gewesen sein; auch an Viehweide zwischen Ufergebüsch und Gehölz wird es nicht gefehlt haben.

In der frühesten Zeit deutscher Herrschaft mag Leipzig, der ganzen Lage nach, mehr um der Sicherheit willen, die es bot, als für den großen Verkehr Bedeutung gehabt haben. Es läßt sich nämlich beobachten, daß Hauptwege des Verkehrs nördlich und südlich an Leipzig vorbeiführten. Salzstraßen, denen eine hohe Altertümlichkeit zukommt, nahmen von Halle die Richtung auf Eilenburg oder an Taucha vorbei auf Püchau zu, um die Mulde zu erreichen, wo Nerchau als ein Ausgangspunkt für den Verkehr über den großen Wald nach Böhmen zu genannt wird. Im Süden scheint ein Verkehrszug von dem Saaleübergang Fährendorf—Keuschberg auf der Salzstraße an Schkölen vorbei oder von Ranstädt her die Elsteraue bei Eythra und Zwenkau überschritten zu haben, um über Magdeborn weiter zu ziehen, wohl gleichfalls nach der Mulde zu. Um das Jahr 1000 müssen freilich schon gesicherte Verkehrsverbindungen Leipzigs mit den festen Plätzen in seiner Umgebung bestanden haben: mit Schkeuditz, Taucha, Eilenburg, Wurzen; südostwärts auf dem Heerweg (bei Wachau) nach Magdeborn und — vielleicht auch über (Liebert-) Wolkwitz — nach Großbardau und dem Muldenübergang bei Kössern (Flurname Zuckmantel); sodann südwärts über Gautzsch nach Zwenkau und weiter nach Groitzsch und Zeitz; gewiß auch westwärts nach Ranstädt und Merseburg, dem Hauptort des ganzen Gebietes in weltlicher und geistlicher Hinsicht. Lag doch Leipzig auf der kürzesten Linie von Strehla, dem wichtigen Elbort, über den Muldenpaß bei Wurzen nach Merseburg. Ein Zeugnis dafür bietet ein kriegerischer Vorgang des Jahres 1080: in den Kämpfen zwischen Heinrich IV. und seinen Gegnern, kurz vor dem Treffen westlich der Elster, in dem König Rudolf die Todeswunde empfing, rückte ein böhmisches Heer unter Führung Wiprechts von Groitzsch von Wurzen auf Leipzig vor.

Bei solcher Zugänglichkeit von verschiedensten Seiten her muß sich in Leipzig ein marktmäßiger Verkehr entwickelt haben, wie dies bei jedem

größeren Burgwardsmittelpunkt der Fall war. Schon König Heinrich I. hatte bei seinen Maßnahmen für den Burgbau vorgesehen, daß an dem befestigten Platz Zusammenkünfte (Gerichtssprachen, Gelage) stattfinden sollten; auch die Mutterkirche des Burgwards bot Anlaß für Zusammenströmen des Volks an festlichen Tagen. So war für Leipzig eine gewisse Marktlage gegeben: die ländlichen Orte der Umgebung hatten hier eine Stätte gemeinsamen Verkehrs; mit der Außenwelt stand es wenigstens durch Seitenwege, die von den Hauptverkehrsstraßen hier einmündeten, in ausreichender Verbindung. Einen solchen Burgmarkt darf man sich freilich nur in sehr bescheidenem Ausmaß vorstellen (Beispiele: die kleinen Altmärkte in Mügeln und Leisnig). Eine Spur seiner Lage hat sich in Leipzig nicht erhalten; indes dürfte er, wie dies dem Brauche entsprach, im Schutze der nahen Burg gelegen haben. Dazu stimmt, daß Zufahrtswege von hoher Altertümlichkeit in der Nordwestecke der späteren Altstadt zusammenlaufen, nahe dem Brühl, eben in der Gegend, wo die Bodenfunde zutage getreten sind.

Einen kräftigen Aufschwung nahm Leipzig in der Stauferzeit. In Wiprechts von Groitzsch Herrschaftsbereich war es nicht einbezogen worden. Indes als seit der Belehnung Konrads von Wettin mit der Markgrafschaft Meißen ein fester Grund zum Aufbau des meißnisch-sächsischen landesfürstlichen Staats gelegt worden war, gewann das Land an der unteren Elster und Pleiße erhöhte Bedeutung. Es lag an der Verbindungslinie von den Wettinischen Besitzungen an der Saale (Camburg, Vogtei Naumburg) nach dem Besitz in der sächsischen Ostmark (vor allem Eilenburg), ebenso nach dem Hauptsitz der Mark Meißen am Elbstrom, zwischen den beiden Stätten, wo die großen meißnischen Landdinge zu Schkölen und Colmitz bei Oschatz abgehalten zu werden pflegten. Auch in südnördlicher Richtung nahm es eine mittlere Lage ein: zwischen den für die Wettiner neu erworbenen Besitzungen zu Rochlitz (1143), Groitzsch (1144), sowie um Klosterlausnitz und Eisenberg, und ihren alten Stammessitzen Wettin, Landsberg und Eilenburg. Noch erhöhte Wichtigkeit erlangte der Landstrich um Leipzig nach der Aufteilung des wettinischen Gesamtbesitzes unter die Söhne Konrads, der freiwillig aus seinem fürstlichen Amte schied (1156) und bald danach in dem von ihm gestifteten Peterskloster auf dem Lautersberge bei Halle starb. Dem in der markgräflichen Würde nachfolgenden Sohne Otto fiel — nach dem Ausscheiden der Grafschaften Groitzsch-Rochlitz, Wettin und Brehna sowie der Ostmark mit der Niederlausitz — ein kleineres Gebiet zu, in welchem das Leipziger Land geradezu die Brücke vom Meißnischen nach dem Besitz an der Saale (Weißenfels) bildete, zumal da Wurzen dem Bistum Meißen mit Grund- und Gerichtsherrschaft zugetan war.

Diese politisch bedeutsame Lage gewann nun Leipzig zu einer Zeit, als die Kolonisation östlich der Saale und Elster erfolgreich um sich griff. Wie andere Landesherren, ging Markgraf Otto daran, durch ein großzügiges Kulturwerk die innere Kraft seines Herrschaftsgebiets zu erhöhen. Sicher ist, daß unter seinem Regiment die Kolonisation rodbaren Waldbodens namhafte Förderung fand; für die Gegend zwischen Nossen und Freiberg ist dies ausdrücklich bezeugt, und auch in dem großen Walde ostwärts von Leipzig muß damals Neuland in eifriger Rodetätigkeit geschaffen worden sein. Die Bevölkerung wuchs, die Wirtschaftskraft des Landes nahm zu und damit zugleich, gemäß den wirtschaftlichen Gewohnheiten der Kolonistendörfer, das Bedürfnis nach Absatz ländlicher Erzeugnisse und nach Erwerb von Handelsware, die kräftigere Eingliederung des platten Landes in die Verkehrswirtschaft. So konnte die Gründung einer Stadt recht wohl lohnend und zeitgemäß erscheinen. Waren doch damals weithin in deutschen Landen solche Unternehmungen erfolgreich im Gang: in dem einen Jahr 1158 legte Herzog Heinrich der Löwe den Grund zu der Stadt München und nahm, an Stelle der vom Grafen Adolf von Holstein und Wagrien erbauten Anlage, die Neugründung der Stadt Lübeck vor. Magdeburg erfreute sich unter Erzbischof Wichmann eines lebhaften Aufschwungs; Halle stieg zum Rechte einer Stadt empor (civitas 1177). In unseren Landen ward 1143 die königliche Genehmigung zur Gründung eines Marktorts in Chemnitz dem dortigen Benediktinerkloster erteilt. In Zeitz ist 1152 Marktverkehr in der Oberstadt, wo die Bürgersiedlung emporkam, bezeugt, außerhalb des Brühls, des alten Burgvororts mit dem Lebensmittelmarkt. In Altenburg muß um jene Zeit neben der Siedlung „unter der Burg" (Pauritz; podegrodici) die ältere Marktsiedlung am Brühl bereits bestanden haben. Auch die Mark Meißen bedurfte der Städte. Der Hauptort Meißen selbst erscheint 1150 als stadtartige Siedlung, obschon noch kaum als Bürgergemeinde; nun mochte bei der damaligen räumlichen Gestalt des markgräflichen Gebiets in seinem westlichen Eingangstor die Begründung einer Stadt als wichtig und aussichtsreich angesehen werden. Die Vorbedingungen für die Vornahme eines gedeihlichen Gründungsakts waren erfüllt (Fig. 5).

Eine ältere Nachricht besagt, daß bereits Markgraf Konrad Leipzig mit einem Erdwerk umgeben und in einen befestigten Platz gewandelt habe. Dies kann, auf die Siedlung nahe dem Brühl bezogen, recht wohl möglich sein; bekundet doch auch ein Münzfund nördlich der Altstadt gerade um jene Zeit (nach 1154) einigen Handelsverkehr auf Leipzigs Boden. Selbst der Bau der Peterskapelle, die später als die älteste Kirche in der Stadt angesehen worden ist, könnte dem Stifter des Petersklosters auf dem Lautersberge zugeschrieben werden. Indes der entscheidende Schritt geschah erst unter Konrads Nachfolger,

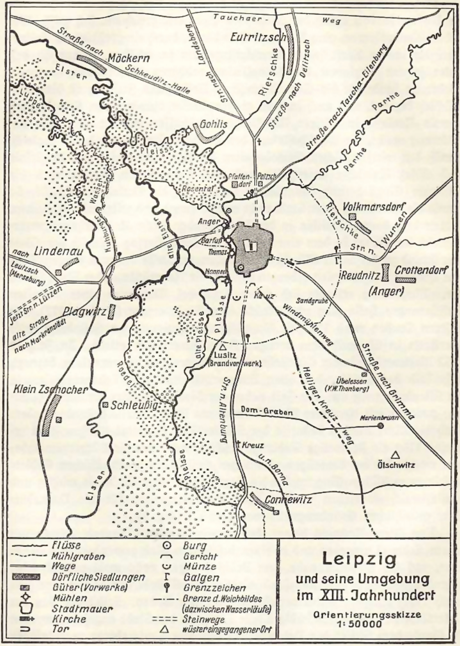


Fig. 5.

(Vgl. hierzu Tafel X. Flugzeugaufnahme vom heutigen Stadtkern.)

dem Markgrafen Otto: unter ihm ward die Bebauung Leipzigs planmäßig geordnet und den Bürgern das Stadtrecht verliehen. Somit ist wirklich von einem Akt der Stadtgründung zu sprechen, sowohl als Siedlungsvorgang, wie auch im Sinne einer Rechtshandlung; freilich nicht auf völlig siedlungsleerem Gelände, sondern im Anschluß an bereits bestehende Siedlungen, die danach in die städtische Entwicklung einbezogen worden sind.

Ein lebendiges, ins einzelne ausgeführtes Bild, wie sich der Vorgang der Stadtgründung Leipzigs abgespielt haben mag, gewinnen wir aus der geschichtlichen Überlieferung nicht; doch alles Wesentliche steht fest, namentlich dank dem sogenannten „Stadtbrief", dessen Rechtsinhalt zuverlässig ist. Die Gründung nahm Markgraf Otto vor als der Inhaber der Landesgewalt in der Mark Meißen, dem es vorbehalten war, Ordnung für befestigte, bei der Landesverteidigung und im Verkehrswesen wichtige Plätze zu treffen. Der Markgraf war zugleich tatsächlicher Inhaber grundherrlicher Rechte auf Leipzigs Boden, obgleich Ansprüche einer Oberlehnsherrlichkeit des Bistums Merseburg damit nicht ausgeschlossen gewesen sind. Eine nicht geringe Zahl angesehener Zeugen wohnte dem feierlichen Akt bei. Bischof Johannes von Merseburg war anwesend, zumal da Maßnahmen für die kirchliche Versorgung der neuen Gründung zu treffen waren. Unter den Weltlichen stand an erster Stelle der Edle Gottschalk von Schkeuditz, der die Würde und die Aufgaben eines Stadtvogts übernahm; zwei Burggrafen, Friedrich von Leisnig und Heinrich von Dohna, nebst anderen Vornehmen befanden sich im Gefolge des Markgrafen. Ein Domgeistlicher von Meißen, Walter, Kaplan des Markgrafen, machte die Aufzeichnung über das verliehene Recht. Namen von Bürgern, die bei dem Gründungsvorgang mitwirkten, werden uns nicht genannt; doch müssen daran hervorragende Männer bürgerlichen Standes mit Rat und Tat beteiligt gewesen sein, gleich den angesehenen Kaufleuten, die zur Gründung Freiburgs i. Br. zusammengerufen wurden, oder dem „Unternehmerkonsortium" bei Lübecks Neugründung und den „Vierundzwanzig" in Freiberg, aus denen später der Rat hervorging.

Das freiheitliche Recht, das Markgraf Otto bei Erbauung der Stadt der Bürgerschaft Leipzigs verlieh, war nach dem Vorbild von Halle und Magdeburg geartet. Vier Zeichen setzte der Markgraf, um die Grenzen des „Weichbilds" zu bestimmen, innerhalb deren eine Aussonderung aus dem rings umgebenden Landrecht in Kraft treten, das bürgerliche Recht gelten sollte. An den nach Leipzig führenden Zufahrtswegen waren sie aufgestellt: eines an der Elster (auf der Straße nach Lindenau zu), das andere an der Parthe (auf der Halleschen Straße), das dritte nahe dem Hochgericht (am Gerichtsweg, auf der Straße nach Wurzen zu), das vierte jenseits der Steingrube (Kauz

genannt [nahe dem Eingang in die Windmühlenstraße], auf der Straße nach Borna und Zeitz). Die dank dem markgräflichen Privileg verliehene Vorzugsstellung prägte sich in dem Niederlassungsrecht, sowie in der Stadtverfassung aus. Die Ansiedlung auf städtischem Boden geschah ohne Minderung des persönlich freien Standes zu einem guten Besitzrecht, sei es als Kaufeigen an den erworbenen Grundstücken, sei es nach dem Recht der freien Erbzinsleihe. Das Ausscheiden aus dem Bezirke des Landgerichts zeigte sich darin, daß die Stadt einem Vogte unterstand, der zu ihrem Schutze berufen war und die Gerichtsbarkeit, wie sie sonst in den Gerichten der hohen Vogtei ausgeübt ward, wahrgenommen haben mag. Der gewöhnliche Richter in der Stadt war der Schultheiß, dessen Einsetzung zunächst dem Markgrafen vorbehalten blieb. Zur Beihilfe bei besonderen Handlungen, so bei Vornahme von Pfändungen, konnte der Fronbote des auf dem Kauze abgehaltenen Landgerichts zugezogen werden. Die Bürgerschaft bildete eine Gemeinde; ausdrücklich gestand ihr der Markgraf das Recht zu, gemeinsam sich wider Bedränger zur Wehr zu setzen. Eine große, ungewöhnliche Vergünstigung war es, daß den Bürgern Bedefreiheit, d. h. Befreiung von den in der Markgrafschaft vorgenommenen steuerartigen Erhebungen, gewährt wurde; nur für die Reichsheerfahrt im Dienst des Kaisers über die Alpen sollte eine Beihilfe geleistet werden.

Zuweisung einer größeren Anzahl von feldmäßig anzubauenden Hufen, wie dies bei jüngeren Stadtgründungen im deutschen Osten oft geschah, wurde in Leipzig nicht vorgenommen; offenbar waren einige Güter (Vorwerke) mit agrarisch ausnutzbarem Flurbesitz innerhalb des Weichbildes bereits vorhanden. Eine Gemeinländerei jedoch für allerhand Nebennutzungen, die für den städtischen Haushalt Bedeutung hatten, ward den Bürgern vom Markgrafen überlassen: der Wald Luch, wie der Name besagt, eine feuchte mit Wiese und Gehölz bewachsene Stelle, wahrscheinlich in der Auenniederung an der Elster; dem Bedarf der Bürger an Holz und Grasnutzung, sowie der Fischerei sollte damit gedient sein. Somit war es klar: nicht eine Ackerbürgerstadt sollte hier aus wilder Wurzel gerodet werden; die Absicht war vielmehr darauf gerichtet, einen städtischen Platz von ausgeprägt kaufmännisch-gewerblichem Charakter ins Leben zu rufen. Dazu half vor allem die Bestimmung, daß innerhalb einer Meile ringsum keinerlei der Stadt schädlicher Markthandel stattfinden solle; es ward also an Leipzig das Bannmeilenrecht verliehen. Dies richtete sich gegen den Dorfhandel, sowie gegen jeden außerordentlichen Handel, etwa auf Jahrmärkten, in der Umgebung der Stadt und sicherte somit der Bürgerschaft im Verkehr mit den umliegenden Dörfern den Erwerb aus dem Absatz, der ausschließlich auf dem städtischen Markt vor sich gehen sollte. Sehr bemerkenswert ist die Bestimmung, daß bei Veräußerung von Gütern eine

knappe Zahlungsfrist von 14 Nächten (zwei Wochen) gelten sollte, ein Rechtssatz, der sich aus dem Bedürfnis nach pünktlicher Abwicklung von Zahlungspflichten im kaufmännischen Verkehr erklärt und auf eine gewisse Erfahrung in Handelsgeschäften schließen läßt. In bezug auf das Gewerbe ist uns nur eines bezeugt: als Mühlenrecht sollte — nach Magdeburger Brauch — der 18. Scheffel gelten, d. h. der Müller empfing, wenn er für die Bürger die Arbeit des Mahlens verrichtete, den 18. Teil des dazu gelieferten Getreides als Mahllohn, zugleich ein Beweis dafür, daß noch vielfach naturalwirtschaftliche Gepflogenheiten in Leipzig nach der Stadtgründung herrschten. Leipzigs Bedeutung als Handelsplatz wird uns noch durch ein Zeugnis erhellt: das sicherste unmittelbar aus der Stadtgründungszeit. Es ist ein Silberdenar (sog. Brakteat) des Markgrafen Otto mit dem Zusatz Lipz, der uns Leipzig als Stätte der Münzprägung und damit auch des Geldwechsels erweist. (Tafel XIII).

Auch eine Ordnung des Kirchenwesens muß um die Zeit der Stadtgründung vorgenommen worden sein. Wie die Stadtgemeinde aus dem Landgerichtsbezirk (Burgward) ausgesondert wurde, so offenbar auch aus der Burgwardsparochie. Eine eigene Stadtpfarrei entstand, und als deren Gotteshaus die Kirche des heiligen Nicolaus, der gern zum Schutzheiligen von Kirchen der Kaufmanns- und Marktsiedlungen gewählt wurde. Stifter der Kirche muß der Markgraf gewesen sein, dessen Nachfolger später über die Kirche nebst ihrer Ausstattung verfügen konnte; als Wittum (dos, Kirchenlehen) war ihr eines der ältesten Kolonistendörfer östlich von Leipzig, Baalsdorf, zugewiesen. Die Peterskapelle dürfte ihr bald einverleibt worden sein. Es ist wahrscheinlich, daß kraft des ältesten Stadtrechts die Bestimmung getroffen wurde, wonach die Bürger, wenn Sachen vor dem geistlichen Richter, dem Dekan, zur Entscheidung gebracht wurden, nicht gehalten sein sollten, vor ein anderes, weltliches Gericht zu folgen. Für Rechtsstreit in einer Bürgersiedlung war eine solche Bestimmung darum bedeutungsvoll, weil die geistlichen Gerichte damals neben Eheangelegenheiten Fälle von falschem Kauf, Wucher, unrichtigem Maß und Gewicht u. dgl. behandelten und zum Schutze der Armen, Witwen und Waisen eintraten. Als Vergünstigung mochte sie gedacht sein und auch aufgefaßt werden, da das geistliche Gericht innerhalb seiner Zuständigkeit kundiger und wohl auch milder zu urteilen pflegte, als das weltliche.

Während so die Rechts- und Verfassungszustände Leipzigs zur Zeit der Stadtentstehung in einigen Hauptzügen uns faßlich werden, liegt eine Nachricht über die Siedlung nicht vor; nur so viel ist klar, daß die Bebauung planmäßig vorgenommen wurde. Dabei wird man sich nach Baugedanken gerichtet haben, wie sie damals auch anderwärts befolgt worden sind; zeigt doch die Leipziger Innenstadt sichtlich Verwandtschaft mit dem Grundriß anderer damals ge-

gründeter Städte. Ein Marktplatz wurde abgesteckt, der in Verbindung mit den durchlaufenden Verkehrsstraßen stand, in einer, wenn nicht völlig, so doch möglichst zentralen Lage. Der geistliche Mittelpunkt der Stadt, die ursprünglich im Stil romanischer Baukunst aufgeführte Nicolaikirche, fand ihre Stätte etwas abseits, vom Markt durch den Zug der Reichsstraße getrennt. Dies mag in den Besitzverhältnissen, da diese Straße Reichsgut war, begründet gewesen sein, vielleicht auch in früher Besiedlung um den Nicolaikirchhof, wie sie durch Bodenfunde bezeugt wird. Das Wohngelände wurde durch parallel laufende und teilweise rechtwinklig sich kreuzende Gassen in Häuserblocks zerlegt, an denen die Hausgrundstücke in rechteckiger Form mit schmaler Front zugeteilt wurden. Dieser Bebauungsplan kam nun in Leipzig zur Ausführung zwischen andersartigen Siedlungsteilen. Im Nordwesten lag jene ältere Siedlung (zwischen Matthäikirchhof und Brühl), deren krumme Gassenführung (in der Großen und Kleinen Fleischergasse) noch heute auffällt. Nach Südwesten zu, gegen die später gebaute Burg hin (vom Thomaskirchhof bis zur Schloßgasse), sowie im Osten (an der Ritterstraße, auch an der jetzigen Universitätsstraße) wurde Gelände in markgräflichem Besitz zurückbehalten. Dazwischen ward der Kernteil der Bürgersiedlung angelegt. Der Markt kam wirklich in die Mitte des Ganzen zu liegen, am zentralsten der dem Absatz von Lebensmitteln und Kramwaren dienende Naschmarkt, und bot so recht den geeigneten Raum für die Sammlung des Verkehrs, wie auch für die wichtigsten Handlungen der gesamten Bürgergemeinde. Bei der Gassenführung im Kernteil der Bürgersiedlung ward die Längsachse betont; maßgebend war dabei von N nach S die Richtung der Reichsstraße, die in der südwärts an der Peterskapelle vorbeiführenden Gasse ihre Fortsetzung fand. Die weströstliche Querrichtung (twerstraze 1361) prägte sich in der „Grimmischen Gasse", annähernd in gleichem Verlauf zum Brühl, aus. Das Ganze ähnelte einem breiten Oval, freilich mit bezeichnender Ausbuchtung im Nordwesten; ein Raum etwa von der Größe einer Königshufe (48 ha) mag darin beschlossen gewesen sein. Eine jüngere Nachricht besagt, daß Markgraf Otto Leipzig mit einer Mauer umgeben habe; jedenfalls wird richtig sein, daß unter ihm eine Befestigungsanlage mit Mauerwerk für die Stadt geschaffen worden ist.

Der Markgraf verlieh der Bürgerschaft nicht nur ihr Stadtrecht, sondern auch eine besondere Vergünstigung in einem urkundlichen Privileg über den Brücken- und Wegzoll (das Weggeld). Nicht eine Befreiung vom Marktzoll ist darunter zu verstehen; noch später wurde dieser von markgräflichen Beamten erhoben oder lehenweise vergeben. Vielmehr ist nach Ausweis jüngerer Aufzeichnungen an etwas ganz anderes zu denken. Der Markgraf wies das Wegegeld, das bisher von Dörfern des Burgwards entrichtet wurde, der Stadt

zu und kräftigte damit die Einnahmen des bürgerlichen Gemeinwesens. Anscheinend ward eine weitere Bestimmung hinzugefügt: die Dörfer des einstigen Burgwards sollten Brückenfronden nahe der Altenburg leisten, ebenso die Bewohner mehrerer neuen Dörfer entsprechende Dienste beim Bau und bei der Instandhaltung der Halleschen Straße vom Tore der Stadt bis zur Parthenbrücke. Dafür sollten die Dorfbewohner Zollfreiheit in der Stadt genießen; auch die Inhaber von Sattelhöfen in Leipzigs Umgebung behaupteten später, wohl mit Recht, des gleichen Vorrechts teilhaftig zu sein. In all dem kommt ein bedeutsamer wirtschaftspolitischer Gedanke zum Ausdruck: der Verkehr vom Lande nach der Stadt sollte erleichtert werden. Stadt und Land sollten wirtschaftlich eng miteinander verbunden sein. Die städtische Bürgerschaft, die über keine große und ertragreiche Stadtflur verfügte, war auf die Zufuhr ländlicher Erzeugnisse ihres Umkreises angewiesen; dafür bot sie Handelswaren und Erzeugnisse des Gewerbfleißes, zugleich die Gelegenheit, durch den Absatz von Getreide, Gartenfrüchten, Vieh, Holz u. a. Einkünfte an gemünztem Geld zu erzielen. So bildete sich ein Stadtwirtschaftskreis mit dem Mittelpunkt Leipzig; die ländlichen Siedlungen wurden in den geldwirtschaftlichen Verkehr einbezogen. Damit gewann Leipzig noch eine andere Bedeutung in der Geschichte unserer Heimatgegend: mittelbar förderte die Stadtgründung die deutsche Kolonisation innerhalb ihres ausgreifenden Wirtschaftsbereichs; je länger, je mehr trug sie zugleich zur Germanisation der einst slawischen Dörfchen des alten Siedlungsbestands ringsum nachhaltig bei, indem die Stadt in regelmäßigem Verkehr aufgesucht wurde und von dort aus deutsche Sitte und Sprache kräftige Verbreitung fand.

Über den durch die Gunst der Marktlage gegebenen Güteraustausch hinaus, trat Leipzig sogleich in größere Zusammenhänge eines nach verschiedenen Seiten ausstrahlenden Handelsverkehrs. In dem Menschenalter nach der Stadtgründung werden in der Umgebung nicht wenig junge Marktorte, auch Erweiterungen schon länger bestehender Orte mit Marktverkehr, urkundlich bezeugt. So wurde in Merseburg 1188 der „Markt" bis zu der Brücke über die Saale ausgedehnt und jenseit des Flusses bei der Kirche St. Thomä die Niederlassung „Neumarkt" begründet, zugleich ein Anzeichen dafür, daß die südlich der Luppe nach Leipzig führende Straße damals nicht wenig begangen worden ist. Die Baugeschichte Naumburgs lehrt, daß um jene Zeit eine Vergrößerung des Marktes und des zugehörigen Siedlungsteils stattfand. Eine Kirchengründung in Weißenfels deutet darauf, daß auch dieser Ort, von dem eine der wichtigsten Zufahrtsstraßen aus dem Westen über Markranstädt (Markt Ranstedt) nach Leipzig führt, damals in Zunahme begriffen war. In Pegau, wo eine Straße die Elster in der Richtung

auf Zwenkau und Leipzig überschritt, war 1181 ein aufblühender Marktort vorhanden; es ward Fürsorge getroffen, daß der Grundbesitz am Ort nur in bürgerliche Hand, nicht an Rittersleute kommen sollte. Altenburg an der Pleiße hatte einen „neuen Markt", an dem Hofgrundstücke lagen, die 1192 zur Vergebung an das neu gestiftete Hospital kamen. Taucha wird 1174 neben Magdeburg und Halle als einer der unter erzbischöflich-magdeburgischer Herrschaft stehenden Orte genannt, von denen aus Handel nach dem neuen, auf Grund flämischer Siedlung aufkommenden Jüterbog getrieben wurde. Am wichtigsten für Leipzig war die Begründung einer Marktsiedlung in Grimma, mit dem Baderplan als „altem Markt", nahe dem durch eine Flußinsel erleichterten Übergang über die Mulde; 1203 wird der Marktort nebst einer Mühle bei Gelegenheit einer königlichen Schenkung für Kloster Altzelle erwähnt. Es ist recht wohl möglich, daß Grimma, nach dem später die wichtigste Querstraße der Altstadt Leipzig ihren Namen empfangen hat, von Anbeginn zu Leipzig in naher Beziehung stand, dazu bestimmt, den Verkehr von der neuen Stadt an der Pleiße nach dem östlichen Kernland der Mark Meißen wie auch nach dem Gebiet der Rodungen und des jungen Bergbaues im östlichen Erzgebirge durch markgräflich meißnisches Herrschaftsgebiet zu leiten und zu fördern. So lag Leipzig inmitten eines Netzes von Stützpunkten des Verkehrs und nahm, mit Stadtrecht bewidmet, bereits eine vor anderen Orten bevorzugte Stellung ein. Von der Stadtgründung, die Markgraf Otto hier vollzogen hatte, gilt das gleiche, wie von der ostdeutschen Kolonisation insgemein: sie war auf wohlbereitetem Boden ein gesundes Unternehmen, das eine gedeihliche Entwicklung für die Zukunft versprach.

4. Leipzig in den Zeiten der Festigung des Landesstaats.

Nach dem großen Ereignis der Stadtgründung erlebte Leipzig während einer Epoche unvergleichlicher Entfaltung der deutschen Volkskräfte eine Zeit sichtlichen Aufschwungs. Ritterlicher Adel, städtisches Bürgertum und im Osten auch die deutsche Bauernschaft waren damals in wirtschaftlich-sozialer Erstarkung begriffen. Die am erfolgreichsten aufstrebende Macht aber war das Landesfürstentum, das inmitten der mehr und mehr sich auflockernden Reichseinheit die mannigfaltigen Sonderbildungen im Volke in einem neuen staatlichen Gefüge auf engerem Raum zusammenzufassen und allmählich ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl von landschaftlichem Gepräge zu schaffen vermocht hat. All dies wirkte sich in der Folge auch in Leipzigs Geschichte maßgebend aus. In dem Landesstaat, der sich unter wettinischer Herrschaft aus meißnisch-sächsischen und thüringischen Gebietsbestandteilen bildete, nahm

es bald den Rang eines der angesehensten und wichtigsten Plätze ein; es errang, nicht ohne manche bedrohliche Wendung seines Geschicks, eine größere und gesichertere Freiheitlichkeit seiner Verfassung und gewann eine bevorzugte Stellung in dem reger entwickelten mitteldeutschen Verkehr.

Während der Wirren, die sich noch unter dem Regiment des Markgrafen Otto und mehr noch nach seinem Tode (1190) zwischen Saale und Mulde abspielten, diente Leipzig dem Markgrafen Albrecht, dem ältesten Sohne und Nachfolger Ottos, als fester Stützpunkt, zunächst im Kampfe wider seinen jüngeren Bruder Dietrich von Weißenfels; sodann auch als Albrecht „der Stolze" sich vermaß, wider den mächtigen Kaiser aus staufischem Geschlecht, Heinrich VI., der an die Aufrichtung eines Erbkönigtums im Deutschen Reiche dachte, den Kampf zu wagen. Damals erwog er den Plan, die Befestigungen anderer Plätze im Lande niederzulegen; aber vornehmlich das feste Leipzig und seine Bürgerschaft, mit wirtschaftlichem Gut und Verteidigungsmitteln wohl versehen, sollte ihm ermöglichen, beim Widerstand durchzuhalten. Nach seinem frühen Tode zog der Kaiser die Mark Meißen zum Reiche ein und ließ sie durch königliche Beamte verwalten; ob Leipzig unmittelbar davon betroffen wurde, ist nicht näher bekannt. Bald gelang es jedoch Dietrich, der auf die Mark Meißen erblichen Anspruch erhob, im Lande Anhang zu finden; und auch die königliche Anerkennung blieb nicht aus, als nach dem jähen Ende Heinrichs VI. der Thronstreit infolge der Doppelwahl ausbrach: Markgraf Dietrich von Meißen stand auf der Seite des Staufers, Philipps von Schwaben, in seltener Treue, wie ihm der Minnesänger und Dichter politisch bedeutsamer Sprüche, Walter von der Vogelweide, nachrühmt.

Es ist möglich, daß Leipzigs Bürger anfänglich bei Dietrich nicht in sonderlicher Gunst standen; waren sie doch einst dem ihm feindlich gesinnten Bruder Albrecht eng verbunden gewesen. Indes muß der Markgraf ihnen freundliche Gesinnung zugekehrt haben; denn er gedachte in Leipzig, das er fest in seiner Hand hielt, eine große geistliche Stiftung ins Leben zu rufen. Einst hatte Konrad, der Ahnherr des Geschlechts, das Augustiner Chorherrenstift St. Peters auf dem Lautersberge bei Halle begründet, später Markgraf Otto das Zisterzienserkloster Altzelle bei Nossen und dessen jüngerer Bruder, Graf Dedo von Groitzsch und Rochlitz, das Stift der Augustiner Chorherren zu Zschillen (Wechselburg). Nun plante Dietrich die Begründung eines neuen Augustiner Chorherrenstifts und wählte Leipzig als Stätte für die Ausführung. Die Genehmigung Kaiser Ottos IV. holte er dazu ein, zumal er neben eigenem Gut für die Ausstattung Besitz aus Reichsgut zu erwerben gedachte; später stellte auch der Papst eine Bestätigung aus. Im Jahre 1213 ward die Stiftung feierlich vollzogen, in Gegenwart des Erzbischofs Albert von Magde urg,

Bischof Dietrichs von Merseburg und anderer Vertreter der hohen Geistlichkeit, sowie namhafter Zeugen aus dem Landesadel. In der Gründungsurkunde sprach Dietrich aus, daß er mit seinem Werke den Zorn des obersten Richters um seiner vielfachen groben Sünden willen abwenden wolle, ein Gedanke, der vornehmen Laien im Zeitalter der Kreuzzüge durchaus nicht fremd war. Die Stiftung erfüllte freilich zugleich auch Zwecke weltlicher Ordnung in den markgräflichen Landen.

Die Kirche, deren Bau an der westlichen Seite der Altstadt Leipzig auf Gelände aus vordem markgräflichem Besitz entstand, ward dem heiligen Thomas geweiht; errichtet wurde sie in den Formen des romanischen Stiles, nach ähnlichen Maßen, wie die Kirche zu Wechselburg. Freiheitliche Rechte wurden ihr verliehen: niemand solle ein Eigentum an ihr geltend machen dürfen; die Schutzvogtei behielt der Markgraf sich selbst und seinen Erben vor. In der Stadt Leipzig wurde ihr die höchste örtliche Kirchengewalt überwiesen; die schon bestehenden Gotteshäuser nebst ihrer Ausstattung an kirchlichem Gut, die Stadtpfarrkirche zu St. Nicolai und die Peterskapelle, wurden ihr rechtlich einverleibt (inkorporiert). Damit wurde der Propst zu St. Thomä so recht das geistliche Oberhaupt der Stadt, obschon die Pfarreirechte nach wie vor an St. Nicolai hafteten. Dem entsprach die Güterausstattung der neuen Kirche. Es ist bedeutsam, daß ihr Pfaffendorf, offenbar die Ausstattung der einstigen Burgwardskirche, zugewiesen ward; darin war die Thomaskirche Nachfolgerin der Leipziger Urpfarrei. Dazu kamen zwei Hufen in Leipziger Flur, sowie zinspflichtige Hausgrundstücke in der Stadt. Auf dem Lande sollten mehrere Dörfer, zumal solche kolonialen Ursprungs, dem Stifte gehören: Baalsdorf, Propst-Heida, sowie zwei später in Connewitzer Flur aufgegangene (Olskowitz, nahe dem Marienborn, und Geroldesdorp mit Acker, Mühlen, Wiese und Wald, wohl Hinter-Connewitz). Für all diesen Besitz und die ihn nutzenden Bebauer ward Befreiung von Steuer und Dienst für künftige Zeit gewährt. Eine besondere Fürsorge für sein Stift bekundete Markgraf Dietrich mit der Bestimmung, daß künftig niemals die Vogtei lehenweise vergabt werden dürfe.

Seit der Begründung des Thomasstifts erhob sich eine neue, in den Lebensverhältnissen auf Leipzigs Boden stark mitsprechende Macht. Beide, Stift und Bürgerschaft, vermochten recht wohl friedlich und gegenseitig sich fördernd nebeneinander zu bestehen; ein reiches Stift mehrte stets den Glanz eines Ortes, den Bürgern bot es manche wirtschaftlichen Vorteile, da ihm zum Verzehr Nutzungen ländlicher Rente zuflossen. Ein gewisser Gegensatz zwischen der Stadt und dem neuen Stift konnte freilich entstehen, zumal wenn etwa die Handhabung der geistlichen Gerichtsbarkeit von der Neu-

ordnung mit betroffen war. In der Tat fällt es auf, daß bei der päpstlichen Besitzbestätigung für das Thomasstift 1218 die Nicolaikirche nicht genannt war; erst eine besondere Papsturkunde vom 18. Dezember 1220 brachte die Zugehörigkeit dieser Pfarreikirche in Leipzig zum Stifte klar zum Ausdruck.

Ein weit schärferer Kampf entspann sich zwischen der aufstrebenden Stadt und dem Markgrafen Dietrich von Meißen; ein Teil der Bürger griff wider ihn zu den Waffen, auf Jahrhunderte hinaus in der Stadtgeschichte das einzige Vorkommnis einer gewaltsamen Erhebung der Bürgerschaft wider den fürstlichen Landesherrn. Die Vorgänge spielten sich auf dem Hintergrund einer an großen Gegensätzen stark bewegten Zeit ab: Kaisertum und Papsttum, deutsche Krongewalt und Landesfürstentum, Staufer und Welfen, standen im Ringen miteinander. Soeben war der junge Staufer, Friedrich II., von Papst Innocenz III. begünstigt, nach Deutschland geeilt, um dort sein angestammtes Herrschaftserbe anzutreten; ihm gegenüber suchte Otto IV. von Braunschweig, der Welfe, sich auf Besitz in Thüringen und Sachsen zu stützen. Markgraf Dietrich von Meißen hielt zunächst an ihm fest (1213); indes von einer starken Übermacht bedroht, wobei die bis Geringswalde vordringenden Böhmen übel hausten, fand er bald seinen Anschluß an König Friedrich, dem er bereits im Herbst 1214 mit wichtigem Rat beistand, während sächsische Fürsten damals noch auf Seite des stammverwandten Otto ausharrten.

Wenig später brachen die Leipziger Wirren aus. Schwerlich wurzelten sie in Bestrebungen der großen Politik; vielmehr handelte es sich um eine Auseinandersetzung mit der machtvoll um sich greifenden landesfürstlichen Gewalt. Markgraf Dietrich war im Begriff, den meißnischen Landesstaat fester zu gründen und auszugestalten. Das Herrschaftsgebiet ward nach Vogteien gegliedert; darin walteten markgräfliche Vögte ihres Amtes denen die Handhabung der Gerichtsbarkeit und die Erhebung der Abgaben im Bezirk übertragen war. An festen Plätzen hatten sie ihren Sitz, wo der Markgraf neue Schlösser anlegte oder schon vorhandene ausbaute; auch die Aufsicht über die damit verbundenen fürstlichen Gutshöfe und das Geleitswesen auf den Straßen war ihnen unterstellt. Mit all dem bewährte Dietrich einen richtigen Blick für das künftig Notwendige. Indes er war ein kräftig zufahrender Herr, der auch vor Gewaltsamkeit nicht zurückscheute. So geriet er einmal mit dem Abte von Pegau in Zwist, wobei er das Kloster durch Gründung des Marktorts Groitzsch und Verlegung der Straße wirtschaftlich zu schädigen suchte. Erzbischof Albert von Magdeburg warf ihm Eingriffe in das Kirchengut vor und verhängte über den ganzen Bereich der Bistümer Meißen und Merseburg das Verbot jeglichen Gottesdienstes (Interdikt), eine Maßnahme, die

alle Gemüter heftig erregen mußte. In solch wirrer Zeit entstand eine Verschwörung gegen Dietrich unter den ritterlichen Dienstmannen; als Ursache wird der Druck, den Vögte und Fronboten mit der Steuererhebung gegen die bäuerlichen Hintersassen der Ritter übten, bezeichnet, ähnlich wie bei den Übergriffen gegen Untertanen des Abts von Pegau.

Der Verlauf der Ereignisse war äußerst bewegt. Einige Dienstmannen versuchten, den Markgrafen zu Eisenberg ums Leben zu bringen (am 5. Dezember 1215); durch die Umsicht einer Dienerin im dortigen fürstlichen Haushalt ward dies vereitelt. Andere brachten die Nachricht, daß der Markgraf tot sei, nach Leipzig und gaben vor, die Stadt der Markgräfin und ihrem kleinen Sohne bewahren zu wollen. Die Bewegung gegen Dietrich griff nun rasch um sich; in erbittertem Kampfe ward das Land mit Plünderung und Brandschatzung heimgesucht. Es tauchte sogar der Gedanke auf, die Stadt dem Kaiser Otto oder dem Erzbischof von Magdeburg zu übergeben, ein Vorgehen, das Leipzigs Aufstieg zur freien Reichsstadt hätte zur Folge haben können. Indes Verhandlungen, bei denen der Magdeburger Erzbischof Albert und Bischof Ekkehard von Merseburg vermittelnd tätig waren, führten zu einer Sühne. Ein V e r t r a g ward am 20. Juli 1216 abgeschlossen: Markgraf Dietrich gewährte eine Bestätigung des von seinem Vater Otto den Leipzigern verliehenen Stadtrechts sowie der Vergünstigung in bezug auf Wege- und Brückengeld. Insbesondere versprach er, keine Befestigung in und vor der Stadt anlegen zu wollen, was man „verbauen" nennt; auch sollte der markgräfliche Amtmann nicht in Weichbildsachen Recht sprechen, vielmehr nur das Landgericht halten dürfen. Im übrigen ward Freilassung der Gefangenen und gegenseitige Rückgabe der weggenommenen Güter ausbedungen. Eine Bürgschaft für das Einhalten des Vertrags auf markgräflicher Seite sollten fünfzig vornehme Herren — darunter Heinrich von Wahren, auch Heinrich von Lindenau — übernehmen; im Fall einer Vertragsverletzung waren sie verpflichtet, auf Geheiß des Erzbischofs und des Bischofs von Merseburg in Halle Einlager zu halten, bis Genugtuung geschehen sei. Der Markgraf gelobte Urfehde und sicherte den Leipzigern von neuem seine Gnade zu; auch stellte er in Aussicht, den Vertrag auf den großen Landesversammlungen zu Schkölen und Colmitz, zuletzt sogar vor dem Reiche bekräftigen zu lassen. Indes verharrte er bei dem Groll gegen die Bürger, ohne deren Beihilfe seine Gegner die Stadt nicht hätten solange halten können. So nutzte er eine sich bietende Gelegenheit, um sich Leipzigs in einem A n s c h l a g zu bemächtigen und die von ihm stark empfundene Demütigung zu rächen. Als König Friedrich im Herbst 1217 nach einem siegreichen Zuge gegen Otto IV., dessen Macht nun völlig zusammengebrochen war, aus Sachsen südwärts heimkehrte, kam er

in Begleitung des Markgrafen Dietrich vor Leipzig. Die Bürger konnten es nicht weigern, dem König Einlaß zu gewähren. Der Markgraf sorgte dafür, daß seine Rittersleute in unauffälliger Zahl zu den verschiedenen Toren in die Stadt gelangten und sich vorsichtig in ihren Herbergen hielten. Nun ward bei der Glocke, die von den Bürgern in der kriegerischen Zeit zum Zusammenrufen der Gemeinde geschaffen worden war, der Klöppel ausgehängt, damit nicht Sturm geläutet werden könnte. Auf ein gegebenes Zeichen nahmen die Ritter ihre bürgerlichen Wirte gefangen; Hab und Gut wurden geplündert. So ward Leipzig zur Unterwerfung gebracht. Der Markgraf ließ die Mauern niederreißen und drei Befestigungen (castra) anlegen: als die wichtigste das spätere Schloß (an der danach genannten Gasse, die sogenannte alte Pleißenburg), wodurch eine der großen Verkehrslinien der Altstadt, die Petersgasse, wie auch die Burggasse gegen das Thomasstift hin beherrscht wurde. Die beiden anderen, die nicht auf die Dauer erhalten blieben, lagen unweit des Tores der Grimmischen Gasse (am Ende des Gartens der Predigermönche) und nahe dem Ranstädter Tor bei der Niederlassung der Franziskaner (Minderbrüder). Der ritterliche Adel des Umlands gab übrigens den Kampf keineswegs auf; ja er hatte noch ein bemerkenswertes Nachspiel. Erzbischof Albert von Magdeburg, der schon zuvor gegen Dietrich eine feindliche, mindestens zweideutige Haltung eingenommen hatte, drang in das markgräfliche Land ein und erbaute das feste Schloß Taucha (1220); sein Nachfolger (seit 1232/33) umgab den anliegenden Marktort mit einer Mauer. So erhob sich infolge der geschilderten Fehden, bei denen Leipzig eine ungewöhnliche Rolle spielte, das benachbarte Taucha zu einer Stadt von bürgerlich wehrhafter Art.

Inmitten dieser Unruhen starb Dietrich, der Bedrängte, wie er von der jüngeren höfischen Geschichtschreibung genannt worden ist; ein Gerücht ward ausgesprengt, er sei auf Anstiften seiner Gegner vergiftet worden. — Weh dem Lande, dessen Regent ein Kind ist! Dies Wort galt damals von dem markgräflich meißnischen Gebiet; denn Dietrichs einziger Sohn und Nachfolger Heinrich war ein unmündiger Knabe. Als Vormund war ihm sein Oheim gesetzt, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth. Daneben übte Heinrichs Mutter Jutta, die älteste Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, des vielgepriesenen Beschützers der Dichtkunst, an dessen Hofe der „Sängerkrieg auf der Wartburg" spielte, freilich eines auf Machterwerb bedachten Herrn, an Stelle ihres Sohnes im Lande Herrschaft aus. Nach ihrer Wiederverheiratung (1223) suchte ihr neuer Gemahl, ein Graf Poppo von Henneberg, mit seinem Einfluß sich festzusetzen. Doch gegen diesen wandte sich ihr Bruder Ludwig; der Landgraf verdrängte ihn mit

Waffengewalt und führte in Vormundschaft für seinen Neffen Heinrich das Regiment mit Kraft und Glück, wie in dem angestammten Thüringen, dem er das östliche Land enger zu verbinden trachtete.

Leipzig und sein Umland ward in solcher unsicheren Zeit von besonderen Wirren betroffen. In Leipzig hatte die Markgräfin zeitweilig Sitz genommen; dort schloß Jutta vor dem Propste des Thomasstifts ihre Verlobung mit dem Grafen Poppo ab. Der Bürgerschaft scheint sie nicht hold gewesen zu sein; bittend wandten sich die Bürger an den Landgrafen Ludwig, um der Gefahr, die von einer der Burgen (festen Häuser) innerhalb der Stadtmauern bei erneuter Besetzung mit einem der markgräflichen Anhänger drohte, möglichst vorzubeugen. Doch noch gefährlichere Verwicklung zog herauf. Damals stiegen die geistlichen Fürsten im Reiche mächtig empor; auch die Leiter der Bischofskirchen an der Saale strebten nach landesfürstlicher Stellung. Wie der kluge und tatkräftige Naumburger Bischof Engelhard um jene Zeit ein Herrschaftsgebiet an der Elbe begründete, so richtete Bischof Ekkehard von Merseburg den Blick auf das Land zwischen Elster und Mulde. Gestützt auf alte Lehensansprüche Merseburgs, verlangte er dort, in den festen Plätzen Leipzig, Naunhof, Grimma, Borna und Groitzsch, die vormundschaftliche Regierung für den fürstlichen Knaben Heinrich. Als dies die Ratgeber des jungen Markgrafen, darin bestärkt von den damaligen Inhabern des Landes, verweigerten, ging der Bischof gegen sie mit dem Kirchenbann vor und belegte das ganze Land mit dem Interdikt. Nach mühsamen Verhandlungen gelang es, jedenfalls vor Ende 1225, unter Mitwirkung des Dompropsts und des Domkantors von Meißen den Streit beizulegen: der Bischof stand gegen Zahlung von 800 Mark Silbers von seinem Vorhaben ab, doch blieben die Merseburger Ansprüche auf Lehenshoheit anerkannt.

Das nachfolgende Menschenalter verlief für Leipzig und seine Bürgerschaft ruhiger als die Zeit, von der soeben erzählt worden ist, obschon ringsum in der unruhevollen Epoche Kaiser Friedrichs II. die Wogen lebhaft brandeten. Unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten, wie ihn die Landesgeschichtschreibung zu nennen pflegt, gewann das Herrschaftsgebiet des Hauses Wettin eine bedeutsame Ausdehnung westwärts nach Thüringen, tiefer in das mutterländische Mitteldeutschland hinein. Als das thüringische Landgrafenhaus der Ludowinger mit dem Tode Heinrich Raspes ausstarb (1247), konnte Heinrich, Juttas Sohn, die besten Erbansprüche geltend machen; überdies hatte er für diesen Fall bereits eine Belehnung mit Thüringen von Kaiser Friedrich II. erhalten. Es brach freilich ein thüringischer Erbfolgekrieg aus (1248—1264); doch erlangte Heinrich wirklich die Landgrafschaft Thüringen und Pfalzgrafschaft Sachsen. Die letzte Entscheidung zu seinen Gunsten brachte ein Sieg,

den seine beiden Söhne Albrecht und Dietrich, nicht ohne Beihilfe kampfestüchtiger Leipziger Bürger, bei Besenstädt in der Nähe von Wettin erfochten (1263). Überdies hatte Heinrich aus staufischem Besitz (1243) das Pleißener Land mit Altenburg, Zwickau und Chemnitz erhalten, so daß ein großes, günstig abgerundetes Gebiet, das stattlichste Mitteldeutschlands, vereinigt war. Indes sogleich nach dem letzten Erfolg im Kampf um das thüringisch-sächsische Erbe führte er eine Länderteilung zwischen sich und seinen Söhnen durch, wenn auch unter Vorbehalt des Gemeinbesitzes und seiner eigenen Oberhoheit (1265). Dabei ward als ein Teilgebiet die „Mark Landsberg" umschrieben; ihre Verwaltung fiel dem jüngeren Bruder, Markgraf Dietrich von Landsberg († 1285) zu, danach seinem Sohne Friedrich Tuta. Dazu gehörte auch Leipzig mit seiner Umgebung, und zwar zu dem südlichen Landstrich, bis gegen Groitzsch und Grimma hin, der schon vordem eine eigene Stellung eingenommen hatte und später als „Osterland", abgesondert von der Mark Landsberg im engeren Sinne, fortbestand.

Noch einmal brach sodann eine die Ordnung im Lande schwer erschütternde Zeit herein, die unerwartete Wendungen bringen konnte, als nach dem rasch hintereinander erfolgenden Tode Heinrichs des Erlauchten († 1288) und Friedrich Tutas († 1291) das Haus Wettin, zwiespältig in sich selbst, um den Bestand seiner Herrschaft von Grund aus ringen mußte. Vorerst erneute der Bischof von Merseburg den Versuch, Leipzig nebst seiner weiteren Umgebung in sein geistliches Landesfürstentum einzufügen. Von der königlichen Kanzlei unter Rudolf von Habsburg erlangte er ein Privileg mit Bestätigung der älteren königlichen Verleihungen, insbesondere der Rechte Merseburgs an den markgräflich meißnischen Lehen im einstigen Forstgebiet östlich von Leipzig mit der Stadt selbst, Schloß Naunhof und allem Zubehör an Wäldern, Dörfern, Jagden und Gerichten (1285). Gelegenheit zum Zugriff bot sodann die schwankende Haltung des Landgrafen Albrecht, des Entarteten, wie er in der Geschichte heißt, der, in steter Geldnot und häufigem Zwist mit seinen Verwandten, eine Reihe unglücklicher, verwirrender Maßnahmen traf. Nach Friedrich Tutas Tode scheint er die ihm zugefallene Stadt Leipzig dem Markgrafen Otto von Brandenburg (aus dem Hause Askanien) zum Verkauf angeboten zu haben. Da machte der Merseburger Bischof, dessen Lehenshoheit wohl nicht Berücksichtigung gefunden hatte, seine Ansprüche geltend. Landgraf Albrecht entschloß sich, ihm Leipzig mit vier Gerichtsstühlen (Landgericht Leipzig: bei der Steingrube, d. i. „auf dem Kauze", Rötha, Ranstädt und Lützen) zu überlassen (1291). Schon wurden die Anordnungen zu dem Übergang Leipzigs in Merseburger Besitz getroffen: Landgraf Albrecht sowie der Markgraf von Brandenburg richteten

an den Schultheiß, die Ratmannen und die Gemeinde der Stadt Leipzig die Aufforderung, dem Bischof von Merseburg Hulde zu tun und sich ihm als ihrem Herrn gehorsam zu erweisen. Indes zur Ausführung kamen diese Maßnahmen nicht. Bischof Heinrich gab Leipzig mit den vier Gerichten einer Tochter des verstorbenen Markgrafen Friedrich, Elisabeth, auf Lebenszeit zu Lehen. Schließlich jedoch empfing Landgraf Albrecht, der dem Bischof 2000 Mark Silbers zu zahlen versprach (mit Pfandsetzung der festen Neuenburg nebst Freiburg an der Unstrut), Leipzig und das Gericht Rötha sowie Schloß Naunhof und die Stadt Grimma wieder für sich, während Lützen und Ranstädt wirklich in den Besitz des Bistums kamen (am 26. August 1292) — all dies ein sprechendes Beispiel dafür, wie man in solcher Zeit der Auflösung älterer Ordnung und der allmählichen Bildung neuer staatlicher Verhältnisse bisweilen mit Land und Leuten umging.

Weit unmittelbarer und stärker wurde die Bevölkerung von den einschneidenden Ereignissen, die nun folgten, betroffen. In jenem Jahre 1292, als Leipzigs Schicksal unsicher hin und her schwankte, ward der Graf Adolf von Nassau zum deutschen König gewählt. Die ihm zuteil gewordene königliche Stellung gedachte er zur Begründung einer Hausmacht auszunützen und ersah sich dafür Thüringen und das meißnische Land. Landgraf Albrecht zeigte mehrfach, in mancherlei Verlegenheiten verstrickt, Entgegenkommen gegen seine Wünsche; die Mark Meißen jedoch war der König befugt nach dem kinderlosen Tode Friedrich Tutas nach Reichslehenrecht einzuziehen, da ein Reichsfürstentum (Fahnenlehen) nur an männliche Nachkommen, nicht an Seitenverwandte vererbt ward. So entspann sich ein Kampf, bei dem die Reichspolitik hineinspielte und das Erbrecht fürstlicher Familien an der Landesherrschaft umstritten war. Im Sommer 1294 drang Adolf mit Soldtruppen nach Thüringen ein und gelangte bis in das Osterland; auch Leipzig fiel in seine Hand. Im Jahre danach erweiterte er trotz tapferer Gegenwehr seinen Machtbereich; Friedrich „der Freidige", des Landgrafen Albrecht ältester Sohn, der tapfer für das Erbrecht seines Hauses eintrat, mußte die Mark Meißen verlassen. Wie andere Städte des meißnischen Landes (Freiberg zur Zeit der Niederschrift seines ältesten Stadtrechts), unterstand Leipzig auf Jahre hinaus einer Verwaltung, die vom deutschen König geordnet war. Bot sich jetzt eine Gelegenheit zu dauerndem Erwerb der Rechte einer freien Reichsstadt? König Adolfs Glück schwand bald dahin: im Streit um den Thron mit Albrecht, dem Sohn Rudolfs von Habsburg, fand er den Schlachtentod (bei Göllheim, 1298). Die Ansprüche auf das Land östlich der Saale hielt jedoch sein Nachfolger im Königtum, Albrecht der Habsburger, fest. Inzwischen vermochten die wettinischen Brüder Friedrich und Diezmann im Lande

wieder Boden zu gewinnen. Von Leipzig und seiner Umgebung ging ganz vornehmlich die Wiederbegründung des meißnisch-thüringischen Landesstaats aus. Die Oberlehnsherrlichkeit Merseburgs kam dabei diesmal den Wettinern zustatten. Diezmann, der jüngere Bruder (auch Landgraf Dietrich genannt) empfing vom Bischof die Belehnung mit Leipzig und den Gerichten ebendort, sowie in Rötha. Wirklich bemächtigte er sich des Osterlands; und nun geschah im Frühjahr 1307 unter Führung Friedrichs des Freidigen selbst der entscheidende Schlag. König Albrecht entsandte, um sich voll in den Besitz des Landes zu setzen, ein stattliches Aufgebot, unter dem Feldhauptmann Heinrich von Nortenberg, woran namentlich süddeutsche Herren, Schwaben und Franken mit ihren Söldnern, aber auch Herren aus dem heimischen Landesadel beteiligt waren. Bei Lucka nahmen sie Aufstellung, um von dort weiter vorzubrechen. Friedrich empfing Nachricht davon, als er eben in Leipzig weilte, und entschloß sich rasch, den Kampf zu wagen. Er veranstaltete eine gottesdienstliche Feier und soll vor der zum Kampfe versammelten Schar eine feurige Ansprache gehalten haben; zum äußeren Zeichen, daß er für sein Erbrecht an drei ihm entrissenen Ländern streiten wolle, brachte er an seinem das Haupt bedeckenden Helm eine dreifache Helmzier an. Mit seinen berittenen Leuten, unter denen Bürger Leipzigs nicht gering an Zahl mitzogen, eilte er südwärts und nahm eine deckende Stellung hinter einem den Aufmarsch verbergenden Walde. In der Frühe des nächsten Morgens, am 31. Mai, brach er unversehens auf und griff überraschend das feindliche Lager an. Auf der „Streitstatt" bei Lucka entspann sich ein heftiger Kampf, der mit einem vollen Erfolg für Friedrich und die Seinen ausging. Ansehnliche Beute, vor allem aber eine Anzahl vornehmer Gefangener war ihm zugefallen; die Macht des Gegners war gebrochen. So konnte der Sieger stolzen Hauptes nach Leipzig heimreiten, wo sogleich eine Dankfeier begangen wurde. Markgraf Friedrich ließ, wie später glaubwürdig berichtet wird, das Ereignis in einem Wandbild auf der Wartburg darstellen. Auch ist diese „Schlacht bei Lucka" in einem volkstümlichen Lied besungen worden; sicher haftete in der Erinnerung des Volkes der Vorgang mannigfach ausgeschmückt fest, wie das Sprichwort besagt: es soll dir glucken, wie den Schwaben bei Lucken.

Der Erfolg des heimischen Landesfürsten wirkte sich um so nachhaltiger aus, als bald danach der alte Landgraf Albrecht starb, ebenso Diezmann zu Leipzig, wo er in der Paulinerkirche beigesetzt wurde; nunmehr vereinigte Friedrich den Gesamtbesitz seines Hauses in seiner Hand. Auch gelang es ihm (1310), die königliche Bestätigung seiner Würden während der Regierung Heinrichs VII. (aus dem Hause Luxemburg) zu erlangen: das fürstliche Familienerbrecht am Lande hatte gesiegt. In der Folge brachen freilich die

Kämpfe von neuem los. Leipzig mußte zeitweilig an Waldemar, den letzten askanischen Markgrafen von Brandenburg, preisgegeben werden. Als Pfand ging es in seine Hand über, wobei die Pfandsumme nachträglich um 2000 Mark Silbers erhöht wurde; der Leipziger Rat leistete den Brandenburger Herren die Huldigung (1312). Aber bald kehrte die Stadt wieder in den Besitz des Wettiners zurück und verblieb nun für alle künftige Zeit bei dem meißnisch-thüringischen Landesstaat, der auf mehrere Menschenalter hinaus in eine ruhige Bahn der Entwicklung einlenkte.

In dieser bewegten, wechselvollen Zeitspanne vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis in das 14. hinein, die in der allgemeinen deutschen Geschichte durch den Niedergang der kaiserlichen Reichsgewalt, aber auch durch eine reiche Entfaltung mannigfaltiger Volkskräfte gekennzeichnet ist, hat Leipzig in einem Land des aufblühenden deutschen Ostens eine innere Entwicklung erlebt, die sich offenkundig als ein Aufschwung und Erstarken der bürgerlichen Gesellschaft darstellt.

Dies gilt zunächst für die Ausgestaltung der Stadtverfassung. Die auftauchenden Möglichkeiten reichsstädtischen Daseins gingen rasch vorüber; die Bürgerschaft hat kaum ernstlich danach gestrebt: Leipzig blieb eine „landsässige" Stadt im meißnisch-thüringischen, später sächsischen Fürstenstaat. Aber es erhielt von seinen Landesherren manche Vergünstigung, so daß ein Wachstum bürgerlicher Freiheit eintrat. Selbst Markgraf Dietrich der Bedrängte, der mit Leipzigs Bürgern in heftigem Widerstreit lag, ließ die Grundlagen der städtischen Verfassung unangetastet bestehen. Dietrich „der Weise" von Landsberg und sein Sohn Friedrich erwiesen sich der Bürgerschaft günstig, indem ältere Satzungen (statuta) gelegentlich bestätigt, ja neue und erweiterte Rechte gewährt wurden. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts tritt uns die städtische Verfassung und Verwaltung in den wesentlichsten Grundzügen, die sie seither bewahrt hat, ausgebildet entgegen.

Leipzigs Bürgerschaft bildete eine Gemeinde, eine Gesamtheit im Sinne körperlichen Rechts (communitas, universitas civitatis, wie es gelegentlich in Urkunden heißt). Der einzelne Bürger, gleichviel welchen Standes er war, sah sich eingefügt als Glied in ein großes Ganze; an seinem Teile verbunden, dem Gemeinwohl zu dienen und sich unterzuordnen, erfreute er sich des Schutzes der großen bürgerlichen Gemeinschaft. Zu sinnfälligem Ausdruck kommt dieser Gedanke der Stadtgemeinde in dem großen Bürgersiegel, das bestimmt war, den Willen der Stadt rechtlich zu beglaubigen, wie ja ein jedes Siegel Ebenbild dessen, den es vertritt, sein soll, um ihn gleichsam als gegenwärtig zu veranschaulichen: geprägt in der schönen Form entwickelten gotischen Stils, stellt es die mit Türmen und Mauern umwehrte, durch Tore zugängliche Stadt dar, bei

dem jüngeren mit dem eingefügten, den meißnischen Löwen zeigenden Wappenschild (1287; 1315. Umschrift: Sigillum burgensium de Lipzk).

Die bestehende Ordnung des Gemeinwesens tritt zuerst in bezug auf die Handhabung der Gerichtsbarkeit hervor, zumal da in mittelalterlichen Zeiten die Männer der Gerichtspflege neben der eigentlich richterlichen Tätigkeit so manche Geschäfte öffentlicher Verwaltung zu erledigen hatten. Zwei Richter walteten in Leipzig ihres Amtes, der Vogt und der Schultheiß, jener offenbar für Fälle der höheren Gerichtsbarkeit, der Schultheiß als der für gewöhnlich tätige ordentliche Stadtrichter. Die gleiche Ordnung wird vermutlich hier gegolten haben, wie nach Halle-Neumarkter Recht: der höhere Richter, der Vogt, hielt an drei „Dingzeiten" im Laufe des Jahres Gericht (wohl in vorbehaltenen Fällen der Hochgerichtsbarkeit), der Schultheiß aller vierzehn Tage oder an besonders gebotenem Ding. Den Amtsauftrag empfing der Schultheiß nach Lehnrecht vom Markgrafen, der ihn gelegentlich als den „seinen" bezeichnet und durch ihn auf die städtische Verwaltung Einfluß gewann; es scheint das Amt vom Vater auf den Sohn übergegangen zu sein; ja es konnte sogar das Schultheißenamt käuflich erworben werden, ohne daß man nach der Sitte der Zeit Anstoß daran nahm. Das Landgericht war vom Stadtgericht abgetrennt, obwohl der markgräfliche Amtmann befugt war, innerhalb der Stadt es abzuhalten; Bürger hatten vor ihm sich nicht zu verantworten. Eine bemerkenswerte Änderung trat nun ein, als Markgraf Dietrich von Landsberg den Bürgern Leipzigs die Freiheit gewährte (1263), daß Bürger künftig nicht mehr gezwungen werden durften, vor einem der Vögte gerichtlich Rede zu stehen; bei allen Klagen gegen Bürger sollte ihr Schultheiß in der Stadt Leipzig zuständig sein, Berufung sollte unmittelbar an das Gericht des Markgrafen in Person, d. h. an das markgräfliche Hofgericht ergehen. Wenig später kam der Hof „des Vogtes von Schkeuditz" — einst hatte die edle Familie von Schkeuditz die Vogtei inne gehabt — zur Veräußerung (1285). Eine markgräfliche „Vogtei Leipzig" bestand freilich nach wie vor fort; nur erfreute sich die Bürgerschaft ihr gegenüber in gerichtlicher Hinsicht der „Immunität": es galt keine zwangsmäßige Zuständigkeit des „Vogtdings". Das ordentliche Gericht hielt der Schultheiß in Gegenwart von Schöffen aus der Bürgerschaft ab. Wahrscheinlich nahm an wichtigen Gerichtsversammlungen die bürgerliche Gemeinde selbst als „Umstand" teil. Die „Dingstatt" lag am Rathaus; anfänglich ward ordentlicher Gerichtstag unter freiem Himmel gehalten. Der Richter leitete nach feierlicher Hegung des Gerichts die Verhandlung und „fragte" das Urteil, das von den Schöffen „gefunden" und vom Richter verkündet wurde.

Das wichtigste Organ der städtischen Verwaltung wurde der Rat (1301: collegium civitatis). Im westlichen (rheinischen) Deutschland ist ein Rat in

bedeutenden Städten seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts nachweisbar, etwa zu gleicher Zeit in Lübeck. In Leipzig sind Ratmannen (consules) zuerst 1270 bezeugt, das Bestehen eines Rates reicht jedoch sicher weiter zurück; war auch hier, wie dies in Lübeck und Freiberg ersichtlich ist, eine Gruppe von Unternehmern bei der Stadtgründung mit tätig, so bereitete sich seine Entstehung wohl schon in jenen Anfängen städtischen Daseins vor. Da bei der frühesten Erwähnung der Leipziger Ratsleute von Gerichtsgewalt die Rede ist, so ist eine enge Beziehung zum Schöffenkollegium wahrscheinlich; war doch anfänglich der Schultheiß ihnen vorgesetzt. Seit 1291/92 stand ein Bürgermeister (magister consulum, magister civium) den Ratmannen vor. Ihre Zahl betrug 12, wobei der Vorsteher eingeschlossen war. Sie bekleideten ihr Amt mehrere Jahre hindurch; möglich, daß schon damals bei der Ausübung der Geschäfte ein Wechsel amtierender Gruppen stattfand. Im 14. Jahrhundert (vor 1361) ist sodann die Einrichtung der drei Räte durchgeführt: der „sitzende" Rat besorgte die laufenden Geschäfte, während die anderen Mitglieder den „ruhenden" Rat bildeten, aus denen im nachfolgenden Jahr der neue geschäftsführende Rat hervorging. Die Ratsmitglieder (Ratsfreunde) entstammten den bedeutendsten bürgerlichen Familien; meist müssen sie vermögend und geschäftserfahren gewesen sein, Handwerker waren nicht ausgeschlossen. Der Tätigkeit im Rate widmeten sie sich nur neben der Besorgung ihrer wirtschaftlichen Berufsarbeit. Bei diesen Männern des praktischen Lebens ward eine besondere Ausbildung für das Amt eines Ratsherrn nicht erfordert. Vor dem Antritt des Amts war ein Eid zu leisten, mit dem Gelöbnis, ohne Ansehen der Person, ohne Eigennutz der Stadt Bestes zu fördern. Über die wichtigsten Angelegenheiten wurde in gemeinsamer Sitzung Beschluß gefaßt (Willkür, vullbort); die einfacheren laufenden Geschäfte wurden von einzelnen erledigt. Bisweilen nahmen die „gemeinen Mitbürger" an einer Versammlung teil. Meist wurden die Verwaltungsgeschäfte von Person zu Person in mündlicher Aussprache behandelt. Doch war das schriftliche Verfahren nicht unbekannt. Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts (1292) liegen uns „Briefe" von städtischer Seite vor; Urkunden wurden ausgefertigt und besiegelt (zuerst 1287), ja es ist bereits das Vorhandensein eines Bürgerbuchs (liber civium) bezeugt, in dem unter anderem Besitzwechsel von Grundeigentum aufgezeichnet wurde. Erhalten ist freilich ein solches Stadtbuch erst vom Jahre 1359 ab, das in der Dürftigkeit seiner Anlage, in der Knappheit und Mannigfaltigkeit seiner Eintragungen noch auf kleine Verhältnisse und geringe Entwicklung der „Schreibkunst" bei der städtischen Verwaltung schließen läßt.

Die Aufgaben des Rates waren recht verschiedener Art. Er hatte die Stadt Leipzig nach außen hin zu vertreten: im Verkehr mit dem Landesherrn

und anderen Fürsten, mit der Kurie, dem Bischof, den Klöstern, anderen städtischen Gemeinden, auch Einzelpersonen. Im Innern der Stadt sorgte er für Ordnung und Recht; er bekümmerte sich um die Verteidigungsfähigkeit der Stadt und des ganzen bürgerlichen Gemeinwesens, auch um die Sicherheit auf Gassen und Plätzen. Verfügungen gewerbepolizeilicher Art wurden von ihm getroffen (über Anlage von Schmiedewerkstätten, Einführung und Abstellung des freien Brotverkaufs, Innungsangelegenheiten u. dgl.). Vor allem lag ihm die Betreuung der städtischen Finanzen ob. Dem Landesfürsten war er für die Zahlung der Steuer (Schoß, Bete, Jahrrente) verantwortlich; er erreichte bisweilen Nachlaß, d. h. Überlassung der fälligen Beträge an die Stadt. Eingezogen wurden vom Rate die der Stadt selbst zukommenden Einnahmen: bürgerliches Geschoß, Grundzinse, Wegegeld, zeitweilig Markt- und Durchgangszoll u. dgl. Davon waren die städtischen Ausgaben zu bestreiten: für Verwaltungsaufwand, Bauten, Ankäufe von Grundbesitz u. a.; gelegentlich wurden Schulden aufgenommen, aber auch Darlehen gewährt. Das Stadtvermögen wuchs allmählich nicht unbedeutend an. Bemerkenswert ist die Erwerbung des Münzwerks (Grube genannt, vor der Stadt an der Münzgasse) aus markgräflicher Verleihung zu Eigentumsrecht, wobei die Bürger die vergleichsweise unbeträchtliche Aufwendung von 30 Mark Silbers machten (1273).[1]) Etwa 100 Jahre danach erwarben Rat und Stadtgemeinde die Burgaue bei Wahren, 500 Acker Holz, um den Bedarf an Brennholz besser zu decken, zugleich ein Anzeichen für die Vermehrung bürgerlicher Bevölkerung (1367).

Leipzigs Einwohnerschaft war zur Stadtgründungszeit noch gering an Zahl; indes erfuhr sie in den Menschenaltern danach eine merkliche Zunahme. Nicht nur die innere Stadt ward allmählich dichter ausgebaut; auch Vorstädte — Nachbarschaften, wie man später sagte — entstanden: vor dem Peterstore, auf der Hallischen Brücke (vor dem Hallischen Tore), vor dem inneren Grimmischen Tore, auch vor dem Ranstädter Tor „auf dem Mühlgraben" neben dem von alters bestehenden Naundörfchen und dem Vorort „auf der Altenburg". Der Zuzug nach Leipzig erfolgte, wie aus den auftauchenden Namen von Bürgern ersichtlich ist, vornehmlich aus der näheren und weiteren Umgebung. Wenn dabei andere Städte als Herkunftsort erscheinen (Grimma, Freiberg, Halle, Schkeuditz, Taucha, Eilenburg, Wurzen, Geithain u. a.), so kann es sich nur um Niederlassung von Bürgern gehandelt haben. Bei Namen nach dörflichem Ort (Belgershain, Wolfshain, Grethen, Seifertshain, Thammenhain u. a.) ist beides möglich: Zuwanderung aus bäuerlichen Kreisen, wobei

[1]) Die Mark (damals dem Pfund Pfennige [240] gleichgerechnet) dürfte ein Gewicht von etwa 234 g — wie die Mark von Erfurt und Köln — gehabt haben.

die deutsche Kolonistenbevölkerung ganz vorwiegt, aber auch Abstammung von Familien, die sich im Besitz größerer Güter, wohl sogar von ritterlicher Art, befanden (z. B. von Mockau). Vereinzelt mag Zuzug aus großer Ferne vorgekommen sein; Ulrich Bauer (Bavarus) wird gewiß bayerischen Ursprungs gewesen sein, Rüdiger von Basel dem oberrheinischen Lande entstammen.[1])

In sozialer Hinsicht wies die Bevölkerung Leipzigs eine gemischte Zusammensetzung auf. Angehörige des ritterlichen Standes fehlten in der Frühzeit städtischer Entwicklung nicht (1216: Johannes, Ritter von Leipzig), wie ja auch das Lehenrecht innerhalb des Weichbildes seine Rolle spielte, allerdings sichtlich gegenüber dem rein bürgerlichen Besitzrecht zurückgedrängt; die Erinnerung daran hat die Ritterstraße festgehalten. Bedeutsam traten die Bürger hervor, deren Dasein auf Handel und Verkehrsgewerbe gegründet war (Namen: Pelz, Fuhrmann); Kaufleute (mercatores) und Krämer (institores) werden noch ohne Unterschied genannt. Die breitere Masse zog ihre Nahrung aus dem Handwerksbetrieb, nicht ausschließlich nach Art des Lohnwerks (ohne Besitz an Rohstoff und Werkzeug, nur gegen Entgelt für der Hände Arbeit), sondern auch mit einem gewissen Absatz auf dem Markt. Bezeichnend für den wirtschaftlich-sozialen Zustand war es, daß die Bürger mit Haushalten auf kleinen Grundstücken in der Stadt ansässig waren. Daneben gab es auch Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten. Nicht gering muß zeitweilig der Zustrom der Fremden gewesen sein; die Stadtbehörde ließ sich vom Landesherrn besondere Befugnisse gegen sie bei Ruhestörung und Verletzung der städtischen Satzungen erteilen, mit der Erlaubnis, sie an Leib und Vermögen zu strafen (1270). Eine besondere Gruppe der städtischen Bevölkerung war die Judenschaft. Offenbar nur sehr gering an Zahl hatte sie ihren Aufenthalt in der „Judenburg" (unweit des Naundörfchens, nahe am Fleischerplatz), wo eine „Schule" und wohl auch ein Tauchbad vorhanden war. Aufnahme fanden Juden nur gegen Zahlung einer verhältnismäßig großen Geldsumme (z. B. 1364 Samson und Aaron 60 Gulden) an den Landesherrn.

Das Wirtschaftsleben der Stadt gründete sich auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Ländliche Wirtschaft wurde von Gütern (Vorwerken) aus und in kleinen Anwesen (Gartennahrungen, zumeist vor der Stadt) betrieben. Die feldmäßig angebaute Stadtflur war wenig umfangreich; nur auf die Hufenzahl eines mäßigen Dorfes ist sie zu veranschlagen. Einen großen

---

[1]) Herkunftsbeziehungen zeigen sich oft im Familienrecht. Darum sei bemerkt, daß in Leipzig eheliche Gütergemeinschaft galt, mit Dritteilsrecht der hinterbliebenen Frau am Gesamtgut (ein Rechtsbrauch wohl fränkisch-thüringischen Ursprungs); Heergeräte und Gerade waren als Voraus vor der Teilung bekannt. Die in einzelnen Dörfern der Umgebung übliche Halbteilung war in der Stadt nicht in Brauch.

Raum jedoch nahmen die Weiden und Gehölze ein zwischen Pleiße, Elster und Kuhburger Wasser (gemeine Viehweide, Ratswiesen und Ratsholz, Fleischerwiese, Sauweide u. a.); später kam die Burgaue hinzu, während das Rosental noch markgräflich blieb. Der Rat achtete darauf, daß kein Acker noch liegendes Gut aus der Stadt nach auswärts ohne Genehmigung verkauft werden durfte. Die Fischereigerechtigkeit in den Gewässern, eine Meile auf- und niederwärts, kam aus markgräflichem Besitz in bürgerliche Hand und dann an das Thomaskloster. Ausgeübt wurde sie von Fischern, die unter einem vom Land- und Stadtherrn ernannten Meister standen (1307). Bemerkenswert ist die große Zahl der an der Pleiße angelegten Mühlen (Nonnen-, Thomas-, Barfüßer-, Angermühle).

Der regelmäßige Handelsverkehr sammelte sich auf dem Markt beim Rathaus, das ursprünglich auch als Kaufhaus diente; in seinem Erdgeschoß befanden sich mehrere Kammern, die für Verkaufszwecke vermietet wurden. Südlich davon (gegen die Grimmische Gasse hin) standen Krambuden, auch ward hier das Tuchhaus errichtet; am Naschmarkt wurden die Fleisch- und Brotbänke aufgeschlagen, nahebei fand der Salzverkauf statt (am Salzgäßchen), etwas abseits der Verkauf von Schuhwerk (Schuhmachergäßchen). Warenangebot und Absatz waren nicht völlig freigegeben, unterlagen vielmehr der öffentlichen Ordnung nach den Grundsätzen mittelalterlicher Stadtwirtschaft. So wurde zwischen Großhandel (Verkauf in großen Stücken) und Kleinhandel (Verkauf von „Pfennigwerten", an die Verbraucher selbst) unterschieden: z. B. den Tuchmachern war nur der Verkauf von Tuch grauer und weißer Farbe in ganzen Stücken, nicht nach der Elle geschnitten, gestattet. Die Waren mußten öffentlich feilgehalten werden, solche von gleicher Art möglichst beieinander, so daß einem jeden die Schau möglich war. Übervorteilen im Preis, selbst allzu aufdringliches Anlocken der Käufer war nach damaliger Wirtschaftssitte verpönt. Vor allem sollte dem Bürger Gelegenheit geboten sein, den Bedarf für sich und seinen Haushalt einzudecken; erst nach einer dafür bestimmten Zeit wurde der Handel freigegeben. Unter den Handwerkern waren vorerst die lebensnotwendigsten, z. B. Fleischer und Bäcker, vertreten. Lehrreich ist die Entwicklung der lederverarbeitenden Gewerbe. Gerber und Schuster bildeten zunächst einen gemeinsamen Verband unter einem Meister, der auch über die Fleischer eine Gerichtsbarkeit niederer Art übte; später erhielten die Flickschuster (altbuzer) das Recht der Innung für sich. Weber gab es sehr früh schon in der Vorstadt (1288); ihnen wurde zwar nicht das Handwerk gelegt, sie sollten sich sogar der gleichen Zollfreiheit erfreuen, wie die innerhalb der Stadtmauern wohnenden, doch mußten sie die gleichen städtischen Lasten wie die Bürger übernehmen, um nicht vor den bürgerlichen Webern bevorzugt zu sein. Das

Handwerk verzweigte sich allmählich in immer mehr Sonderberufe; demgemäß gestaltete sich auch das Innungswesen mannigfaltiger und buntscheckiger aus.

Eine besondere Bedeutung erlangten in Leipzig die Jahrmärkte: Messen, wie man später nach ihrem Aufschwung zu allgemeiner Geltung in weitem Umkreis sagte. Ob die Einrichtung schon zur Zeit der Stadtgründung ins Leben gerufen wurde, vermag nicht festgestellt zu werden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts scheint sie eingebürgert gewesen zu sein; denn es liegt nahe, ein Schutzversprechen des Markgrafen Dietrich von Landsberg 1268 auf die Ostermesse zu beziehen: inmitten fehdereicher Zeit unternahm es der Markgraf, den Handelsverkehr nach Leipzig — das Herbeiführen von Waren aus verschiedensten Gegenden, womit die Kaufleute diese Stadt „ehrten" — mit Aussicht auf Erfolg zu sichern. Bestimmte Nachrichten über den Oster- und Michaelismarkt liegen erst in jüngerer Zeit vor; soviel ist klar: die Bahn der Entwicklung Leipzigs zur Messestadt war beschritten.

Zu reicher Ausgestaltung gelangte das Kirchenwesen Leipzigs, dem nach mittelalterlichem Kulturstand die stärkste Anregung zur Entfaltung des geistigen Lebens verdankt ward. Neben der Stadtkirche waren um 1300 drei Kapellen, vier Klöster, zwei Hospitäler, dazu die alte Jakobskirche (mit dem Erzpriesteramt) vorhanden. Den Mittelpunkt bildete das Thomasstift, das, gefördert von den Markgrafen, wie auch von Adligen und Bürgerlichen, sichtlich aufblühte. Es erwarb, zumeist aus Stiftungen, einen ansehnlichen Grundbesitz in der Stadt und ihrer weiteren Umgebung: Ackerland in der Stadtflur, Getreidelieferungen aus der Anger- und Thomasmühle, Zins am Mühlgraben, Fischereigerechtsame; Hufen in Meusdorf, Gutshöfe mit Zubehör, z. B. in Connewitz, Gehölze (die „Propstei"), ganze Dörfer wie Holzhausen, Zuckelhausen u. a., auch Rechte über die Kirchen und Pfarrer zu Großzschocher und Gautzsch und dgl. Bei solchem Wachstum an Einkünften vermochten die Chorherren (Regular-Kanoniker) nach außen stattlicher aufzutreten; die Baulichkeiten der Klosteranlage (Refektorium, Schlafhaus, Krankenhaus u. a.) wurden erweitert, auch der Glanz des Gottesdienstes ward erhöht. An der Spitze des Stifts stand der Propst von St. Thomä; der Prior, der Kellner (für die Wirtschaftsverwaltung), der Küster, der Kantor, der Vorsteher der Schule (scholasticus) hatten die bedeutendsten Würden und Ämter inne. Die „Regler" führten ein gemeinsames Leben nach der Ordensregel; doch wurden dem einzelnen bestimmte Reichungen (eine Pfründe) ausgesetzt. Bei der Aufnahme legten sie ein feierliches Gelübde ab. Ihre Tracht bestand in einem dunklen grobwollenen Leibrock mit dem weißen Chorhemd darüber und einer schwarzen Kapuze; später wurde das Ausgehen in längeren, runden, oben geschlossenen Kappen und in schwarzen Baretten von bischöflicher Seite gestattet. Die Hauptaufgabe war Förderung des Gottes-

diensts in der Thomaskirche im hohen Chor vor dem Hauptaltar, wie auch an neugestifteten Nebenaltären, dazu in der Stadt, wo die Katharinenkapelle, ein Altar der Marienkapelle und andere Stätten ihrer geistlichen Versorgung anvertraut waren. So waren sie täglich bei gottesdienstlicher Verrichtung beschäftigt. Mit besonderem Eifer widmeten sie sich der Pflege des kirchlichen Gesangs, bei den Messen, Metten und Vespern, sowie bei den „Horen" im Wechsel gewisser Stunden bei Tag und bei Nacht. Zeugnis dafür bietet noch heute eine schöne, im Besitz der Thomaskirche erhaltene Handschrift, in der die das Jahr hindurch üblichen Gesänge (Antiphonen, Gradualresponsorien sowie bei Prozessionen z. B. am Palmsonntag) nebst Text in altertümlicher Notenschrift (Neumen) aufgezeichnet stehen. Auf die sorgsame Pflege des geistlichen Gesangs war auch die Schule bedacht, die bei dem Thomasstift bestand (1254), nicht nur für die zum Eintritt in die klösterliche Gemeinschaft bestimmten Knaben, sondern als äußere Schule (schola exterior) für andere aus Bürgerschaft und Adel, die zur Unterweisung und Ausbildung dorthin gebracht wurden. Gesang der Thomaner erfreute also schon in der Frühzeit Leipzigs die andachtsvoll Lauschenden, trug zu religiöser Erbauung bei und mehrte den Sinn für die edelste Kunstübung. Zur Bürgerschaft standen die Chorherren von St. Thomä auch dadurch in naher Beziehung, daß sie Laien in ihre Gebetsverbrüderung aufnahmen.

Eine zweite klösterliche Stiftung entstand im Süden der Stadt vor dem Peterstor (nahe der Nonnenmühlgasse), etwa um 1230: das Kloster der Nonnen von St. Georg, der „Marienmägde", wie sie später im Volksmund genannt wurden. Durch milde Gaben wurde der Bau gefördert und erhalten. Neben den Klostergebäuden lag eingezäunt der Wirtschaftshof; an der Pleiße ward eine Mühle errichtet. Klösterlicher Besitz von ähnlicher Art, wie beim Thomasstift, diente dem Unterhalt der Nonnen und ihres Hofgesindes: Ackerland, nach der Dreifelderwirtschaft abgeteilt, gegen Connewitz hin, das Gehölz die „Nonne" bei Schleußig, zinsende Hufen in Reudnitzer Flur, auch das Patronatsrecht an der Kirche zu Rötha, dazu Besitz in nahen und entlegeneren Dörfern. Die Zahl der Nonnen wurde auf 40 festgesetzt. An ihrer Spitze stand eine Äbtissin; die Priorin, Küsterin, Küchenmeisterin und Kellnerin halfen bei der Verwaltung und Hauswirtschaft. Auch Laienschwestern waren zugelassen. Vorgesetzt war ihnen ein Propst, dem die Verkündigung des Wortes Gottes an Festtagen, Krankenbesuch und geistlicher Dienst oblag.

Auch die Bettelorden hielten ihren Einzug in Leipzig. Um die gleiche Zeit, wie das Nonnenkloster, entstand eine Niederlassung der Predigermönche (Dominikaner). Auf einem Grundstück, das vordem dem Ritter Heinrich von Wahren gehört hatte, wurde der Klosterbau aufgeführt, unweit des Grimmischen Tores ganz nahe an der Stadtmauer, deren Durchbruch für die Bauanlage

gestattet ward (1231). Eine Kirche aus Stein und Ziegeln ward errichtet und dem Apostel Paulus geweiht; daneben lag das Wohn- und Schlafhaus nebst einem Garten. Damit war eine Stätte geschaffen, in der nicht nur einem religiösen Ideal nachgelebt ward, sondern auch wissenschaftliche Bildung, natürlich besonders Theologie, Pflege fand: schon früh sind Bücher in ihrem Besitz bezeugt. Mit eifrigem Gehorsam gegen das päpstliche Oberhaupt der Kirche traten sie für ihre rechte Lehre ein; daher wurde ihnen in mehreren päpstlichen Bullen die Kreuzpredigt in Livland und Preußen geboten (1243; 1256). Wenig später ließen sich auch die Franziskaner (Minderbrüder, Barfüßermönche) in Leipzig nieder; um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist ihre hiesige Anwesenheit bezeugt. Ihre Kirche (später die Matthäikirche) erhob sich unweit des Ranstädter Tores, auf dem „Barfußberg", einem Landvorsprung gegen die Pleißenaue. Besonders widmeten sie sich der Seelsorge und dem Beichtehören unter dem einfachen Volk und erfreuten sich darum einer gewissen Volkstümlichkeit. An der Tracht konnte man sogleich diese Mönche erkennen: die Dominikaner trugen einen weißwollenen Rock und Überrock mit weiten Armschlitzen, dazu beim Predigen noch eine schwarze Kappe, während die Franziskaner in brauner, umschnürter Kutte einhergingen. Beide Orden strebten die Nachfolge Christi in einem Leben in Armut an. Den Unterhalt gewannen sie im Sammeln milder Gaben; Erwerb grundherrlichen Besitzes ward verschmäht. Indes gelangten sie zur Sicherung ihres wirtschaftlichen Bedarfs zu einigem Grundbesitz. Die Dominikaner, denen offenbar gute Beziehungen zum Landadel zustatten kamen, erhielten das Predigerholz am Ranstädter Steinweg (Paulerholz), Wiesen, einen Fischteich vor der Stadt, das Oberholz (später Universitätsholz), sogar einige Grundzinsen; ärmlicher blieben die Barfüßer, doch wurden auch ihnen 36 Acker Holzes im Rosental für ihren Bedarf an Feuerung durch markgräfliche Schenkung zuteil. — Auch Niederlassung einer Begine (Helwig von Sommerfeld 1315) in einem Häuschen am Peterstor ist bezeugt.

Dazu traten besondere Stiftungen für Werke der christlichen Barmherzigkeit und der Armen- und Krankenpflege. Mit dem Thomasstift zugleich wurde das Hospital zu St. Georg errichtet und ausgestattet; die Baulichkeiten nebst einer Kapelle lagen vor dem Ranstädter Tor, dicht an der Pleiße (am Schulplatz). Anfänglich war es wohl vornehmlich für die Beherbergung von Fremden (Pilgrimen) bestimmt; dazu kam die Aufnahme von Armen und Siechen als alleinige Aufgabe, die für künftig beibehalten ward. Später ging es in den Besitz des Rates über (1439). Eine Schöpfung des Bürgertums war das Johannishospital, draußen vor dem Grimmischen Tore, nicht weit von der Flurgrenze mit Reudnitz (1278 zuerst erwähnt). Die Gründung ging wahrscheinlich vom Rate aus, zu einer Zeit, als die furchtbare Krankheit des Aus-

satzes häufig auftrat. Die davon befallenen Aussätzigen (Leprosen) wurden an entlegener Stelle angesiedelt und bildeten unter einem Geistlichen als Vorsteher eine sich selbst verwaltende Gemeinschaft, für die auch eine eigene Kapelle St. Johannis des Täufers erbaut ward. Mittel für den Unterhalt wurden aus Stiftungen gewonnen, so daß ein nicht unbeträchtliches Vermögen an Liegenschaften und Renten in Leipzigs Flur und seiner weiteren Umgebung zusammenkam.

Bürgerschaft und kirchliche Anstalten standen meist zueinander in gutem Verhältnis. Doch wußte der Rat bürgerliche Belange auch gegen den Klerus kräftig zu wahren. Als der geistliche Besitz — der „Besitz der toten Hand" — zusehends bedrohlich anwuchs, ward ein Beschluß gefaßt, kein Geistlicher dürfe Erbe und Gut, das zum Weichbild der Stadt gehörig sei, über Jahr und Tag inne haben, es sei denn, daß es zum Seelgerät (als Seelmeßstiftung) gegeben werde (1345). Ein längerer Streit mit dem Thomasstift entspann sich über allerhand Besitz und Gerechtsame und konnte erst durch markgräflichen Schiedsspruch (1373) beigelegt werden. Es war dies das wichtigste stadtgeschichtliche Ereignis jenes Jahrhunderts. Die Bürgerschaft setzte durch, daß sie Herrin im eigenen Hause ward: innerhalb der Mauern sollte der Rat alle Zinsen des Stifts käuflich erwerben, hier stand künftig ihm jede Verleihung von liegendem Gut zu. Auch sollten an der Verwaltung stadtkirchlichen Vermögens (Alterleute [Kirchväter]) Anteil haben und vor dem Propst und den Bürgern jährlich Rechnung legen. Sehr bemerkenswert ist noch ein anderer Vorgang. Als der Rat eine Kapelle im Rathaus stiftete, sicherte er sich durch päpstliche Vergünstigung das Recht, selbst die Besetzung mit einem Geistlichen vorzunehmen (1394): damit war ein erster Anfang zur Ausübung patronatlicher Rechte von seiten des Rates in Leipzig gemacht. Selbständige Regungen der Laienfrömmigkeit, wie die Geißlerfahrten 1261 und wiederum 1349, blieben in hiesigen Landen selten. Willig fügte sich das Bürgertum der kirchlichen Lehre und Zucht. Wie die bürgerliche Siedlung um die Gotteshäuser sich gruppierte und die Kirchtürme im Stadtbild die kräftigsten Umrißlinien abzeichneten, so brachte die Kirche in das Werktagsleben den stärksten Ton von Geistigkeit. Das Wichtigste, was sie leistete, war der Dienst am inwendigen Menschen. Von Ewigkeitsgedanken erfüllt, spendete sie Trost und Rat in irdischer Not, verband auf Friedhöfen und in den Seelmessen die Geschlechter der Lebenden mit den Toten und half so an ihrem Teil, den bewohnten Boden zur Heimat werden zu lassen.

Während die Kirche dem sittlich-religiösen Leben Leipzigs kräftige Nahrung gab, blieb die Laienbildung und Kunstpflege noch zurück. Als Zeugnis der Sprache klingen uns in Leipzigs Frühzeit nur einzelne Personennamen ent-

gegen (Bek oder Bech, Ticeco Karas, Pellicz oder Pelz, Sturm, Sulcepenninc, Tanz, Vurman u. a.); die erste Ratsurkunde in deutscher Sprache liegt vom 22. Mai 1335 vor (eine landgräfliche für Leipzig in deutscher neben lateinischer Ausfertigung 1292). Die Mundart, die hier zur Anwendung und Ausbildung kam, war die osterländische Abart des Obersächsischen, damals noch ungefestigt, mit Abweichungen zwischen Geschäftssprache, Stadt- und Dorfmundart. Wendisch ist in der Stadt kaum gesprochen worden; einzelne Ausdrücke wendischen Ursprungs drangen jedoch in den Wortschatz ein (Kretscham: Schenke; temnitz: Gefängnis; truzschiko: Abfall, Feuerholz). Stimmen höherer Dicht- und Liedkunst ließen sich in Leipzig nur selten vernehmen. Einer der Minnesänger thüringischen Geblüts, voll dichterischer Kraft und Wärme feiner Empfindung, Heinrich von Morungen, nahm in Leipzig Aufenthalt, freilich erst als er in vorgerücktem Lebensalter in das Thomasstift zu friedvoll laienbrüderlichem Dasein Einkehr hielt. Lebhafter wirkten auf die Bürgerschaft durchkommende Fahrende; ja es ist als einer der ersten mit Namen genannten Bürger Leipzigs ein Wilhelm Spielmann bezeugt (1200). Weltlicher Sang erklang bei volkstümlichen Aufzügen. Auch wurden bedeutendere Ereignisse in festlicher Weise mit Musik gefeiert (1263 der Sieg bei Wettin durch ein Tedeum in der Kirche, ebenso Friedrichs des Freidigen Sieg bei Lucka). Eigentlich literarische Bestrebungen lagen den Bürgern noch recht fern. In den Klöstern fehlten sie nicht ganz; im Thomasstift müssen geschichtliche Jahrbücher (Annalen) aufgezeichnet worden sein, von denen jedoch unmittelbar uns nichts erhalten geblieben ist. Immerhin erhellt, daß Bücher angesammelt und abgeschrieben wurden und ein Bibliothekarius seines Amtes waltete.

Bedeutsamer müssen die einst vorhandenen Leistungen der bildenden Künste in jener Frühzeit auf Leipzigs Boden gewesen sein. Die ältesten Kirchenbauten der Stadt erhoben sich in den Formen romanischen Stils; als die gotische Baukunst emporkam, waren große Bauaufgaben hier nicht zu stellen. Indes nur der Kenner vermag heute Bauteile, die im Gemäuer stecken geblieben sind, ausfindig zu machen und aus dürftigen Resten erhaltener Schmuckformen den Baustil zu beurteilen. Anschauung gewinnen wir hierfür in Leipzig selbst nicht; wer sie erlangen will, muß sie außerhalb unserer Stadt suchen. Das herrlichste Beispiel romanischen Kirchenbaus bietet uns die Stiftskirche (heute Schloßkirche) zu Wechselburg, in klaren ebenmäßigen Raumverhältnissen, wie sie ähnlich in der ältesten Thomaskirche Leipzigs zur Anwendung gekommen sind. Ungewöhnlich stark ist dort der Eindruck der wundervollen Skulpturen an den Kanzelbrüstungen und am Lettner; die ganze christliche Heilsgeschichte stellen sie dem Beschauer vor Augen, in einem in der Ursprünglichkeit der Formensprache noch herben und doch menschlich lebendigen, edelschönen Ausdruck.

Werke von gleich hohem Kunstwert, wie diese Schöpfungen meißnisch-sächsischer Bildnerei (um 1230), wird Leipzig damals nicht aufzuweisen gehabt haben. In auffallend vielen und guten Beispielen ist die spätromanische Bauweise noch heute schaubar in Dörfern um Leipzig vertreten (Hirschfeld, Klinga, in jüngerer reicher Gliederung die Theklakirche); lange ward sie hier festgehalten, während die reifere Gotik kaum Eingang fand. Ein frühgotischer Kirchenbau erstand in der Frauenkirche zu Grimma (in den mittleren Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts), einfach in seiner Art, heute merkwürdig durch das Helldunkel in Chor und Schiff; an der Wand des Schlosses ist ein hohes Fenster zwischen Säulen spätromanischer Kunst eines Profanbaus erhalten. Die Entfaltung gotischen Stils zeigt in vollkommenster Weise der Naumburger Dom mit den in schlanker Grazie aufstrebenden Westtürmen und dem herrlichen Westchor, der die einzigartigen Stifterbildnisse birgt: für uns nicht nur in ihrer Monumentalität und der inneren Wahrhaftigkeit seelischen Ausdrucks unvergleichliche Kunstwerke, sondern auch sprechende symbolische Gestalten der ritterlichen Gesellschaft ihrer Zeit. Eine letzte Schöpfung dieser in Naumburg zu höchster Vollendung gediehenen Art bildnerischer Kunst bietet nun Leipzig in dem Denkmal des Markgrafen Diezmann, das in der Paulinerkirche aufgestellt ist: nicht so wuchtig und wirklichkeitsstark, wie die Vorbilder im Dom der Saalestadt, zierlicher, doch noch lebendig genug, für uns in der Formgebung und Farbe ein gutes Beispiel einer großen Zeit deutscher, thüringisch-sächsischer Plastik. Höchstwahrscheinlich ist auch noch ein anderes Werk der Paulinerkirche kunstgeschichtlich hierher zu stellen: der heilige Dominikus in beschaulicher Andacht bei der Betrachtung der Leiden des Herrn, friedvoll sinnend, mild und doch von innerem Glühen erfüllt, das ergreifende Bild eines gemütstiefen Gottesgelehrten echt mittelalterlicher Art.

In wenigen Menschenaltern seit der Stadtgründung war Leipzig zu einer ansehnlichen Siedlung von eigenem Charakter erwachsen. Ein Heimatbewußtsein besonderer Art bildete sich in der Bürgerschaft durch, gestützt auf Wehrhaftigkeit und freiere Stellung im Staat, auf überlegenes wirtschaftliches Können, auf das Gefühl der Größe des Heimatorts, minder schollenhaft als auf den Herrensitzen und in den Dörfern der ländlichen Umgebung. Wie entwickelte sich nun in solchen Zeiten städtischen Aufstiegs das platte Land ringsum?

Das anfänglich noch in überlebenden Resten bei Leipzig vorhandene Slawentum war in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. Völlig siegte das Deutschtum in friedlicher Durchdringung ob, nicht ohne starke Einwirkung vom städtischen Mittelpunkt Leipzig, das ein Ausstrahlungsherd deutscher Kultur war. Eine junge Überlieferung besagt, daß im Jahre 1327 die wendische Gerichtssprache in Leipzig aufgehoben worden sei. Es kann dabei nur an das Landgericht, das

einstige Burgwardsgericht, gedacht sein; beim Stadtgericht hat sie wohl niemals gegolten. In diesem Sinn wird die Nachricht zutreffend sein; es handelte sich um eine Verfügung der landgräflichen Regierung, zugleich für Zwickau und Altenburg.

In wirtschaftlich-sozialer Hinsicht trat um Leipzig eine doppelte Bewegung auf, die eine beim ritterlichen Landadel, die andere vom städtischen Mittelpunkt aus, beide nicht günstig für die Bauernschaft, auch für die Nachkommen deutscher Kolonistenbevölkerung. Noch hielt der Landesfürst weithin seine öffentlichen Rechte fest: Gerichtsbarkeit, Steuer, Geleit und Zoll. Aber der Eigenbesitz war schon sehr gemindert; immer mehr kam, zumal in Zeiten schwachen Regiments, an die Herren vom Adel, auch von jenen Gerechtsamen staatlichen Ursprungs. Die Lehenrechte des Markgrafen blieben zwar bestehen, wurden sogar sorgsam beachtet; doch nur bei Besitzwechsel und Heimfall bewahrten sie tatsächlichen Wert. So bereitete sich der für die einst ostmärkischen Gebiete bezeichnende Zustand des Agrarwesens vor, in dem die ritterliche Gutsherrschaft durchaus als die führende Macht im ländlichen Dasein vorwaltete. Auch von der Stadt aus verbreitete sich ein beherrschender Einfluß. Güter und Gerechtsame gelangten nach Lehenrecht schon damals auch in bürgerliche Hand, zumal da der Besitz daran angekauft werden konnte. Nicht wenig Grundbesitz kam an die Geistlichkeit, an die „tote Hand," und zwar unter Ausscheiden aus dem Lehnsverband zu vollem Eigentum. Mit dem Erwerb des Dorfes Eutritzsch (1381) begann auch die Entstehung der Grund- und Gerichtsherrschaft des Leipziger Stadtrats. Noch tiefer griffen die rein wirtschaftlichen, von der Stadt ausgehenden Wirkungen. Die Anfänge der Geldwirtschaft lagen schon weit zurück; indes immer stärker wurde die bäuerliche Bevölkerung in den geldmäßigen Verkehr einbezogen. Der ländliche Grundbesitz wurde gleichsam beweglich gemacht: Natural- und Geldzinse, die am Boden hafteten, Grundstücke selbst, Einzelgerechtsame wurden angekauft und weiter veräußert. Die Güter wechselten nicht selten den Herrn; Vollhufen wurden zerschlagen, Teilstücke wiederum zusammengefaßt. Schon läßt sich beobachten, daß Durchschnittspreise für Hufen gezahlt wurden (im 13. Jahrhundert um Connewitz 20 bis 25 Mk. Silbers). Die Bauern paßten sich den städtischen Wirtschaftsbedürfnissen an; man begann, sich auf das, was später Bauernmarkt hieß, einzurichten. So wurde östlich der Stadt (in Anger-Reudnitz), auch in Gohlis, die Kohlgärtnerei gepflegt; Getreidebau und Viehzucht wurden für den Absatz betrieben. An wirtschaftlichen Vorteilen fehlte es dabei für die Bauern nicht; aber es stellten sich auch schwere Gefahren ein: unleugbar zog eine bedrohliche Agrarkrisis herauf.

Die Zeit vom 13. Jahrhundert bis gegen Ende des Mittelalters ist in der Siedlungsgeschichte die Periode des Wüstwerdens vieler Ortschaften (Kolmen

und Lipprandisdorf zwischen Holzhausen und Seifertshain, Gorbuz b. Probstheida, Eisnitz bei Hohenheida u. a.). Verschiedenerlei Ursachen wirkten dabei zusammen: das Eingehen kleiner slawischer Weiler, mangelndes Gedeihen von Gründungen des Landesausbaus auf ungünstigen Böden, Brand und Zerstörung in den vielen verwüstenden Fehden, auch der Menschenverlust durch die großen Volksseuchen des 14. Jahrhunderts, die Europa heimsuchten und auch unser Land nicht verschonten (schwarzer Tod 1348). Indes sehr gewichtig machten sich auch innere Gründe, die Wirkungen der städtischen Wirtschaft, geltend. Unverkennbar ist in Leipzigs Nähe die Umwandlung nicht weniger dörflicher Fluren in Gutswirtschaften; die Bauern wurden ausgekauft, zogen nach Veräußerung ihres Besitzes ab und ließen ihn wohl gar wüst liegen, indem sie nach Nachbarorten oder in einer Art Landflucht nach der Stadt zu gesicherterem wirtschaftlichen Fortkommen umsiedelten. Gewiß ist die Schwere der landwirtschaftlichen Krise nicht nach der Zahl der „Wüstungen" zu schätzen; doch ein tiefwühlender Notstand prägt sich in solch außerordentlichem Wandel des Siedlungsbildes deutlich aus.

In der Geschichte des mutterländischen deutschen Städtewesens ist das 14. Jahrhundert eine Zeit der heftigen sozialen Kämpfe, eines Stillstands, ja Niedergangs der äußeren Entwicklung, in den Ostlanden die Zeit des allmählichen Ausklingens der großen Bewegung deutscher Kolonisation. Auch Leipzig, Stadt und Land, hat in diesen Zeiten schwere Hemmungen des gedeihlichen Fortschritts erfahren; aber die Erschütterung war doch nicht gleich groß, wie in Oberdeutschland und am Rhein, oder wie der im ferneren Osten einsetzende Rückschlag. Dies war gewiß teilweise darin begründet, daß die Lebensverhältnisse hier noch klein und minder entwickelt waren, erst im Anwachsen zu dem, was im deutschen Westen in vollerem Drängen schon entfaltet war. Indes sehr wesentlich wirkte ein glücklicher Umstand der politischen Landesgeschichte ein. Nach den kampfreichen Jahren Friedrichs des Freidigen folgten zwei Menschenalter eines ruhigen, stetigen Regiments: zuerst unter seinem einzigen Sohn und Erben Friedrich II. (dem Ernsthaften), sodann nach dessen frühem Tode (1349) unter Friedrich dem Strengen und seinen Brüdern, die in mancherlei Formen gemeinsamer Regierung die Einheit ihres Länderbesitzes wahrten. So blieb eine feste O r d n u n g i m L a n d e bestehen. Über den kleineren örtlichen Gewalten, die mannigfaltig nebeneinander aufstrebten, erhob sich das Landesfürstentum als eine zusammenhaltende Macht, der alle sich fügen mußten. Zugestrebt wurde solchem Ziel durch gefestigtere Einrichtungen der Verwaltung, sowohl am markgräflichen Hofe wie auch in den einzelnen Schloßbezirken oder Ämtern (Pflegen), in denen ein Vogt oder Amtmann (Hauptmann) die Landesverteidigung und Gerichtsbarkeit, Domänenverwaltung und Finanzen zu betreuen

hatte. Auch Leipzig war Mittelpunkt eines solchen Amts, dessen Verwaltungssitz im Schloß (an der Schloßgasse, in der älteren sog. Pleißenburg) lag: die Stadt, trotz ihrer Vorrechte und freiheitlichen Verfassung, war mit dem umgebenden Lande zu solcher Einheit im Landesstaat zusammengeschlossen. Als dann das fürstliche Haus zu einer neuen Länderteilung schritt (1382 in Chemnitz), fiel Leipzig, Schloß, Stadt und Amt, mit allen Vasallen dem jungen Friedrich „dem Streitbaren" zu, dessen Anteil das Osterland nebst Landsberg bildete. Von hier ausgehend vermehrte Friedrich sein Besitztum; ja es glückte ihm Größeres als seinen Vorfahren: er vereinte die Mark Meißen und das Osterland mit dem Herzogtum Sachsen (1423), der meißnische Landesstaat erweiterte sich zum sächsischen Kurstaat. Damit trat auch Leipzig in einen größeren politischen Zusammenhang; von den Zeitgenossen zunächst noch kaum voll erfaßt, begann ein neuer Abschnitt seiner Geschichte, in dem mit den Möglichkeiten glänzenderen Aufstiegs auch dem Heimatbewußtsein sich ein weiterer Strahlungsraum auftat.

Literatur:

G. Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig, I. Abschn. 1—8; 11 (1905).

Ed. O. Schulze, Die Kolonisierung u. Germanisierung der Gebiete zwischen Saale u. Elbe (1896). — Rud. Kötzschke, Staat u. Kultur im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation. (Aus Sachsens Vergangenheit, hrsg. von der Sächs. Kommission für Geschichte, Heft 1, 1910.) Mit Verzeichnis der Quellen u. Literatur; dazu N. Arch. f. sächs. Gesch. XXXVII, 238f., 250ff. Ders., Leipzig im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation (Schr. d. V. f. Gesch. Lpz. XI, 1ff.).

E. O. Schmidt, Kursächsische Streifzüge IV (1912).

§ 1. R. Kötzschke, Die deutschen Marken im Sorbenland (Festgabe f. G. Seeliger, S. 79ff.; 1920. S.-A.). — Er. Riehme, Markgraf, Burggraf u. Hochstift Meißen (1906); vgl. S. Rietschel, Das Burggrafenamt u. die hohe Gerichtsbarkeit, S. 215ff. (1905).

A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands III^3 130ff., 624ff., IV^3 576ff., 1027. — L. Bönhoff, Bistum Merseburg (N. Arch. f. sächs. Gesch. XXXII, 244, 263f.); die ältesten Kirchorte (Beitr. z. sächs. Kirchengeschichte XXVI, 68ff.). — R. Holtzmann, Die Aufhebung und Wiederherstellung des Bistums Merseburg (Sachsen u. Anhalt II, 35ff.). — Heinr. Fel. Schmid, Das Recht der Gründung u. Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz (1924). — Neue Sächsische Kirchengalerie (Borna; Grimma).

Th. Flathe, Wiprecht von Groitzsch (Arch. f. sächs. Gesch. III, 82ff.). — R. Jahn, Graf Wiprecht v. Groitzsch u. Abt Windolf von Pegau (Leipz. Kalender 1910, S. 55ff.).

Für einzelne Ereignisse s. die Darstellung in den „Jahrbüchern des Deutschen Reichs" unter den einander folgenden Herrschern.

§ 2. E. O. Schulze, Verlauf u. Formen der Besiedelung (Sächs. Volkskunde 1901), S. 61ff. — Alf. Hennig, Boden u. Siedelungen im Kgr. Sachsen (1912). Ders., Dorfformen (Ver. f. sächs. Volkskde. 1912). — Fr. Krause, Siedlungsgeschichtlich-volkskundliche Wanderungen rings um Leipzig (Sächs. Wanderbücher, Leipzig, S. 249ff.).

H. Leo, Untersuchungen zur Besiedelungs- u. Wirtschaftsgeschichte des thüringischen Osterlandes (1900). — Cl. Pfau, Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege (1900); Grundriß der Chronik über das Kloster Zschillen (1909). — H. Schönebaum, Die Besiedelung des Altenburger Ostkreises (1917). — E. Mucke, Sorbische Ortsnamen der Wurzener Pflege (Mitt. d. Wurz. Gesch. u. Alt. Ver. I, 35ff.).

Br. Markgraf, Der Stand der siedelungsgeschichtlichen Forschung für Leipzigs Umgebung (Schr. d. Ver. f. Gesch. Leipz. X, 1ff.). Vgl. N. Arch. f. sächs. Gesch. XXIX, 150ff.; Mitt. d. Ver. f. sächs. Volkskde. V, 71ff. — Fr. Rosenthal, Wüste Marken im Südosten des alten Amtes Leipzig (Schr. d. Ver. f. Gesch. Leipz. X, 82ff.); Flämisches Erbrecht (Mitt. d. Dtsch. Ges. X, 3, S. 15ff.). — W. Ebert, Gohlis (1926); darin S. 1ff.: R. Kötzschke, Das älteste Gohlis. — W. Kohlmann, Wahren (1920). — A. Wohlrab, Paunsdorfs Geschichte; P. Kröber, Aus der Geschichte des Dorfes Schönau. Schr. d. Ver. f. Gesch. Lpz. XIII$_2$, S. 51ff., S. 71ff.

§ 3. Joh. Kretzschmar, Die Entstehung von Stadt u. Stadtrecht in den Gebieten zwischen der mittleren Saale u. der Lausitzer Neiße (1905), S. 104ff. — Fr. Meurer, Der

mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutschland in seiner geschichtlichen Entwicklung (1914). — H. Gg. Ermisch, Sächsische Rathäuser (1920).

W. Naebe, Wendische u. frühgeschichtliche Funde im Gebiet der Altstadt Leipzig (Leipz. Kal. 1913, S. 267ff.); Vor- u. frühgeschichtliche Funde in Leipzig u. Umgebung (ebd. 1914, S. 263ff.). — E. Kroker, Leipziger Gründungsurkunden (N. Arch. f. sächs. Gesch. XXXVII, 117ff.). Vgl. R. Kötzschke, Leipzig (a. a. O.); in Vorbereitung ist eine neue Untersuchung über den ältesten Stadtbrief.

G. Henning, Die Entstehung der Stadt Grimma (Festschr. d. Gesch.- u. Alt.-Ver. Grimma 1911, S. 12ff.). — W. Uhlemann, Taucha. Das Werden einer Kleinstadt auf flurgeschichtlicher Grundlage (Obersächs. Heimatstudien, H. 2; 1924). — Cl. Pfau, Abbildungen u. Grundrisse der Stadt Rochlitz (1925).

§4. R. Kötzschke, Markgraf Dietrich als Förderer des Städtebaus (N. Arch. f. sächs. Gesch. XLV, 7ff.). — Fr. X. Wegele, Friedrich der Freidige, Markgraf v. Meißen (1870). — H. B. Meyer, Hof- u. Zentralverwaltung der Wettiner 1248—1379 (Leipz. Studien IX, 3, 1902). — Lehenbuch Friedrichs des Strengen 1349/50, hrsg. von W. Lippert u. H. Beschorner (1903).

Beschreibende Darstellung der Bau- u. Kunstdenkmäler im Kgr. Sachsen, hrsg. von C. Gurlitt, Bd. XVII—XVIII, Leipzig (1895).

Geschichte des geistigen Lebens der Stadt Leipzig (1909): G. Witkowski, Gesch. des literarischen Lebens, S. 6ff.; R. Wustmann, Musikgeschichte, S. 5ff.; O. Kämmel, Gesch. des Schulwesens, S. 1ff.

III.

Leipzigs Aufblühen als Handelsstadt und Universitätsstadt

Ernst Kroker

Hierzu Tafel XII—XV
und der Plan der Stadt vom Jahre 1547.

1. Die Erhebung der Messen zu Reichsmessen.

Lipsia literarum studiis et mercatura celebre Misniae oppidum (Leipzig, eine durch die Wissenschaft und den Handel berühmte Stadt Meißens) steht als Aufschrift über der ältesten selbständigen Abbildung der Stadt in dem großen Städtebuch von Braun und Hogenberg vom Jahre 1572. Wissenschaft und Handel, Universität und Messe, wie wenig sie sonst miteinander gemeinsam haben, für Leipzig sind sie die beiden Säulen, auf denen der Reichtum und der Stolz der Stadt beruhen. Die Universität hat Leipzig erst 1409 als ein fürstliches Geschenk erhalten. Die Pflege des Handels aber ist der Stadt bereits bei ihrer Gründung durch Markgraf Otto anvertraut worden. Die Urkunde, in der Markgraf Dietrich von Landsberg 1268 allen fremden Kaufleuten, auch den Untertanen feindlicher Fürsten für ihren Handel mit Leipzig volle Sicherheit ihrer Person und ihrer Güter verheißt, ist ein Zeugnis dafür, wie rasch sich die alten Jahrmärkte Leipzigs zu kleinen Messen entwickelt haben. Aufzeichnungen von 1378 über die Höhe des Geleitsgeldes in Leipzig, wo jährlich 304 Schock Groschen[1]) einkamen, in Grimma (101 Schock), Altenburg (92 Schock), Großenhain (85 Schock), Delitzsch (66 Schock), Torgau (60 Schock), Pegau (50 Schock), Borna (42 Schock) und Dresden, wo die Einnahme aus dem Geleitsgelde jährlich 3 Schock Groschen betrug, geben uns eine Vorstellung davon, wie weit Leipzig schon im 14. Jahrhundert die anderen Marktstädte Sachsens hinter sich gelassen hatte.

Gleichzeitig mit der Umwandlung der Jahrmärkte in Messen schieden sich die Händler in Kramer (institores) und Kaufleute (mercatores). Die Kramer oder Krämer waren die Inhaber eines Krams, eines Kleinhandels; sie waren durch ihre Innungsordnung dazu verpflichtet, Waren in bestimmten geringen Mengen abzugeben. In den ältesten Zeiten waren wohl auch in Leipzig die Jahrmärkte hauptsächlich auf den Zuzug solcher Kleinhändler aus den Nachbarstädten angewiesen; in vielen Städten sind sie es noch heute. In Leipzig ver-

---

[1]) Die Leipziger Stadtrechnungen rechnen in der ältesten Zeit nach Schocken zu 60 Groschen, seit 1557 nach Gulden zu 21 Groschen und seit 1723 nach Talern zu 24 Groschen. Ein Schock Groschen war also gleich $2^{6}/_{7}$ Gulden oder $2^{1}/_{2}$ Taler. In der Stadt war aber die Rechnung nach Gulden und Talern schon viel früher durchgedrungen als auf dem Rathaus. Die Münzsammlungen in unserer Universitätsbibliothek und in unserem Stadtgeschichtlichen Museum enthalten gute Beispiele der ältesten in der Münzstätte Leipzig geprägten Münzen, der sogenannten Brakteaten, und der jüngeren Goldgulden (Tafel XIII).

einigten sich die Kramer frühzeitig zu einer Innung. Schon 1349 wird uns ein Kramermeister bezeugt. Nach der ältesten Kramerordnung von 1484 standen bereits mehrere Kramermeister — noch später waren es neun — an der Spitze der Innung. Alle Händler, die sich der Kramerinnung nicht anschlossen, wurden Kaufleute genannt. Was die Kaufleute und die Kramer schied, war also weniger der Umfang ihrer Geschäfte als vielmehr die Bestimmung, die jeden Kramer zum Kleinhandel zwang, mochte er sonst auch noch so umfangreiche Geschäfte treiben. Reiche Leute, reich an Geld und an Geltung, gab es auch unter den Kramern, besonders seit der Zeit, da die Ausbeuten aus den Silbergruben im Erzgebirge (1471) auch den Kramern die Gelegenheit boten, rasch ein Vermögen zu erwerben, doch kam es nicht selten vor, daß ein reich gewordener Kramer die Innung aufsagte, um nicht länger zum Kleinhandel verpflichtet zu sein.

Kaufleute und Kramer handelten mit den gleichen Waren, mit Lebensmitteln aber nur, wenn sie als Tonnengut eingeführt wurden wie Honig, Heringe und die andern gedörrten oder eingesalzenen Seefische, die als Fastenspeise seit alters einen beträchtlichen Teil der Einfuhr bildeten. Die frischen Fische, die man in den nahen Teichen und Flüssen fing, wurden ebenso wie Butter, Käse, Milch, Eier, Obst, Geflügel und andere Lebensmittel, die man einzeln auswog oder ausmaß, nicht von den Kaufleuten oder Kramern, sondern von den Höken feilgehalten oder von den Bauern der Umgegend zu den beiden Wochenmärkten Dienstags und Freitags in die Stadt gebracht. Um den Warenaustausch zwischen der Stadt und dem flachen Lande zu erleichtern, hatte schon der Gründer der Stadt den Bauern zahlreicher Dörfer Zollfreiheit für die Fahrt in die Stadt verliehen (vergl. S. 94f.). An den Wochenmärkten, deren Beginn im Sommer früh um 8 und im Winter früh um 9 Uhr durch das Abnehmen des Strohwisches auf dem Marktplatze bezeichnet wurde, durften auch die Landfleischer oder Lästerer, wie sie in der Stadt genannt wurden, und die Landbäcker auf dem Markte feilhalten. Die Ordnung auf dem Marktplatze wurde durch besondere Beamte, die Marktvögte, Marktmeister und Hafermesser oder Marktkehrer aufrechterhalten.

Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts waren Kauf und Verkauf auf den Marktplatz und das Rathaus, das zugleich das Kaufhaus der Stadt war, sowie einige benachbarte Gebäude beschränkt. Unmittelbar ans Rathaus stieß das Tuchhaus an, das der Rat 1469 zu einem Erweiterungsbau des alten kleinen Rathauses von den Wollenwebern erwarb. Östlich davon standen das Schuh- und Pelzhaus der Schuster und Kürschner, die Fleischbänke, die Brotbänke und der Burgkeller. Erst 1452 gestattete der Rat den Schmieden und 1466 den Kramern, in ihren Häusern feilzuhalten. Doch blieben die sogenannten Kramen, kleine Häuser und Buden, die auf dem späteren Naschmarkte standen, bis ins 16. Jahrhundert stehen, und im Erdgeschoß des Rathauses und in dem Durch-

gange unterm Rathause, dem sogenannten Loch, erhielten sich die Verkaufsläden bis auf unsere Tage.

Daß einzelnen Handwerken vielleicht schon bei der Gründung der Stadt bestimmte Gassen zugewiesen worden waren, daran erinnern noch jetzt die Straßennamen Böttchergäßchen, Fleischergasse, Gerbergasse, Salzgäßchen, Schuhmachergäßchen und Sporergasse. Auch die Handwerker schlossen sich, die einen früher, die andern später, zu Innungen zusammen. An der Spitze der älteren Innungen stand gewöhnlich ein vom Markgrafen bestellter Obermeister (magister), der darauf zu achten hatte, daß die Mitglieder der Innung, die sogen. Gewerken, den Satzungen ihrer Statuten oder Ordnungen nachkamen. Später wählten die Innungen ihre Obermeister selbst, aber für die Bestätigung ihrer Ordnungen blieben sie vom Landesherrn und seit 1434, nachdem die Gerichtsbarkeit an die Stadt übergegangen war, vom Rat abhängig. In dem Harnischbuch von 1466 sind 27 Innungen verzeichnet; in einem Heerfahrtregister von 1545 ist die Zahl der Innungen auf 34 gestiegen. Die wichtigsten Handwerke werden uns auch am frühesten als Innungen bezeugt: 1288 die Tuchmacher (Wollenweber) und die Bäcker, 1305 die Fischer, 1339 die Gerber, Fleischer und Schuster, 1359 die Schmiede und 1386 die Schneider.

Dagegen waren die Kaufleute niemals in einer Innung oder Gesellschaft vereinigt. Die wichtigsten Waren, mit denen sie handelten, sind uns aus den Taxen und Tafeln bekannt, die in dem Wagegebäude an der Ecke des Marktplatzes und der Katharinenstraße hingen. Aus dem Norden und Osten kamen außer den Seefischen, deren Handel Leipzig mit Lübeck und Hamburg in Verbindung brachte, Wachs und Talg, Vieh, Leder und Rauchwaren aus Polen und Rußland, entweder zur See über die Hansestädte oder auf dem Landwege über Breslau oder Frankfurt a. O. Aus dem Süden wurden besonders Webstoffe bezogen; Augsburger und Mailänder Leinwand und Barchent waren berühmt, und über Augsburg und Nürnberg wurden auch die Südweine und die kostbaren Samt- und Seidenstoffe Italiens, sowie die mit Gold aufgewogenen überseeischen Gewürze und Drogen ins Reich geführt. Aus dem Westen endlich kamen über Köln und Frankfurt a. M. die Pfälzer- und Rheinweine, Tuch und andere Erzeugnisse des Gewerbfleißes in den Niederlanden, in Frankreich und England.

Die Einfuhr dieser Waren, die zum Teil aus weiter Ferne stammten, lag zunächst in den Händen fremder Kaufleute, denn die einheimische Kaufmannschaft wurde erst allmählich stark genug, den Großhandel selbst zu betreiben. Wie willkommen die fremden Kaufleute waren, das zeigt schon der Name, mit dem sie genannt wurden: Gäste. Die Abgaben, die sie zu entrichten hatten, waren eine wichtige Einnahmequelle für die Stadt und für den Landesherrn.

Der Rat ordnete deshalb schon frühzeitig das Gästewesen und verpflichtete die Wirte zu einer recht weitgehenden Aufsicht über die Gäste und die Erfüllung ihrer Wagepflicht. Wirte waren nicht nur die Inhaber der zahlreichen Gasthöfe, sondern alle Bürger, die fremde Kaufleute in ihr Haus oder ihr Gewölbe aufnahmen. Mit der Verrechtung und Verschlägeschatzung der Waren hatte der Rat zahlreiche Beamte betraut. Unter den vier Toren der Stadt standen die Torwärter und Torschreiber. Vor dem Wagegebäude warteten die geschworenen Läder mit ihren Lademeistern auf die anrollenden Güter; war der Gast nicht zugegen, so wurde die Ware versiegelt, bis er kam, denn selbst abzuladen war den Gästen verboten. In der Wage walteten die Wagschreiber und Wäger ihres Amtes, indem sie die Güter wogen und außer der Wagegebühr auch die Abgaben für die Stadt und den Landesherrn berechneten und einzogen. Die Probierer prüften fremdes Geld auf seinen Gehalt und seine Echtheit. Die Visierer erhoben den Schlägeschatz von fremdem Wein und Bier. Die Makler waren zugleich Aufsichtsbeamte und Vermittler zwischen den einheimischen und den fremden Händlern. Die Oberaufsicht über den ganzen Betrieb führten zwei Ratsherren, die Wageherren oder Wagemeister. Während der Messen standen ihnen aber noch andere Ratsherren als Beisitzer zur Seite, und auch den Beamten der Wage wurden Helfer und Diener beigegeben, denn die Messen brachten so viele Arbeit, daß ein Sprichwort von einem ruhelos Vielgeschäftigen sagte, er habe zu tun wie der Leipziger Rat.

Jahrhunderte lang hatte Leipzig nur zwei Messen, den Oster- oder Jubilatemarkt, der am dritten Sonntag nach Ostern (Sonntag Jubilate) begann, und den Herbst- oder Michaelismarkt, der am Sonntag nach Michaelis seinen Anfang nahm. Die dritte Messe, den Neujahrsmarkt, erhielt die Stadt erst am 1. November 1458 durch Kurfürst Friedrich II. Auch in dieser Urkunde von 1458 (Tafel XII) kommt das Wort Messe noch nicht vor. In Beziehung auf Leipzig steht es zum erstenmal in dem zweiten großen Meßprivileg Kaiser Maximilians I. von 1507; es ist aber in Leipzig noch lange Zeit als Fremdwort empfunden und weder vom Rate noch vom Volk in den Mund oder unter die Feder genommen worden. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird es auch in Leipzig häufiger angewendet, und erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat es die alte Bezeichnung Märkte oder Jahrmärkte völlig verdrängt.

Für die weitere Entwicklung des Handels von Leipzig war es entscheidend, daß die Stadt zu dem Marktrecht das Niederlags- oder Stapelrecht erwarb. Es bestand im wesentlichen darin, daß Leipzig innerhalb eines bestimmten Umkreises die einzige Stadt sein sollte, in der die fremden Kaufleute Warenniederlagen errichten durften, in denen sie auch außerhalb der Messen durch ihre Handlungsdiener oder Faktoren handelten, und daß ferner alle Waren, die in diesen

Umkreis eingetreten waren, nicht auf Nebenstraßen um die Stadt herumgeführt werden durften, sondern auf den Geleitsstraßen, die man auch Haupt- oder Landstraßen nannte, in die Stadt gebracht und hier nach alter Gewohnheit drei Tage lang zum Verkauf ausgelegt werden mußten, ehe ihnen die Weiterfahrt gestattet wurde. Schon 1380 werden uns Niederlagen in Leipzig urkundlich bezeugt, und 1464 hat der Kurfürst die „gemein Niederlage" Leipzigs als alt anerkannt.

Unter den fremden Kaufherren, die mit Leipzig in Handelsverbindung standen, waren im ganzen 15. Jahrhundert die Nürnberger für Leipzig so wichtig, daß sie den Einheimischen als die Vertreter aller fremden Händler erschienen. Nürnberg, das damals auf der Höhe seiner Macht und Handelsblüte stand, beherrschte einen großen Teil des Handels mit Italien und betrieb zugleich einen blühenden Großhandel mit dem Osten und mit den Hansestädten im Norden. Für diesen Großhandel wurde Leipzig der Stapelplatz der Nürnberger in Mitteldeutschland. Die enge Verbindung zwischen den beiden Städten führte zu der Übernahme mancher Einrichtung. Auch im Gewicht schloß sich Leipzig an Nürnberg an, während damals fast jede Handelsstadt andres Maß und Gewicht hatte. In der Reformationszeit erleichterten die engen verwandtschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen das Eindringen der neuen Lehre in Leipzig, und als sich Leipzig von der Abhängigkeit von Nürnberg mehr und mehr freimachte, wanderten zahlreiche Nürnberger in die aufblühende Stadt ein. Martin Leubel und sein Schwager, der Ratsherr Heinrich Scherl, die reichsten Bürger Leipzigs im Reformationszeitalter, waren geborene Nürnberger, ebenso der Ratsherr Hieronymus Walter, der standhafte Vorkämpfer der Katholiken, und der Bürgermeister Hieronymus Lotter (Tafel XII).

Die Kraft, die Vorherrschaft Nürnbergs im Handel allmählich zu brechen und vom Kleinhandel zum Großhandel überzugehen, gewannen die Leipziger aus der wachsenden Bedeutung ihrer Messen und aus dem reichen Gewinn, den ihnen die Beteiligung an dem Bergbau im Erzgebirge brachte. Die Marktfreiheit, die jedem Fremden freien Handel sicherte und ihn und seine Ware vor jedem Zugriff schützte, und das Stapelrecht, das Leipzig vor allen seinen Nachbarstädten für sich allein in Anspruch nahm, waren zunächst nur ein Gewohnheitsrecht; zu einem Staatsrecht wurden sie erst, als die höchste Gewalt im Reiche, der Kaiser, diese Rechte feierlich bestätigte und verbriefte. Nachdem schon Kaiser Friedrich III. 1466 den Leipzigern ihren neuen Neujahrsmarkt privilegiert hatte, was zu jahrelangen Streitigkeiten mit Halle führte, gelang es den Leipzigern um die Wende des 15. Jahrhunderts, für alle drei Messen kaiserliche Privilegien zu erhalten. Am 20. Juli 1497 bestätigte Kaiser Maximilian I. die drei Leipziger Jahrmärkte und verbot, fortan in den Bistümern Magdeburg,

Halberstadt, Meißen, Merseburg und Naumburg neue Jahrmärkte und Freiheiten aufzurichten, und am 23. Juni 1507 bestätigte Maximilian I. den Leipzigern auch das Recht, Niederlage und Stapel mit großer und kleiner Ware zu halten, und gebot, fortan solle kein Jahrmarkt, Messe oder Niederlage in dem Umkreise von fünfzehn Meilen rings um die Stadt Leipzig errichtet werden, bei des Reiches Acht und Aberacht und einer Strafe von fünfzig Mark lötigen Goldes. Die beiden Originalurkunden mit den angehängten kaiserlichen Siegeln werden als die wichtigsten Dokumente des Handels von Leipzig in unserem Ratsarchiv aufbewahrt. Daß Papst Leo X. am 8. Dezember 1514 den Messen auch noch den kirchlichen Segen spendete und allen Darwiderhandelnden das Mißfallen des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus androhte, erschien den frommen Leipzigern wohl als die Bekrönung ihrer Privilegien.

So waren die Leipziger Messen gleich denen von Frankfurt a. M. zu Reichsmessen geworden, und die alte eine Bannmeile Leipzigs hatte sich auf fünfzehn Meilen erstreckt. Für alle Städte, die innerhalb dieses Umkreises lagen, war die Bevorrechtung Leipzigs so bedrohlich, daß die Streitigkeiten kaum je abrissen. Gegen siebzig Ortschaften gerieten in den nächsten Jahrhunderten mit Leipzig wegen seiner Messen in Zwist, darunter so wichtige Plätze, wie Halle, Erfurt, Naumburg und Magdeburg, aber auch kleine Landstädte, wie Groitzsch, Marktflecken und Dörfer.. Daß Leipzig in diesen Kämpfen um sein Markt- und Stapelrecht siegreich blieb, das verdankte es dem Schutze der kaiserlichen Privilegien, der tatkräftigen Unterstützung seiner Landesherren und seinem eigenen wohlgefüllten Säckel, denn die Erneuerung der Meßprivilegien bei dem Regierungsantritt jedes neuen Kaisers und die Durchfechtung der vielen Streitigkeiten mit anderen Handelsplätzen waren kostspielige Angelegenheiten.

Zu eben der Zeit, da der Rat die Messen staatsrechtlich sicherte, wurde die Bürgerschaft durch die Beteiligung an dem Bergbau im Erzgebirge und in Thüringen in wenigen Jahrzehnten reicher als vorher in Jahrhunderten durch den Handel und die Messen. Hatte schon das Freiberger Silbererz, dessen Entdeckung mit der Gründung von Leipzig fast zusammengefallen war, das Gedeihen der jungen Stadt gefördert, so brachte die zweite Blütezeit des sächsischen Bergbaues dem ganzen Lande einen für jene Zeit, die arm war an edlem Metall, fast unerhörten Reichtum. 1471 wurde Schneeberg fündig; 1496 folgte Annaberg, 1520 Marienberg und fast gleichzeitig Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge, wo die neuen Münzen geschlagen wurden, die man Joachimstaler oder kurz Taler nannte, und die allmählich den Gulden aus Mitteldeutschland verdrängten. Die Ausbeute aus den Silbergruben war so reich, daß man in Schneeberg und Zwickau gar nicht genug gemünztes Geld hatte, den Inhabern der Bergteile

(Kuxe) ihren Gewinnanteil bar auszuzahlen. Man mußte das edle Erz selbst in der Form von Barren oder Silberkuchen versenden. Auch in Leipzig brachten am 19. Mai 1477 zwei Ratsherren zwei große Stücke gediegenen Silbers, die zusammen fast 80 Pfund schwer und gegen 1000 Gulden wert waren, aufs Rathaus. Es war der Gewinnanteil auf zwei Kuxe, die der Rat 1472 in der Alten Fundgrube in Schneeberg gekauft und mit 271 Gulden bezahlt hatte.

Die Nachricht von dem Reichtum der neuerschlossenen Gruben scheint die Leipziger Kaufleute, die schon mit Freiberger Silber, Altenberger Zinn, Mansfelder Kupfer und Goslarer Blei gehandelt hatten, wie ein Fieber gepackt zu haben. Viele der vornehmsten Rats- und Handelsherren wurden damals zu Fundgrübnern, indem sie entweder allein oder in Gesellschaft mit andern eine Grube abbauen ließen, oder sie hatten in den waldreichen Gegenden Sachsens und Thüringens Seigerhütten, in denen das Silber vom Kupfer geschieden wurde, oder sie handelten mit den Erzen, oder sie beteiligten sich mit ihrem Vermögen am Kuxhandel. Es sind dieselben Männer, die wir auch aus anderen Nachrichten als die reichsten und angesehensten Bürger der Stadt kennen, die Bachofen von Echt, die aus dem Rheinlande gekommen waren, Jakob Blasbalg, der Rentmeister Herzog Albrechts, die Buchner, die aus Eisleben stammten, die Funken, von denen Vater, Sohn und Enkel Münzmeister waren, Hans von Leimbach, der Landrentmeister Friedrichs des Weisen, Martin Leubel, die von Lindenau, die Lintacher, die Lotter, die Meyer, die aus Memmingen stammten, die Morch, die Mordeisen, die aus Hof stammten, die Peilicke, die Preußer, eins der ältesten Leipziger Geschlechter, Heinz Probst und sein Gesellschafter Kunz von Iphofen, beide geborene Oberfranken, die Puffler, die Rauscher, Heinrich Scherl, die Schönberger, die Semler, die den großen Marx-Semler-Stollen in Schneeberg anlegten, die Strauben, Hieronymus Walter, Georg von Wiedebach, der herzogliche Amtmann, die Wiedemänner und zahlreiche andere. Freilich war die Teilnahme am Bergbau oft ein gewagtes Spiel, und mancher von den Männern, die in Leipzig als die reichsten galten, verbaute sich in den Bergen und verarmte in kostspieligen Anlagen. Aber wem das Glück hold war, der sammelte Reichtümer, die den Zeitgenossen fabelhaft erschienen. Und wie überall, wo edles Metall zu finden war, stellten sich jetzt die großen süddeutschen Bankhäuser in dem wichtigsten Handelsplatze Sachsens ein. Die Fugger hatten schon vor 1500 in Leipzig einen eigenen Faktor, und den Fuggern folgten bald die Welser.

Der wachsende Reichtum der Stadt zeigte sich um die Wende des 15. Jahrhunderts auch nach außen. Fast sämtliche Kirchen wurden stattlich umgebaut, die Thomaskirche 1482—1496, die Barfüßerkirche 1494—1504, die Peterskirche 1507—1512, die Nikolaikirche 1513—1525. Die Hospitäler wurden

durch milde Stiftungen bereichert. 1482 wurde der Neubau des Gewandhauses beendet, 1500 die erste Wasserleitung (Röhrenfahrt) angelegt, die in hölzernen Röhren das Quellwasser des Marienborns auf der Stötteritzer Flur und bald auch das Pleißenwasser aus der Wasserkunst bei der Nonnenmühle in die Stadt und in die einzelnen Häuser führte. Schöne Wohnhäuser schmückten die Straßen. Von Nürnberg her kam die neue Bauweise, die sich im Anschluß an die Bauformen des klassischen Altertums ausgebildet hatte, auch nach Leipzig. 1523 erbaute Hieronymus Walter sein neues Haus (die goldene Schlange oder Bartels Hof) am Eingange der Hainstraße und schmückte es mit dem zierlichen Erker, dessen Verzierungen den Übergang von der Gotik zur Renaissance zeigen. Damals begann auch der Umbau der alten Wirtschaftshöfe in der inneren Stadt zu großen Handelshöfen, von denen der älteste, Auerbachs Hof, erbaut 1530 und in den folgenden Jahren durch den Mediziner Doktor Heinrich Stromer von Auerbach, bald so berühmt wurde, daß die Sage den Faßritt des Doktor Faust aus einem Weinkeller in Auerbachs Keller verlegte. 1537 rühmt der Humanist Erasmus Sarcerius, der zahlreiche Städte Süd- und Norddeutschlands kennengelernt hatte, in einem lateinischen Lobspruch auf die Stadt: „An Häuserpracht überragt Leipzig alle Städte Deutschlands. Die Häuser sind ganz aus Stein, innen mit Holz getäfelt, außen schön und kunstvoll bemalt." Der gelehrte Herr hat freilich seine Lobsprüche mit allzu freigebiger Hand über Leipzig ausgestreut. In unserm Flachland gibt es keine Berge, wo gute Bausteine hätten gebrochen werden können, und der weiße Elbsandstein und der rote Rochlitzer „Porphyr" wurden durch die Fracht zu teuer, um ganze Häuser daraus zu bauen. Man begnügte sich damit, den kostbaren Stein für einzelne Bauteile zu verwenden, für das Portal, die Fenster, den Giebel; das übrige Mauerwerk wurde aus den billigeren Ziegeln ausgeführt, die in des Rats Ziegelscheunen vorm Peterstor und vorm Ranstädter Tor gebrannt wurden, und zwischen den festen Häusern stand noch mancher Fachwerkbau mit Schindeldach. Daß viele Häuser aber wirklich im Innern mit Holz getäfelt waren und an den Außenwänden bunte Bilder trugen, das wird uns auch sonst bezeugt, und Reste der Bemalung sind auf alten Stadtansichten zu sehen, Teile der oft reich verzierten Holzverkleidung sind erhalten.

Diese Zeit eines allgemeinen Aufschwunges hat auch dem Buchgewerbe den Boden bereitet, auf dem es sich überraschend schnell entfaltet hat. Leipzig ist erst verhältnismäßig spät in die Reihe der deutschen Städte eingetreten, die für die Entwicklung des Buchgewerbes von entscheidender Bedeutung geworden sind. Der älteste fest datierte Leipziger Druck ist die Glosa super Apocalipsim des italienischen Dominikaners Titus Annius von Viterbo aus dem Jahre 1481, ein kleiner Druck, der aus der Presse des mehrmals vorübergehend in Leipzig

tätigen wandernden Druckers Markus Brandis hervorgegangen ist. Die erste ständige Druckerei errichtete Kunz Kachelofen, der ebenfalls von auswärts gekommen und schon 1476 Bürger geworden war. Als Drucker aber war er erst seit 1485 tätig, und auch seine frühesten Drucke sind noch recht bescheiden, aber zehn Jahre später hatte er bereits eine reich ausgestattete Druckerei, arbeitete auch für auswärtige Auftraggeber wie die Bischöfe von Cammin und Meißen und den Erzbischof von Prag und stellte sich den besten Meistern seiner Zeit ebenbürtig an die Seite. Und neben Kachelofen verzeichnet unser Bürgerbuch zwischen 1490 und 1500 noch fünf weitere Meister, die ebenfalls von auswärts nach Leipzig gekommen sind, ein Beweis, daß Leipzig schon damals für fremde Buchdrucker eine starke Anziehungskraft hatte. Dem Aufschwunge der Buchdruckerkunst folgte eine ähnlich rasche Entwickelung des Buchbinderhandwerks. Bis 1494 steht in unserm Bürgerbuche kein einziger Buchbindermeister verzeichnet; dem geringen Bedarf der Stadt genügten einige Männer, die das Binden von Büchern im Nebengewerbe ausübten, Klosterinsassen, Unterbeamte und Studenten. Zwischen 1494 und 1504 ließen sich aber neun Männer dicht nach- und nebeneinander als Buchbindermeister nieder. Nun blühte auch der Buchhandel, der bis dahin in den Händen der großen süd- und westdeutschen Drucker und Verleger gelegen hatte, in Leipzig rasch auf. Während bisher hauptsächlich die Messen dem Vertriebe von Büchern gedient hatten, wurde jetzt der Buchhandel in der Stadt seßhaft. In der Verlagsgesellschaft Augustin Pantzschmanns Buchhandel wandte sich seit 1512 das Leipziger Großkapital auch dem Buchhandel zu.

Es liegt nahe, diesen überraschend schnellen Aufschwung des Buchgewerbes in der Universitätsstadt Leipzig eben aus dem Bestehen einer Universität zu erklären. Aber das wäre irrig. Am Rhein und an der Donau galt Leipzig noch um 1500 als ein barbarischer Boden. Erst in der Reformationszeit ist auch unsere Universität dem allgemeinen Aufschwunge unserer Stadt gefolgt.

2. Die Gründung der Universität.

Die Gründung der Universität hing mit der religiösen und nationalen Bewegung zusammen, in der die Tschechen die Vorherrschaft der Deutschen in ihrem Lande brachen. Als deutsche Universität hatte Kaiser Karl IV. 1348 die Universität Prag gegründet und reich ausgestattet; zahlreiche Deutsche lehrten und studierten auf dieser ältesten Hochschule Deutschlands. Aber unter dem schwachen König Wenzel gelang es den Tschechen unter ihrem Führer Johann Hus, die Einrichtungen der Universität zu ihren Gunsten umzugestalten. Die Deutschen sahen sich entrechtet. Im Mai 1409 zogen sie aus Prag hinweg, um jenseits der Grenze Böhmens eine neue Hochschule zu errichten. Es sollen 2000 gewesen

sein, die sich nach Leipzig wandten. Aber die Überlieferung liebt hohe Zahlen und übertreibt gern. Immerhin waren es 46 Lehrer und 369 Hörer, die im Wintersemester von 1409 auf 1410 in Leipzig unter dem ersten Rektor Johann von Münsterberg immatrikuliert wurden.

Die Wahl hatte zwischen Breslau und Leipzig geschwankt, denn zwei der angesehensten Führer der Deutschen, Münsterberg und Johann Hoffmann, waren geborene Schlesier, doch war die Entscheidung bald auf Leipzig gefallen, weil dieses mehr im Herzen von Deutschland lag. Die Herren von Meißen und Thüringen, Markgraf Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm, waren freudig dazu bereit, die Universität in Leipzig aufzunehmen, ihr wichtige Rechte und Freiheiten zu gewähren und sie mit zwei Kollegiengebäuden und 500 Gulden jährlicher Einkünfte zu begaben. In den ersten Julitagen kaufte auch der Rat der Stadt ein Haus in der Petersstraße, um es den „Meistern der Künste" zu schenken. Am 9. September gab in Pisa Papst Alexander V. seine Zustimmung und seinen Segen. Am 13. November wurde die päpstliche Bulle in der Wohnung Henning Boltenhagens, des letzten deutschen Prager Rektors und neuerwählten Leipziger Dekans, verlesen, und am 2. Dezember 1409, früh um 9 Uhr, wurde die Universität im Refektorium des Thomasklosters in Gegenwart der beiden Markgrafen und zahlreicher kirchlicher und staatlicher Würdenträger feierlich eröffnet.

Ihre Verfassung erhielt die junge Hochschule im Anschluß an die Einrichtungen der Prager Universität, und diese waren nach dem Vorbilde der Universitäten zu Paris und zu Bologna geschaffen worden. Auch die Leipziger Universität war zugleich eine lehrende Körperschaft, die alle Wissenschaften umfaßte (Universitas literarum), und eine staatliche Körperschaft, die mit zahlreichen Rechten begabt war, ein kleiner Staat im Staate.

Als Lehrkörper wurde sie von den vier Fakultäten gebildet. Die unterste war die philosophische oder Artistenfakultät, der Zahl nach die stärkste. Auf ihr bauten sich die drei oberen Fakultäten auf, die medizinische, die juristische und als Bekrönung des Ganzen die theologische. Nur wer die Magisterwürde in der Artistenfakultät erworben hatte, gehörte als Lehrer dem Lehrkörper der Universität an. Jede Fakultät hatte ihren Dekan, der halbjährlich neu gewählt wurde und bei öffentlichen Feierlichkeiten eine besondere Amtstracht trug.

Als staatliche Körperschaft bestand die Universität aus den vier Nationen der Sachsen, Meißner, Bayern und Polen. Diese Gliederung war seltsam genug, wurde aber mit einer Ausnahme bis 1830 unverändert beibehalten. Zu der meißnischen Nation gehörten die Meißner und die Thüringer und eine Zeitlang auch die Lausitzer, doch wurden diese im Sommer 1520 von Herzog Georg dem Bärtigen den Polen zugeteilt. Zu der sächsischen Nation wurden die Nieder=

deutschen und die Niederländer gerechnet, außerdem die Skandinavier und die Engländer. Die bayrische Nation umfaßte die Süddeutschen, aber auch die Italiener, die Spanier und die Franzosen. Die polnische Nation endlich vereinigte die Slawen und die Magyaren mit den Ostdeutschen von Mähren bis an die Ostsee. Jede Nation hatte ihren Senior, und an ihrer Spitze stand der halbjährlich neugewählte Rector Magnificus, der mit seinen Beisitzern über alles, was die Rechte und die Einrichtungen der Universität betraf, zu entscheiden hatte. Auch der Rektor hatte seine besondere Amtstracht, und als Zeichen seiner fürstlichen Würde wurden ihm bei öffentlichen Feierlichkeiten die beiden silbernen Zepter, die noch erhalten sind, vorausgetragen.

Die staatliche Oberaufsicht nahmen selbstverständlich die Landesherren für sich in Anspruch. Die kirchliche Überwachung hatte der Bischof von Merseburg als Kanzler der Universität.

Von den beiden Fürstenkollegien, die in der Stiftungsurkunde erwähnt werden, behielt das kleinere nur kurze Zeit seinen Namen an der alten Stelle. Es sollte acht Magistern, von denen jeder zwölf Gulden Jahressold bezog, als Wohnung dienen und stand wahrscheinlich in der Schloßgasse, der Pleißenburg gegenüber. Mit der Rückseite stieß es wohl an das Haus in der Petersstraße, das der Rat der Universität geschenkt hatte. Beide Grundstücke wurden miteinander vereinigt und nun Petrinum genannt. Nachdem es der Sitz der Juristenfakultät geworden war (1515), erhielt es den Namen, den es noch jetzt trägt, Collegium Juridicum.

Das Große Fürstenkolleg sollte zwölf Magister aufnehmen, drei von jeder Nation, doch mußte unter ihnen ein Magister der Theologie sein, und dieser bekam jährlich sechzig Gulden, die andern elf je dreißig. Das Grundstück lag in der Ritterstraße an der Stelle, wo jetzt die Alte Buchhändlerbörse (das Convictorium) steht, und wurde auch Schwarzes Brett genannt, weil unter dem Eingang eine schwarze Tafel hing, die für die Ankündigung der Lektionen und andere Anschläge bestimmt war. Das dazugehörige Hintergebäude, das über der Ringmauer stand, enthielt die wichtigsten Hörsäle und die Nationalstube für die Sitzungen der vier Nationen.

Das ganze Land nördlich vom Großen Kolleg zwischen der Ostseite der Ritterstraße und der Stadtmauer wurde allmählich mit neuen Kollegien besetzt. An das Große Kolleg grenzte zunächst das Neue oder Rote Kolleg, wo eine Zeitlang der städtische Marstall gestanden hatte; vom Rate für die Universität neu erbaut und 1515 vollendet, hatte es zwei stattliche Gebäude und nahm die philosophische Fakultät auf. Weiter im Norden lag das Kleine Kolleg, eine Stiftung des zweiten Rektors der Universität Helmolt Gledenstedt; 1456 wurde es den Kollegiaten des Petrinums überlassen, die nun den Namen Kleines Kolleg oder

Fürstenkolleg aus der Petersstraße in die Ritterstraße mit sich nahmen. Daran schloß sich nördlich das Frauenkolleg für Schlesier und Preußen, eine Stiftung Münsterbergs und seines Freundes und Landsmannes Hoffmann, der 1440 sein Wohnhaus gegenüber dem Brühl und der Marienkapelle dazu hergab. Im äußersten Norden endlich, wo jetzt die Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt steht, lag das große Bernhardinerkolleg, eine Stiftung der Zisterzienser vom Jahre 1411.

Diese Kollegien und mehrere Bursen boten zahlreichen Professoren und Studenten Unterkunft. Andere Professoren wohnten in eigenen Häusern in der Stadt und hielten hier Privatbursen, in denen die Söhne wohlhabender Eltern Wohnung und Verpflegung, oft auch Nachhilfe in den Wissenschaften erhielten, denn die Universitäten mußten damals zugleich die Aufgabe unserer Mittelschulen erfüllen, da viele Studenten schon als Knaben auf die Universität kamen. Auch in den Kollegien standen die jungen Leute unter der Aufsicht ihrer Magister. Sie hatten hier billige Wohnung und auch sonst manche Vergünstigung. Lange hatte sich der Rat dagegen gesträubt, als die Kollegiaten ihr Bier nicht mehr aus dem Burgkeller holen, sondern abgabenfrei ins Haus schaffen wollten, schließlich mußte er doch auf die Fürsprache des Kurfürsten dem Großen Kolleg jährlich 152 Faß Bier, dem Kleinen Kolleg 80 und dem Frauenkolleg 46 Faß zugestehen. Als aber die Kollegiaten 1470 auch noch Fleisch und Brot und Wein billiger haben wollten, unter beweglichen Klagen über die teure Zeit in Leipzig, da wies der Kurfürst die Bittsteller ab.

In den Freiheiten der Universität und ihrer eigenen Gerichtsbarkeit lag die Veranlassung zu häufigen Zwistigkeiten zwischen dem Bürgermeister und dem Rektor, und kleine Vorfälle genügten, den lange heimlich genährten Groll zwischen den rauflustigen Studenten und den handfesten Handwerksmeistern und ihren Gesellen in offenen Aufruhr ausbrechen zu lassen. Dann tobten die Burschen durch die Straßen, bald ihre Feinde vor sich herjagend, bald selbst von ihnen in wilder Flucht in die Kollegien zurückgejagt, und mehr als einmal fielen blutige Opfer. Konnte der Rat mit seinen Stadtknechten nicht durchgreifen, dann mußte der Kurfürst einschreiten.

Es war eine wilde, waffenfrohe Zeit, in der die jungen Gesellen ihr Schwert oder das Messer locker in der Scheide sitzen hatten, und unter den Hunderten von Studenten, die aus aller Herren Ländern kamen, waren verwogene und verzweifelte Kerle, die auch vor einem Verbrechen nicht zurückscheuten. Schlimme Schulden und Betrügereien, Bedrohungen und Gewalttätigkeiten, Fälle von Ehebruch und Notzucht wurden immer wieder vor den Rektor gebracht; Diebe, Räuber und Mörder mußten aus der Matrikel gestrichen werden. Aber trotz allen Ausbrüchen von Roheit und Leidenschaft, trotz gewaltigen Zechgelagen

und blutigen Straßenkämpfen galten die Leipziger Studenten nicht etwa als roh, auch nicht als besonders starke Trinker oder als Raufbolde, sondern als große Stutzer. Das üble Beispiel der reichen Handelsherren und der Edelleute, die immer in großer Zahl in Leipzig studierten, wirkte ansteckend. Man setzte statt der schlichten Barette große Hüte auf und schmückte sie mit wallenden Federn, trug gestickte Unterwämser, bunte Hosen und gefältelte Brustlätze, warf ein kurzes Mäntelchen, das kaum das Nötigste deckte, über die Schultern, stolzierte und dünkte sich Wunder was zu sein. Als 1482 eine kurfürstliche Verordnung die bösesten Auswüchse der Mode verbot und zu Einfachheit und Ehrbarkeit in der Tracht mahnte, da fühlten sich die Studenten in ihren akademischen Freiheiten gekränkt und rotteten sich zusammen und erregten einen allgemeinen Aufstand, in dem der Rat schließlich die Bürgerschaft unter die Waffen rufen mußte. Auch spätere Versuche, den Luxus in der Studentenschaft zu unterdrücken, waren erfolglos. Wurde Wittenberg durch seine Trinklust und Jena durch seine Rauflust berüchtigt, Leipzig blieb die Universität, wo man sich putzte und — sich verliebte. Zum Preise der schönen jungen Leipziger Mädchen und Frauen dichtete schon 1504 Hermann Buschius eine lateinische Elegie.

Noch eifriger als die Studenten wachten die Professoren über ihre akademischen Freiheiten. 1446 beabsichtigte der Kurfürst, die Universität zu reformieren, und die Professoren sahen den Verhandlungen darüber erwartungsvoll entgegen, denn sie hofften auf eine Erhöhung ihrer Einkünfte und andere persönliche Vorteile. Als sich aber zeigte, daß der Fürst zunächst gewisse Mißstände abzustellen und die Universität schärfer zu überwachen gedachte, da erklärte man seine Vorschläge für unannehmbar, denn nur die Universität selbst habe das Recht, ihre Statuten zu ändern, und die Professoren seien keine Kinder, die sich unter die Rute nehmen ließen. Der Fürst ging ohne Gruß aus der Versammlung hinweg, und die Reformation unterblieb, aber es verblieb auch bei den alten kärglichen Besoldungen.

Die Universität war nicht reich, aber die mittelalterlichen Hochschulen standen ja in engem Zusammenhang mit der Kirche. Auch in Leipzig hatten zahlreiche Professoren in der Stadt selbst oder als Domherren in Meißen, Merseburg, Naumburg und Zeitz kirchliche Pfründen inne, da sie ja geistlichen Standes waren. Leipzig zeigte sich immer als eine treue Tochter der katholischen Kirche. Die Professoren waren streng orthodox gesinnt. Sie hingen zäh am Alten und hatten einen instinktiven Abscheu vor allen Neuerungen.

Nun ließ aber das 15. Jahrhundert zwei mächtige geistige Strömungen anschwellen, die immer höher gegen die mittelalterlichen Hochschulen und die Kirche brandeten und eine neue Zeit heraufführten: H u m a n i s m u s und R e f o r m a t i o n.

Gegen den scholastischen Betrieb der Wissenschaften und die aszetische Auffassung des Lebens richtete sich der Humanismus, der seine Kraft und Begeisterung aus dem Studium der unvergänglichen, aber fast vergessenen Größe und Schönheit des Altertums schöpfte. Eine Wiedergeburt des klassischen Heidentums, eine Renaissance, stellten die Humanisten und Poeten der Scholastik entgegen. Aus Italien, wo der Quell emporgesprudelt war, drang der Strom bald nach Norden, aber hier war der Widerstand noch stärker als im Süden. Das mittelalterliche Küchenlatein und das ciceronianische Latein, die Spitzfindigkeiten der Scholastik und die Klarheit und künstlerische Reife der klassischen Schriftsteller, der geistige Druck des Papsttums und die Geistesfreiheit des Altertums, welche Gegensätze!

Am schärfsten drohten die Gegensätze innerhalb der Kirche aufeinanderzuprallen. Immer lauter ertönte der Ruf: Hinweg mit den weltlichen Satzungen, wie sie im Papsttum gipfeln! Zurück zu der reinen und lauteren Quelle der Offenbarung, der Bibel! Noch war es dem Papste gelungen, jeden Neuerer niederzuzwingen. Wiclifs Lehre war verdammt. Hus und Savonarola hatten auf dem Scheiterhaufen geendet. Aber wenn jetzt andere Männer kamen, die den alten Kampf gegen den Statthalter Christi auf Erden wieder aufnahmen, und die mit den schärferen Waffen der neuen Wissenschaft ausgerüstet waren, dann konnte die Entscheidung leicht anders ausfallen.

Schon früh hatte der Humanismus an Leipzigs Tore um Einlaß gepocht. Im Frühjahr 1462 kam Peter Luder, der erste deutsche Humanist, in unsere Stadt. In einem Anschlag am Schwarzen Brett lud er in lateinischer Sprache die Studenten ein, sein Kolleg zu besuchen, dann würden sie nicht mehr mit ihrem Küchenlatein die Ohren gebildeter Männer beleidigen; drei Stunden sollten sie ihm umsonst zuhören dürfen. Fatal war es freilich für ihn, daß ihm selbst in dieser Ankündigung ein greulicher grammatikalischer Schnitzer unter die Feder gelaufen war. Für den Spott brauchte er da nicht zu sorgen. Er blieb auch nur einen Sommer in Leipzig und zog dann nach Padua.

Unter den Studenten und den jüngeren Magistern kamen viele der neuen Richtung empfänglich entgegen. Hartmann Schedel, später durch seine Weltchronik berühmt, war in Leipzig durch Luder dem Humanismus gewonnen worden. Die Werke der lateinischen Schriftsteller und Dichter wurden oft herausgegeben, öfter als anderswo; 1516 erschien in Valentin Schumanns Druckerei auch das erste Buch in griechischen Lettern, und die Drucker statteten ihre Werke immer schöner aus. Aber es fehlte dem Humanismus in unserer Stadt an einem Führer, der die Jugend um sich geschart und ihr das feste Ziel gewiesen hätte. Leipzig war arm an Geist, bettelarm.

1497 hatte der süddeutsche Poet Jakob Locher, Philomusus genannt, eins der gelesensten Bücher seiner Zeit, Sebastian Brants Narrenschiff, in lateinische Verse übertragen und in Basel durch den Druck veröffentlicht. Während mancher Leser schadenfroh lächeln mochte, zuckten die gelehrten Herren in Leipzig wohl schmerzlich zusammen, als sie hier ihre Universität, auf die sie stolz waren, als barbarisch (Lyps barbara tellus) gebrandmarkt fanden. Aber der Hieb saß. Außerhalb von Leipzig kannte man die Leuchten der Universität Leipzig kaum.

1512 erschien in Paris eine neue Auflage des großen Schriftstellerlexikons, das Johannes Trithemius, der Abt von Sponheim, 1494 veröffentlicht hatte. Ein Exemplar dieser Ausgabe kam einem ungenannten Leipziger Gelehrten in die Hand, und als er zu seinem Erstaunen unter den vielen Hunderten von Männern, die mit ihren Werken darin verzeichnet waren, kaum einen Leipziger fand, setzte er sich 1514 entrüstet hin und schrieb alles nieder, was er selbst über hundert „berühmte Männer" der Universitäten Leipzig, Wittenberg und Frankfurt a. O. wußte. Sein Büchlein, die Centuria, blieb als Manuskript liegen. Fand es keinen Verleger? Und wer war der Verfasser? Vielleicht war es doch jener Theologe Konrad Wimpina, der durch den hartnäckigen Streit, den er seinem Kollegen, dem Mediziner Martin Polich von Mellerstadt, über die Bedeutung der Poesie und ihre Stellung zur Theologie aufgezwungen hatte, weit bekannter geworden war als durch die frostigen lateinischen Verse, die er in seinen Jugendjahren geschmiedet hatte, und die ihn nun doch nicht davor bewahrten, eine Zielscheibe für den Spott und Hohn der Humanisten zu werden. Und neben Wimpina und Polich wird in der Centuria nur noch ein leidlich bekannter Mann genannt, der Theologe Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt, bekannt als ein bornierter Gegner Luthers.

In welchem Rufe unsre Universität damals bei den Humanisten stand, das zeigt auch das erste, aus Leipzig datierte Stück der Briefe der Dunkelmänner (1515) mit dem ungeheuerlichen Streit, ob man richtiger Noster magistrandus oder Magister nostrandus zu sagen habe. Magister Warmsemmel, zweimal durchs Examen gefallen, aber sonst sehr scharfsinnig, entscheidet sich dafür, „Unser zu magistrierender" sei besser als „Der zu unsernde Magister", aber die entgegengesetzte Ansicht findet ebenfalls ihren Vertreter, und die ob solcher Gelahrtheit staunenden Zuhörer fallen mit ihrem Beifall bald dem einen bald dem andern zu, bis die erhitzten Gegner endlich ihren Streit mit Naumburger Bier löschen.

Das war Scherz. Aber Ernst war es mit den schriftlichen Gutachten, die Herzog Georg der Bärtige 1502 von 45 Universitätslehrern einforderte, und in denen die Unfähigkeit, die Unsittlichkeit und die Cliquenwirtschaft unter den Professoren häßlich zutage traten. Herzog Georg, seit 1499 Herr des Herzogtums

Sachsen, war einer der besten Regenten seiner Zeit. Er hatte einen scharfen Blick für alle Mißstände und den ernstlichen Willen zur Abhilfe. Er war auch gegen die Gebrechen der Kirche nicht blind. Er wünschte ihre Reformation, nur sollte es eine Reformation von oben her sein, durch Papst und Kaiser, weltliche und geistliche Fürsten. Ebenso war er der neuen Richtung des Humanismus günstig gesinnt. Um tüchtige Latinisten und Gräzisten zu erhalten, gründete er 1503 an der Universität Leipzig eine neue humanistische Professur.

Ihr erster Inhaber, Buschius, ließ sich schon 1507 von seinen Kollegen, obgleich selbst bissig, wieder hinausbeißen. Sein Nachfolger Johannes Ästicampianus (er stammte aus Sommerfeld) wurde 1511 sogar von der Universität relegiert, obgleich der Herzog ihn zu halten wünschte. Dann erhielt Leipzig 1515 in dem Engländer Richard Crocus den besten Gräzisten, und als er schon 1517 wieder davonzog, fand sich in dem jungen Petrus Mosellanus, der 1513 mit Kaspar Borner nach Leipzig gekommen war, ein trefflicher Ersatz für ihn. Mosellan und Borner wären zu einer Reformation der Universität wohl geeignet gewesen, denn Mosellan war ein vorzüglicher Meister der neuen Richtung, und Borner bewährte sich später als ein ganz ausgezeichneter Organisator. Aber in demselben Jahre 1517 hatte Doktor Martin Luther seine 95 Thesen gegen den Ablaß an die Türe der Wittenberger Schloßkirche geschlagen und damit das Werk einer Erneuerung der Kirche aus den widerstrebenden Fingern des Papstes und den zaudernden Händen der Fürsten in seine kräftige Faust genommen, und bei der immer näher rückenden Gefahr des Ausbruches einer Revolution wurde Herzog Georg aus einem Freunde der Reformation ihr Feind.

3. Die Einführung der Reformation.

Der Ablaßprediger Johann Tetzel, der den äußeren Anstoß zur Kirchenspaltung gab, war kein geborener Leipziger. Er stammte aus Pirna. Da aber sein Vater Matthias Tetzel seinen Wohnort Pirna mit Leipzig vertauschte, wo er in zwei kleinen Grundstücken in der Nordstraße das Fuhrmannsgewerbe betrieb, ließ sich der Sohn 1482 bei der Aufnahme in die Matrikel der Universität als Leipziger einschreiben. Auch nachdem er als Mönch in das Leipziger Dominikanerkloster eingetreten war, blieb er mit den Universitäts- und Gelehrtenkreisen in Verbindung und erhielt schließlich sogar die Würde eines Doktors der Theologie, machte sich aber durch sein unkluges und unwürdiges Auftreten als Ablaßprediger so verächtlich und verhaßt, daß er sich kaum noch in den Mauern seines Klosters seines Lebens sicher fühlte. Vor Kummer und Sorgen in schwere Krankheit gefallen, starb er im Kloster am 11. August 1519, wenige Wochen nach der großen Disputation in der Pleißenburg zwischen Doktor Eck und Luther.

Auch Luther war in Leipzig nicht fremd. Als er 1512 in Wittenberg zum Doktor der Theologie promoviert wurde, wanderte er von Wittenberg nach Leipzig, um hier am 9. Oktober bei den kurfürstlichen Räten, die wie gewöhnlich zur Messe in Leipzig weilten, das Geld zu erheben, das Friedrich der Weise für die Kosten seiner Promotion angewiesen hatte. Mit dem Buchdrucker Melchior Lotter, Kachelofens Schwiegersohn, stand er seit 1517 in geschäftlicher Verbindung; einer der großen Plakatdrucke der 95 Thesen ist aus Lotters Presse hervorgegangen.[1]) Als nun Luther am 24. Juni 1519 mit Karlstadt und Melanchthon zu der Disputation nach Leipzig kam, wohnte er mit seinen Freunden wochenlang bei Lotter, der in seinem Haus in der Hainstraße neben seiner Druckerei einen Weinschank und Gastwirtschaft betrieb.

Die Disputation, die in Gegenwart des Herzogs Georg und seines einäugigen Hofnarren in der Hofstube der alten Pleißenburg abgehalten wurde, verschärfte nur die Gegensätze und bestärkte den Fürsten in seiner Abneigung gegen den Reformator. Bei einer besonders bedenklichen Wendung des Streites entfuhr ihm sogar sein Lieblingsfluch: „Das walt die Sucht!" Auch in der Stadt war die Feindschaft gegen Luther größer als die Begeisterung für ihn. Der Rat sandte den Wittenbergern zwar die übliche Weinspende, die er angesehenen Fremden als Willkommen und Ehrengabe zu reichen pflegte, und der Herzog lud sie zu Gaste, aber sonst erfuhren sie wenig freundliches in Leipzig. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete man aber das Aussehen und das Auftreten des gewaltigen Mannes, dessen Worte und Schriften ganz Deutschland bewegten, und man wunderte sich, daß dieser hagere Mönch, an dem man schier alle Knochen zählen zu können vermeinte, mit einem Nelkenstrauß zur Disputation kam und sich an dem Dufte der Blüten in seiner Hand erquickte, während sein beleibter Gegner ein Zitat nach dem andern aus den wuchtigen Folianten der Kirchenväter pflückte.

Während sich Luthers Freunde zunächst noch vorsichtig zurückhielten, wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Luthers Fahrt nach Worms und seine Übersetzung der Bibel auf der Wartburg gewannen ihm die Herzen des Volkes. Selbst Herzog Georg äußerte den Wunsch, der Wittenberger Mönch möge noch die Bibel fertig übersetzen, dann aber verschwinden. Als aber dann die neue Lehre siegreich vordrang und auch in seinem Lande trotz seinem starren Widerstande weite Verbreitung fand, und als er selbst mit Luther in einen von beiden Seiten mit maßloser Heftigkeit geführten Streit verwickelt wurde, da gab es im ganzen deutschen Reiche kaum noch zwei Männer, die sich so böse Worte sagten wie Herzog Georg und Luther, und durch die religiöse Spaltung wurde auch der

[1]) Ein Exemplar des äußerst seltenen Originaldruckes ist in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, eine gute Reproduktion in unsrer Stadtbibliothek.

politische Zwiespalt zwischen den beiden nahe verwandten Fürstenhäusern der Albertiner und Ernestiner immer tiefer. Für Leipzig aber wurde die Reformationszeit unter dem Drucke des Landesherrn zu einer Zeit schwerer Prüfungen und harter Leiden.

Besonders begünstigt wurde das Eindringen von Luthers Lehre in Leipzig durch den regen Handelsverkehr, durch die freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Nürnberg, dieser Hochburg des Protestantismus, und durch die Nachbarschaft kurfürstlicher Gebietsteile, in deren Ortschaften lutherische Geistliche frei predigen und das Abendmahl in beiden Gestalten reichen durften. Eilenburg, Wurzen, Grimma, Borna und Naunhof mit den Dörfern Zuckelhausen, Holzhausen, Seifertshain und Albrechtshain waren nicht Herzog Georg, sondern Kurfürst Friedrich untertan. Während zahlreiche Leipziger heimlich auf die nahen Dörfer hinausliefen, wagten auch schon in Leipzig selbst einzelne „Prädikanten" in den Kirchen und Kapellen der Vorstädte zu predigen, und 1524 überreichten 104 Bürger dem Herzog ein schriftliches Gesuch, in dem sie für sich und zahlreiche andre Bürger um die Anstellung eines evangelischen Predigers baten. Unter denen, die ihren Namen unterzeichnet haben, sind alle Stände vertreten, arme Leute, von denen mancher in unsern Steuerbüchern als Habenichts steht, Handwerker, Goldschmiede, Buchdrucker und Buchhändler, Kramer und Kauf- und Handelsherren, unter ihnen gleich obenan der reiche Martin Leubel. Andre vornehme Männer hatten es wohl nicht gewagt, ihren Namen unter das Schriftstück zu setzen. Von den Universitätslehrern standen zwar nicht die meisten, aber die besten innerlich auf Luthers Seite, Männer wie Doktor Auerbach, Mosellan, Borner, und von den Ratsherren war es in der ganzen Stadt bekannt, wer Luthers Freund war und wer sein Feind, und man wußte, daß fast der halbe Rat lutherisch gesinnt war, allen voran der Bürgermeister Benedikt Belgershain, der reiche Heinrich Scherl und Andreas Matstet, der Vertreter des Augsburgischen Bankhauses der Fugger. Aber von ihnen hatte keiner den Mut, das Schriftstück zu unterzeichnen. Oder sahen sie voraus, daß es bei der allen bekannten Gesinnung des Herzogs keinen Erfolg haben konnte? Herzog Georg wies die Bittsteller kurz ab.

Die nächsten Jahre schienen auch seinem Widerstand gegen die Reformation Recht zu geben. Der entsetzliche Aufstand der Bauern, die 1525 unser deutsches Land mit Mord und Brand erfüllten, brachte das Vordringen der reformatorischen Bewegung auf einige Zeit zum Stillstand. Unter den Greueln dieser Ereignisse wurde selbst unter Luthers Anhängern mancher kopfscheu. In Leipzig gehörten Leubel und Scherl zu denen, die sich dem alten Glauben wieder zuwandten, sei es unter den beängstigenden Eindrücken des Bauernkrieges, sei es unter dem immer schwerer lastenden Drucke des Landesherrn. Herzog Georg

hielt zwar seine Hände rein von Märtyrerblut. Sebastian Fröschel, der es gewagt hatte, in Leipzig das Evangelium zu predigen, wurde zwar verhaftet und vor den Herzog auf die Pleißenburg gebracht, kam aber glimpflich genug davon und erinnerte sich noch viele Jahre später als Diakonus in Wittenberg mit Vergnügen der heftigen Strafpredigt, die der Herzog ihm in der Pleißenburg gehalten hatte, weil er aus einem schönen Fröschel eine garstige Kröte geworden sei. Wo aber die Religion in die Politik hinübergriff, da fuhr der Herzog erbarmungslos zu. Nachdem die zuchtlosen Rotten der thüringischen Bauern in dem Gemetzel bei Frankenhausen auseinandergesprengt und die Köpfe ihrer Führer in Mühlhausen gefallen waren, mußte auch in Leipzig auf dem Marktplatze der Kopf eines schwerbeschuldigten Burschen, des Ringschmiedes, über das Richtschwert springen, und zwei Jahre später (1527) hatte der Nürnbergische Buchdrucker und Buchhändler Johann Herrgott, der eine kommunistische Flugschrift[1]) verbreitet hatte, das gleiche Schicksal.

Aber wenn die Staatsgewalt auch den offenen Aufruhr zu dämpfen vermochte, gegenüber dem geistigen Ansturm der neuen Zeit war sie ohnmächtig. Schwer litt die Universität, die vor jedem frischen Hauche bewahrt bleiben sollte. Während Wittenberg unter Luthers und Melanchthons gemeinsamem Wirken aufblühte, verkümmerte Leipzig. Die Universität, die in den zwölf Jahren von 1505 bis 1517, also bis zu dem Beginn der Reformation, über 5000 Inskriptionen gehabt hatte, zählte in den zwölf Jahren von 1517 bis 1528 noch nicht einmal 3000 und in den zwölf Jahren von 1528 bis 1539 nur noch 1600 Inskriptionen. Von den Professoren war mancher gar nicht imstande, den neuen Gedanken zu folgen. Doktor Kaspar Deichsel, Professor der Theologie und Domherr in Meißen, erklärte naiv, diese Fragen gingen über seinen Verstand. Und die Wortführer Leipzigs, das waren der geizige Doktor Dungersheim von Ochsenfurt und der Franziskaner Paul Alfeld, der herzogliche Kaplan Hieronymus Emser und sein Nachfolger Johann Cochläus, die beiden jungen Magister Johann Hasenberg und Joachim von der Heyden, die von den Wittenbergern als die Leipziger Esel verspottet wurden, Männer, deren Namen niemand mehr nennen würde, wären sie nicht Luthers Gegner gewesen.

Unter dem kaiserlichen Verbote, ketzerische Bücher zu drucken oder zu verbreiten, hatten die Buchdrucker und die Buchhändler schwer zu leiden. Was half es dem Rate, daß er 1524 etzliche Doctores berief und ihnen die Frage vorlegte, ob sich die kaiserlichen Mandate gegen die Verbreitung lutherischer Schriften mit der vom Kaiser selbst feierlich bestätigten Marktfreiheit der Stadt in Einklang

[1]) Gedruckt ist sie von dem Leipziger Buchdrucker Michel Blum. Ein Exemplar des sehr seltenen Druckes ist in unsrer Stadtbibliothek. Der Titel der Schrift ist: „Von der newen wandlung / eynes Christlichen lebens. Hutt dich Teuffel / Die Hell wirdt zurbrechen."

bringen ließen? Der „gnädige Herr in Dresden", Herzog Georg, zeigte sich jetzt sehr ungnädig und wachte scharf über die Durchführung der kaiserlichen Mandate. Bitterlich klagten die Buchhändler, daß sie die Schriften, nach denen alle Welt frage, weder drucken noch verkaufen dürften, was sie aber in Haufen auf dem Lager hätten, das wollte keiner haben, auch wenn es einer umsonst bekäme; Drucker, Setzer und andre, die sich bisher vom Buchhandel genährt hätten, müßten jetzt mit ihren Kindern Not leiden, und es sei zu befürchten, daß auf diese Weise der Buchhandel noch ganz von Leipzig verscheucht würde. In der Tat hatten Lotter und Wolfgang Stöckel bereits Zweiggeschäfte in den kurfürstlichen Städten Wittenberg und Eilenburg errichtet, und andere Buchdrucker und Buchhändler verlegten ihr Geschäft ganz nach auswärts und verließen Leipzig. Da mußte der reiche Ratsherr Walter, der Vorkämpfer der Altgläubigen, wohl öfter in seinen Säckel greifen, um die Drucklegung einer Schrift seiner Freunde Cochläus und Hasenberg zu unterstützen.

Die größte Leidenszeit begann für Leipzig, als die reformatorische Bewegung nach der Protestation in Speyer 1529 und der Konfession in Augsburg 1530 von neuem kräftig vorwärtsdrang. Jetzt scheute auch Herzog Georg nicht mehr davor zurück, gegen die Lutherischen Gewalt anzuwenden. Im Herbst 1532 wurden zum erstenmal vierzehn Männer und Frauen aus der Stadt vertrieben, weil sie in den nahen kurfürstlichen Dörfern evangelische Predigten besucht hatten. Im März 1533 wurden einige dreißig und im Mai desselben Jahres nochmals einige vierzig Personen wegen ihres Glaubens verhört; viele andere hatten schon vorher freiwillig die Stadt verlassen, ohne die Untersuchung abzuwarten. Es hätte wohl nicht erst der Ermahnung bedurft, die Luther am 11. April 1533 an die evangelischen Christen zu Leipzig richtete: Bei Leib und Seele nicht wider ihr Gewissen, d. i. wider Gott selbst zu handeln! Fast alle, die vor dem Rate oder dem Merseburger Bischofe standen, blieben unerschütterlich bei dem Bekenntnis des Evangeliums und wanderten lieber in die Verbannung, als daß sie sich unter dem Gewissenszwange, den der Herzog ausübte, gebeugt hätten. Luther, der einen Brief des Bürgermeisters Wolf Wiedemann vom 25. April 1533 kurz und scharf zurückgewiesen hatte, wurde jetzt vom Herzog als Aufwiegler verdächtigt und verteidigte sich gegen diese Anschuldigung in der im Juli 1533 gedruckten Schrift „Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs", der er einen langen Trostbrief an die aus Leipzig verjagten Christen beilegte.

Nach der dritten Austreibung der Lutherischen lebten wohl gegen hundert Bürger in der Verbannung, mit Frauen und Kindern sicherlich ein paar hundert Menschen. Darunter waren auch diesmal arme Leute, die nicht viel zu verlieren hatten, aber auch vermögende Kaufleute wie jener aus Nürnberg eingewanderte Peter Gengenbach, von dem wir eine kurze, drastische Schilderung seines Verhörs

haben, Söhne und Töchter von Ratsherren und mehrere Universitätslehrer, so die Juristen Johann Göritz und Oswald Lasan und der Mediziner Doktor Georg Curio. Die meisten fanden in den nahen kurfürstlichen Städten eine Zuflucht, ja Herzog Georg gestattete ihnen sogar die Rückkehr und den Aufenthalt in Leipzig während der Messen, aber trotzdem war ihr Los hart. Auch aus unsrer trümmerhaften Überlieferung erkennen wir noch, daß damals ganze Familien auseinandergerissen wurden, und daß sich mancher an Hab und Gut zugrunde gerichtet sah. Aus den kurzen, schlichten Sätzen, die in den Protokollen stehen, spricht auch zu uns noch vernehmlich der Schmerz, mit dem die Verbannten aus der Stadt hinwegzogen, in der sie geboren waren oder eine zweite Heimat gefunden hatten. Waren doch sogar die altgläubigen Ratsherren über das strenge Vorgehen des Herzogs erschrocken.

Durch diese großen Austreibungen war die Kraft der stillen Gemeinde Luthers in Leipzig gebrochen. Was zurückblieb, das waren die Schwankenden und Furchtsamen, die Wetterhähne, falschen Brüder und dergleichen Unkraut, wie Luther sagt, Leute, die nicht wagten, ihren Glauben zu bekennen und die Folgen ihres Bekenntnisses auf sich zu nehmen. Einige reiche Bürger ließen zwar noch ihre Söhne heimlich in Wittenberg studieren, als aber der Herzog 1536 auch hier fest zugriff, da hörte der letzte Widerstand gegen seinen starken Willen auf.

Vereinsamt und mit dem bitteren Gefühl, einen vergeblichen Kampf geführt zu haben, sank der greise Fürst am 17. April 1539 ins Grab. Das Herzogtum Sachsen fiel seinem protestantisch gesinnten Bruder Heinrich dem Frommen zu, und dieser führte nun ohne Zaudern die Reformation in seinem Lande durch. In der Woche vor dem Pfingstfeste kam er mit seiner Frau Katharina und seinen jugendlichen Söhnen Moritz und August nach Leipzig, um hier den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen zu erwarten, in dessen Gefolge Luther und Melanchthon in die Stadt einzogen. Luther wohnte beim Doktor Auerbach. Am Pfingstsonnabend predigte er in der Kapelle der Pleißenburg vor den Fürsten und am Pfingstsonntag, am 25. Mai 1539, nachmittag in der Thomaskirche vor dem Volke, und der Andrang war so gewaltig, daß der Leipziger Amtmann Doktor Georg von Breitenbach kraft seines Amtes dem vielgeliebten und vielgehaßten Mann den Weg zur Kanzel durch die herandrängende Menge mit eigner Hand freimachen mußte, was ihm wohl schwer genug fiel, denn er war ein grimmiger Gegner Luthers. Auch im Rate der Stadt waren die einflußreichsten Männer, unter ihnen die drei Bürgermeister Ägidius Morch, Wiedemann und Doktor Ludwig Sachs, mit ihrem Herzen nicht bei der Durchführung der Reformation; der Rat sandte damals den Wittenbergern nicht einmal den üblichen Ehrenwein. Nachdem am zweiten Pfingstfeiertage

auch noch Justus Jonas in der Thomaskirche unter großem Zulauf gepredigt hatte, zogen die Fürsten mit ihren Gästen wieder hinweg. Dem Gothaischen Stadtpfarrer Friedrich Myconius und dem Wittenbergischen Professor Kaspar Kreuziger (Cruciger), einem geborenen Leipziger, dem bedeutendsten Schüler Luthers und Melanchthons, wurde die Durchführung der Reformation anvertraut.

Fast nirgends zeigte sich offener Widerstand. Aber an Gleichgültigkeit und üblem Willen fehlte es nicht. Vielen Edelleuten und den herzoglichen Räten, aber auch dem Bürgermeister Doktor Fachs erschien die Verwendung der eingezogenen Kirchengüter wichtiger als die Einrichtung der neuen Kirche; mancher hoffte wohl auch in dem großen Karpfenteich ein Fischlein für sich zu fangen. Luther sprach und schrieb damals harte Worte über Leipzig, wo das Volk zwar gut sei, die führenden Männer aber immer noch von dem Geiste des toten Herzogs getrieben würden. Feilschte man doch in der Stadt, die so viele Klöster unterhalten hatte, um die Gehalte der Kirchendiener, als wären es Handelswaren, so daß Scherl, der durch Myconius wieder für die neue Lehre gewonnen worden war, seine Kollegen im Rate beschämte, indem er zu dem Gehalt des ersten Superintendenten Johann Pfeffinger jährlich einen Beitrag aus seiner eigenen Tasche zuzuschießen versprach. Die Leipziger hätten damals gern Doktor Kreuziger als Superintendenten behalten, aber dieser Mann erschien Luther zu gut für Leipzig.

Durch zwei Visitationen im Hochsommer 1539 und im Frühjahr 1540 wurden die kirchlichen Verhältnisse in der Stadt geordnet. Schließlich hatte der Rat von der kirchlichen Umwälzung den größten Vorteil. Er erhielt die Verwaltung der Kirchen und der Schulen anvertraut, und der junge Herzog Moritz, der 1541 seinem Vater in der Regierung folgte, zeigte sich nicht abgeneigt, der Stadt gegen billige Zahlungen sämtliche vier Klöster (das Thomaskloster mit der Thomaskirche, das Dominikanerkloster mit der Paulinerkirche, das Franziskaner- oder Barfüßerkloster mit der Barfüßerkirche und das Georgennonnenkloster) mit ihren Gütern zu überlassen. Schon glaubte Fachs diese reiche Erwerbung für die Stadt fest in der Hand zu haben, als Herzog Moritz im Herbst 1543 das große Dominikanerkloster im Osten der Stadt von den weiteren Verhandlungen ausschloß, um es der Universität zuzuwenden.

Das Hauptverdienst hieran hatten Borner und der große Philolog Joachim Camerarius, der 1541 durch die Vermittlung seines Freundes Melanchthon von Tübingen nach Leipzig berufen worden war. Gemeinsam hatten Borner und Camerarius, die sich in ihrer Begabung aufs glücklichste ergänzten, daran gearbeitet, den Herzog für die Universität zu gewinnen, wobei sie von seinem einflußreichen Rate Christoph von Carlowitz unterstützt wurden, und der Herzog

kam ihren Wünschen um so williger entgegen, als er wohl bereits dazu entschlossen war, die eingezogenen Güter der alten Kirche vornehmlich auf die Hebung des Kirchen- und Schulwesens in seinem Lande zu verwenden. In dieser Absicht stiftete er auf dem Landtage zu Dresden am 15. Januar 1543 die drei Fürstenschulen zu Meißen, Merseburg und Pforta, von denen die zweite 1550 nach Grimma verlegt wurde. Ebenso segensreiche Folgen hatte die große Schenkung, die er im Frühjahr 1544 der Universität Leipzig überwies; sie umfaßte das Dominikanerkloster, das sogenannte Paulinum mit der stattlichen Paulinerkirche, dazu fünf Dörfer (Holzhausen, Zuckelhausen, Wolfshain, Zweenfurth und Kleinpösna), das Oberholz und eine jährliche Zulage von 2000 Gulden. Durch diese Stiftung ist Herzog Moritz der zweite Gründer der Universität Leipzig geworden.

Während nun Borner in unermüdlicher, alles umfassender Tätigkeit die Klostergebäude um- und ausbaute, füllte Camerarius die alten Räume mit einem neuen Geiste. Auf den Statuten, die er entworfen hatte, erhob sich das neue Lehrgebäude, dem bald wieder Hunderte von Hörern zuströmten. Am 12. August 1545 wurde die Pauliner- oder Universitätskirche dem Gottesdienste zurückgegeben; Luther, der damals kurz hintereinander zweimal zu Besuch in Leipzig war, erst bei Scherl, dann bei Camerarius, hielt die Weihepredigt. Zwei Jahre später (1547) starb Borner an der Seuche, die infolge der wochenlangen Belagerung und Beschießung der Stadt im Schmalkaldischen Kriege ausgebrochen war; er erlebte nicht mehr das Leipziger Interim, das im Dezember 1548 dem kaiserlichen Interim folgte. Sein Grabdenkmal steht noch in der Paulinerkirche, und das Bornerianum in der Universität erhält sein Gedächtnis. Camerarius dagegen lehrte trotz glänzenden Berufungen nach auswärts noch jahrzehntelang bis zu seinem Tode in Leipzig. Als er am 19. April 1574 in der Paulinerkirche, in der sein Grabdenkmal ebenfalls noch zu sehen ist, zur letzten Ruhe gebettet wurde, trauerten seine Kollegen um ihn als die Leuchte von ganz Deutschland und die festeste Säule ihrer Hochschule.

4. Leipzigs erste Handelsblüte.

In der Urkunde, die der Rat 1537 bei dem Neubau des Thomaskirchturms in den Turmknopf eingelegt hat, wird Heinrich Scherl als Baumeister des sitzenden Rates genannt mit dem in einer amtlichen Urkunde etwas seltsamen Zusatze, er sei nach allgemeiner Schätzung 100000 Gulden reich; das war also damals ein Vermögen, das den Zeitgenossen so unerhört hoch erschien, daß sie der Nachwelt davon Kunde zu geben wünschten, und durch Scherls Testament wird diese Angabe im wesentlichen bestätigt. Ein halbes Jahrhundert vorher,

1481, wird das höchste Vermögen, das des Münzmeisters Kunz Funcke, auf 17000 Gulden angegeben, und ein halbes Jahrhundert nachher, 1597, wird Heinrich Cramer von Claußbruch, der bei seinen Mitbürgern in dem Rufe eines fabelhaft reichen Mannes stand, auf 300000 Gulden geschätzt. Nun war zwar im 16. Jahrhundert der Wert des Geldes wohl um die Hälfte oder noch mehr gesunken, wie wir aus den Gehaltslisten der Ratsbeamten und den Lohnfestsetzungen der Tagelöhner nachweisen können. Aber auch wenn wir diese Entwertung des Geldes berücksichtigen, geben uns doch wohl die Zahlen von 17000 Gulden für 1481, 100000 Gulden für 1537 und 300000 Gulden für 1597 ein ungefähr richtiges Bild von dem wachsenden Reichtum der Stadt.

Mit dieser Zunahme des Vermögens war aber zugleich eine starke Steigerung der Unternehmungslust verbunden, und dadurch wurden wieder der Warenhandel und der Meßverkehr der Stadt günstig beeinflußt. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bemerken wir in der Leipziger Kaufmannschaft die ersten Ansätze zum Großhandel. Männer wie Scherl, Walter und Lorenz Mordeisen, der mit Breslau im Osten und mit Frankfurt a. M. im Westen Handel trieb, greifen bereits über den Geschäftskreis hinaus, in dem sich der Handel früherer Zeiten bewegt hatte; wirkliche Großhändler sind sie aber doch nicht gewesen, weder durch die Größe ihres Betriebsvermögens noch durch den Umfang ihrer Geschäfte. Der erste Großkaufherr Leipzigs war Heinrich Cramer von Claußbruch. 1515 zu Hattingen an der Ruhr geboren und 1556 aus Arras eingewandert, war er einer jener reichen Niederländer und Rheinländer, die vor den Verfolgungen der Spanier ihr Land verlassen mußten. Der Zahl nach war ihre Niederlassung in Leipzig nicht bedeutend, aber groß war ihre Bedeutung für den Handel von Leipzig, denn sie brachten Leipzig in Verbindung mit den blühenden Handelsplätzen Antwerpen und Amsterdam. Ohne noch der Vermittlung der Nürnberger oder der Frankfurter zu bedürfen, trieb Heinrich Cramer von Leipzig aus einen Handel, der in die Hunderttausende von Gulden ging. Von Leipzig aus leitete er auch die Schreibstuben (Filialen) in Köln und in Antwerpen, und seine Handlungsdiener zogen bis nach Krakau, Warschau und Moskau, um die Erzeugnisse Rußlands gegen niederländische Waren oder gegen einheimische Gold- und Silberarbeiten und Kleinodien einzutauschen. An den Mansfelder Kupfergruben in Eisleben und andern Bergwerken war er stark beteiligt. 1571 vom Kaiser als Cramer von Claußbruch geadelt, führte er in den nächsten Jahren zahlreiche Meister und Gesellen aus den Niederlanden auf sein Rittergut Meuselwitz, wo er eine Walkmühle, ein Wirkerhaus, eine Färberei, ein Handelshaus und mehr als hundert kleine Häuser für die fremden Handwerker errichtete, die in seinen Werkstätten oder in ihren Häusern Samt und die feineren Tuche von Arras für ihn herstellten. Niederländische Werkmeister besichtigten in

seinem Auftrage die Pleiße, Saale und Unstrut, ob sie durch Schleusenanlagen beständig schiffbar gemacht werden könnten. Wie einer seiner Mitbürger aussagte, gab es damals keinen Handel so groß und klein, Heinrich Cramer hat dahinter oder darinnen gesteckt. Als er 1599 hochbetagt starb, war Nürnberg in den Hintergrund gedrängt, und Leipzig war an seine Stelle getreten.

Der schwerste wirtschaftliche Schlag, den Deutschland im 16. Jahrhundert zu erleiden hatte, die Abwanderung des deutschen Handels nach dem Westen, traf Leipzig viel weniger als andere deutsche Handelsplätze. Während die Niederländer den italienischen Handel der süddeutschen Städte an sich zogen und die Engländer die norddeutschen Hansestädte von der See verdrängten, wurde Leipzig gerade in dieser Zeit des Niederganges des deutschen Handels der wichtigste Handelsplatz im Binnenlande für den Warenaustausch zwischen dem Westen und dem Osten. Von größter Bedeutung für den Handel mit dem Osten war die Vermittlung der polnischen Juden, die schon im 16. Jahrhundert in großer Zahl und im 17. Jahrhundert in immer wachsender Menge auf die Messen kamen. Sie handelten vornehmlich mit Rauchwaren und Leder, und durch ihre Vermittlung wurde Leipzig der Haupthandelsplatz für den Rauchwarenhandel und die wichtigste Werkstätte für die Zubereitung und Verarbeitung des rohen Pelzwerkes. Um 1600 hatte die Leipziger Kürschnerinnung bereits einige vierzig Meister. Während die Juden die kostbarsten Erzeugnisse des Ostens zum Verkauf brachten, waren sie zugleich die besten Einkäufer für die Manufaktur-, Galanterie- und Kolonialwaren des Westens. Polen, Rußland, Galizien, Ungarn und die Balkanländer bezogen einen großen Teil ihrer Bedürfnisse durch die Vermittelung der Leipziger Messen und der Leipziger Großhandlungen.

Eine Folge des starken Zustroms von Meßfremden (Fieranten), von denen viele aus weiter Ferne kamen, war es, daß die Dauer der Messen schon im 16. Jahrhundert allmählich von einer Woche auf drei Wochen verlängert wurde. Die Marktfreiheit galt allerdings immer nur für die eigentliche Meßwoche vom Einläuten bis zum Ausläuten der Messe, aber in der Woche vor dem Einläuten, der sogenannten Handelswoche oder Böttcherwoche, pflegten die fremden Kaufleute bereits ihre Gewölbe und Buden einzuräumen und in den letzten drei oder vier Tagen auch schon für den Handel zu öffnen, und in der Woche nach dem Ausläuten, der sogenannten Zahlwoche, sollten zwar zunächst die Großhändler ihre Abrechnung vornehmen, doch war ihnen das Offenhalten der Gewölbe gegen eine besondere Abgabe auch noch in dieser Woche gestattet. Der Zahltag war der Donnerstag in der Zahlwoche; er war nicht nur für die Messen, sondern für das deutsche Geschäfts- und Wirtschaftsleben überhaupt bedeutungsvoll, denn die drei Leipziger Messen zu Ostern, Michaelis und Neujahr und die Naumburger Petri-Pauls-Messe, die auf den 29. Juni fiel,

waren die vier großen Zahl- und Zinstermine, zu denen die fremden Kaufherrn in Leipzig zusammenkamen oder ihre Faktoren bevollmächtigten. Viele Leipziger Kaufherren hatten deshalb neben ihren Warenhandlungen Geld- und Wechselgeschäfte. Neben Cramer von Claußbruch werden uns in dieser Zeit die Bürgermeister Hieronymus Lotter und Hieronymus Rauscher, die mit Tuch handelten, Heinrich Rothaupt, Jakob Griebe, Kilian Kühlewein und Thomas Lebzelter als die vornehmsten Handelsherren genannt.

Die Namen zahlreicher Kaufherren sind auch mit der Geschichte der Dörfer und Rittergüter in der Umgebung der Stadt eng verknüpft, denn viele von ihnen hatten bedeutenden Grundbesitz. Was sie zu Rittergutsbesitzern werden ließ, war weniger der eitle Wunsch, es den Landedelleuten gleichzutun, als vielmehr die Erkenntnis, daß Grundbesitz die festeste Unterlage jedes Vermögens ist; mochte auch die Handlung durch Mißerfolge oder Kriegsstürme erschüttert werden, so blieb doch der Wert von Grund und Boden festbestehen. Deshalb waren schon die Blasbalg auf Lößnig, die Wiedemann auf Altranstädt und Trachenau bei Rötha, die Leimbach auf Zschepplin bei Eilenburg und die Preußer und die Lintacher auf andern Gütern ansässig, Heinrich Cramer hatte außer Meuselwitz auch das benachbarte Heuckendorf und andere Güter aufgekauft, und ebenso waren zahlreiche Handelsherren des 17. und 18. Jahrhunderts gleichzeitig Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf den Rittergütern in der Nachbarschaft der Stadt.

An der Blüte des Handels von Leipzig nahm im 16. Jahrhundert auch der Buchhandel teil, nachdem die Fesseln gefallen waren, in denen Herzog Georg ihn eine Zeitlang gehalten hatte. 1541 eröffnete Valentin Bapst eine neue Druckerei, mit der er bald ein Verlagsgeschäft und eine Buchhandlung verband. Seine Drucke sind von bemerkenswerter Schönheit. Trotzdem blieben sein Geschäft und sein Einkommen bescheiden. Camerarius nennt ihn 1544 in einem Brief an Melanchthon einen frommen, rechtschaffenen und fleißigen, aber unbemittelten Mann. Einen mächtigen Aufschwung nahm Bapsts Geschäft erst durch seinen Schwiegersohn Magister Ernst Vögelin.

Aus Konstanz gebürtig, wo er 1529 geboren worden war, hatte Vögelin, der den Ruhm Leipzigs als einer Stadt des Buchdruckes und Buchhandels begründete, seit 1550 in Leipzig studiert und gleichzeitig dem Buchdrucker Bapst als Korrektor und wissenschaftlicher Beirat gedient. Nach Bapsts frühem Tode (1556) heiratete er dessen Tochter Anna und führte nun selbst das verwaiste Geschäft weiter. Mit der Druckerei verband er eine Schriftgießerei, für die er 1567 auf einer Reise in Italien und Frankreich neue Matrizen einkaufte, und neben einem umfangreichen Verlagsgeschäft betrieb er in dem Erdgeschoß des schönen, neuerbauten Fürstenhauses in der Grimmaischen Straße eine Sorti-

mentsbuchhandlung. Camerarius und Melanchthon waren ihm wohlgesinnt, und Camerarius rühmt 1564 mit Recht seine Bildung, seine Begabung und die innere und äußere Vornehmheit seines Verlags. Einer der schönsten Drucke, die er verlegt und hergestellt hat, ist die von ihm selbst veranstaltete und von dem greisen Melanchthon noch mit einer Vorrede versehene Sammlung der Lehrschriften Melanchthons, Corpus doctrinae Christianae, 1560 in Folio veröffentlicht. Vögelins Verlag war der erste große wissenschaftliche Verlag Leipzigs und stellte Leipzig in wenigen Jahrzehnten den großen süddeutschen Verlagsorten ebenbürtig an die Seite. Doch dem Umfange seiner Geschäfte entsprach nicht die feste Grundlage seines Geschäfts. Er war schließlich den Ratsherren Georg Roth und Lorenz Finckelthauß stark verschuldet; von Finckelthauß, einem juristisch gebildeten Buchhändler, hatte er ein großes Verlags- und Sortimentsgeschäft übernommen, und von Roth, dem Erbauer des Fürstenhauses, einem wagehalsigen und gewissenlosen Spekulanten, hatte er immer wieder Geld vorgestreckt erhalten. Trotzdem hätte er sich vielleicht halten können, wäre er nicht als heimlicher Kalvinist verdächtigt worden. 1574 wurde er vom Kurfürsten nach längerer Haft zu der schweren Geldstrafe von 1000 Gulden begnadigt, 1576 entzog er sich einer neuen Untersuchung durch die Flucht. Um seine Druckerei entspann sich ein Prozeß, in dem der Kurfürst und sein Günstling, der Bürgermeister Rauscher, eine häßliche Rolle spielten. Nur die Buchhandlung verblieb schließlich den Söhnen Vögelins; er selbst war 1589 als Landschreiber in der Kurpfalz gestorben, und die Blüte seines Geschäfts war geknickt.

Glücklicher war Henning Groß aus Halberstadt. Nach Vögelin der bedeutendste Buchhändler, gleich Finckelthauß auch Ratsherr, wurde er zwar 1593 ebenfalls des Kryptokalvinismus verdächtigt, vermochte sich aber zu rechtfertigen. Sein Name bildet einen Markstein in der Geschichte des deutschen Buchhandels. Während bis dahin nur in Frankfurt a. M. regelmäßig Meßkataloge der neuerschienenen Bücher ausgegeben worden waren, veröffentlichte Henning Groß 1595 den ersten Leipziger Meßkatalog. Leipzig fühlte sich Frankfurt a. M. auch im Buchhandel gewachsen, bald überlegen. Im 17. Jahrhundert galten überhaupt nur noch die Messen von Frankfurt a. M. und die von Leipzig als Hauptmessen, alle übrigen dagegen nur als Messen zweiten Ranges, so die von Naumburg, Braunschweig, Frankfurt a. O., Linz, Straßburg, Zurzach in der Schweiz und Salzburg.

Auch für den deutschen Kunsthandel hatte Leipzig durch seine Messen im 16. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung erlangt. Lukas Cranach zog von Wittenberg fast regelmäßig auf die Messen. Die Nürnberger und Augsburger brachten Gold- und Silberarbeiten, die Italiener Schmucksachen, die Niederländer Gemälde. Die Wiederherstellung der im Schmalkaldischen Kriege schwerbeschädigten

Festungswerke gab auch der Baukunst die Gelegenheit zu künstlerischen Schöpfungen. In Hieronymus Lotter, der seit 1549 Ratsherr und seit 1555 siebenmal Bürgermeister war, fanden die Kurfürsten Moritz und August für ihre Bauten den rechten Meister. Seit 1549 führte Lotter auf der Stelle der alten Pleißenburg, die 1547 in der Belagerung völlig zusammengeschossen worden war, die neue Pleißenburg auf, die ihren gewaltigen Rundturm den Feinden entgegenstellte, während sie mit dem Trotzer die Stadt beherrschte, ein Schutz- und Trutzbau, der bei aller Wucht nicht ohne Schönheit war. 1556 und 1557 erbaute Lotter ferner auf den Grundmauern des alten gotischen Rathauses den Renaissancebau, der jetzt wieder in alter Schönheit vor uns steht, ebenfalls kein Prunkbau, aber ein würdiges Gebäude von wohldurchdachter Harmonie. Auch die Henkers- oder Moritzbastei, deren mächtige Stützmauern jetzt die Höhere Schule für Frauenberufe tragen, ein großes Kornhaus im Brühl und ein ganz aus Stein erbautes Stadtbad in der Fleischergasse sowie das Rathaus in Pegau waren Werke Lotters, und weit ins Land blickt bei Schellenberg die Augustusburg, aber bei diesem Bau fiel Lotter bei dem sparsamen und argwöhnischen Kurfürsten, in dessen Dienste er einen großen Teil seines Vermögens und die besten Jahre seines Lebens zugesetzt hatte, in Ungnade. Verarmt starb er 1580 auf seinem Bergwerk in Geyer im Erzgebirge.

Ihre schönste Blüte entfaltete damals die Goldschmiedekunst. Männer wie die beiden Reinhart, Vater und Sohn, und Elias Geyer brauchten die Vergleichung ihrer Werke mit denen der berühmten süddeutschen Goldschmiede und Medailleure nicht zu scheuen. Leider ist von diesen Kostbarkeiten nur wenig erhalten. Bei der Einführung der Reformation und in der Not des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges ist manches Silbergeschirr und manches Stück Kirchengeräts eingeschmolzen worden. Doch können wir von Hans Reinhart dem Älteren wenigstens noch einige hervorragend schöne Medaillen aus den Jahren 1535 bis 1547 im Stadtgeschichtlichen Museum bewundern, und von seinem Sohne Hans Reinhart dem Jüngeren und von Elias Geyer haben wir aus den Jahren 1597 und 1605 die prachtvollen Silberdeckel der beiden Eidbibeln, auf die jeder Ratsherr bei seinem Amtsantritt den Amtseid abzulegen pflegte. Von Kaspar Wiedemärker dagegen, dessen Arbeiten bis nach Polen und Rußland gehandelt wurden, sind uns keine Werke erhalten.

Die Malerei stand lange Zeit unter dem Einfluß Lukas Cranachs und seiner Schule; zahlreiche kirchliche Gemälde und Bildnisse von der Hand Lukas Cranachs des Älteren und seines gleichnamigen Sohnes sind in dem Museum der bildenden Künste auf dem Augustusplatz und im Stadtgeschichtlichen Museum erhalten. Gleichzeitig mit dem älteren Hans Reinhart lebte um 1550 Hans Krell, der Fürstenmaler, der auch für den Hof in Dresden tätig war; zwei

treffliche Bildnisse von seiner Hand, Herzog August und seine junge Gattin Anna darstellend, hängen in der Gemäldegalerie in Dresden, und auch von den Fürstenbildern im Alten Rathaus hat er mehrere gemalt. Hieronymus Lotter der Jüngere, ein Sohn des Bürgermeisters, war wohl der erste Kunstsammler und Kunsthändler in unsrer Stadt. Der Handel mit Bildern, Kupferstichen und Holzschnitten, der anfangs mit dem Buchhandel vereinigt war, gewann bald eine selbständige Stellung, denn zahlreiche fremde Kaufleute nahmen Ansichten der Stadt, deren Messen sie besuchten, oder Kunstwerke, für die sie daheim auf Absatz rechnen durften, zur Erinnerung oder zum Weiterverkauf mit sich, und die Hochflut der Niederländer war nur durch einen wirklichen Kunsthandel weiterzuleiten. Seit dem 17. Jahrhundert wurde die Malerei ebenso wie die Baukunst von den Niederländern beherrscht.

Schon früh blühte auch die edle Kunst der Musik, gepflegt von den spielfrohen und sangesfreudigen Studenten und gefördert durch die Kantoren der Thomasschule, die in ihrem Amte weithin erzieherisch und vorbildlich gewirkt haben. Unsre Thomana ist durch ihre Kantoren berühmter geworden als durch ihre Professoren. Georg Rhau verdankt zwar seine Berühmtheit weniger seiner Kunst als dem Umstande, daß er 1519 bei der Eröffnung der Disputation zwischen Eck und den Wittenbergern eine zwölfstimmige Messe in der Thomaskirche leitete; später war er — Buchdrucker in Wittenberg, doch rühmt Kreuziger seine Kenntnisse in der Mathematik und in der Musik, und wenn diese Worte auch in einem Nachrufe stehen, aus der Luft sind sie wohl nicht gegriffen. Unsre großen Thomaskantoren sind fast alle als ausübende Künstler ebenso ausgezeichnet gewesen wie als Gelehrte. Die meisten von ihnen sind von den Lateinschulen hergekommen und haben einige Zeit studiert, ehe sie sich ganz der Musik hingaben. Wegen der Wichtigkeit ihres Amtes standen sie im 17. Jahrhundert hinter dem Rektor und dem Konrektor an der dritten Stelle, vor den andern akademisch gebildeten Lehrern. Die beiden vorzüglichsten Kantoren dieser Zeit, der gelehrte Sethus Calvisius, Kantor von 1594 bis 1615, und sein Nachfolger Johann Hermann Schein, Kantor von 1616 bis 1630, haben zahlreiche Kompositionen und theoretische Werke hinterlassen. Und schon vor ihnen ist ein Organist an der Thomaskirche, Elias Ammerbach, literarisch tätig gewesen; sein Tabulaturbuch von 1571, von dem ein Exemplar in der musikalischen Abteilung unsrer Stadtbibliothek aufbewahrt wird, ist das beste deutsche Orgelbuch seiner Zeit.

Neben diesen bedeutenden Musikern hat Leipzig in der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts nur unbedeutende Vertreter. Unter den Schwankdichtern sind zwei geborene Leipziger zu nennen, Valentin Schumann, der Sohn des gleichnamigen Buchdruckers, und Michael Lindener, und Lindener erzählt in seinem Rastbüchlein und in seinem Katzipori (1558) gut und lebhaft, aber er wühlt

doch als Schriftsteller zu sehr im Schmutz und ist auch als Mensch der Typus eines entgleisten und an den drei bösen W gescheiterten Studenten. Von den Dichtern der Lieder, die im Schmalkaldischen Kriege gesungen wurden, hatte der eine, wohl ein Landsknecht, selbst auf der Mauer gestanden, dort hinter der Mönche Garten, und ein andrer, wohl ein Handwerker, hatte all sein Hab und Gut bei der Beschießung verloren. Studenten aber scheinen damals nicht gedichtet zu haben, und ebensowenig finden wir die Namen unsrer Professoren oder Pastoren unter den zahlreichen sächsischen Dichtern geistlicher Lieder oder unter den noch zahlreicheren Dramatikern. Sie dichteten lieber in der vornehmen lateinischen Sprache, diese gelehrten Herren, wie Christoph Hegendorf, und glaubenseifrige Männer, wie der Superintendent Nikolaus Selnecker, dessen bronzene Grabplatte in unsrer Thomaskirche noch zu sehen ist. Auch im Dreißigjährigen Kriege hielten sich die Gelehrten von der Volksdichtung fern. Was damals in deutscher Sprache von unserm Buchdruckermeister Gregorius Ritzsch und andern Männern aus dem Volke gedichtet wurde, steht künstlerisch sehr tief. Schließlich aber waren es doch Universitätskreise, die sich zuerst wieder für eine Erneuerung der nationalen Literatur empfänglich zeigten. Während die Schlesische Dichterschule, die von Martin Opitz ausging, den Dichterkranz für sich in Anspruch nahm, bildete sich in Leipzig, von Opitz angeregt, aber sonst unabhängig von ihm, ein kleiner Kreis von jungen sächsischen Dichtern, meist Studenten, die mit den Schlesiern wohl um den Lorbeer ringen durften.

In ihrem Mittelpunkt stand Paul Fleming. Geboren 1609 in Hartenstein im Erzgebirge und auf unsrer Thomasschule von dem Kantor Schein musikalisch und poetisch gefördert, wendete er sich auf der Universität neben seinem Fachstudium der Medizin dem weltlichen und dem geistlichen Liede zu. Der Gelehrtenmache und dem Schwulste seiner Zeit hat auch er oft seinen Tribut gezollt, aber in seinen besten Gedichten vereinigt er glücklicher als andre Dichter jener Zeit Wahrheit der Empfindung mit Klarheit und Schlichtheit des Ausdruckes. Unter seinen Leipziger Freunden waren mehrere junge Schlesier wie der frühverstorbene Georg Gloger, aber auch zwei geborene Leipziger, Gottfried Finckelthauß, ein Enkel des Ratsherrn Lorenz Finckelthauß, und Christian Brehme. Der sprachenkundige Adam Olearius, damals Konrektor unsrer Nikolaischule, und der Eilenburger Diakonus Martin Rinckart, der Dichter des Liedes „Nun danket alle Gott“, gehörten ebenfalls diesem Freundeskreise an. Aber das Band, das sie zusammenhielt, wurde bald gelöst. Fleming und Olearius zogen schon 1633 nach Gottorp, um an der Moskowitischen Gesandtschaft des Herzogs von Holstein teilzunehmen; Fleming hat sie besungen, Olearius sie beschrieben. Und Finckelthauß, der ebenfalls seine vom Kriege verwüstete und von der Pest heimgesuchte Heimat verließ, um mit den Holländern nach

Brasilien zu ziehen, besang zwar noch die Reize der braunen Indianerinnen und schwarzen Negerinnen, die er da kennenlernte, wandte sich aber nach seiner Rückkehr einem einträglicheren Berufe zu. Der Krieg hatte wieder einmal die von einer langen Friedenszeit zur Entwicklung gebrachten Blüten verdorren lassen.

5. Ratsverfassung und Stadtverwaltung.

In den zahlreichen Streitigkeiten zwischen der Universität und dem Rate der Stadt standen sich stets der Rektor und der Bürgermeister gegenüber. Wie die Universität durch die halbjährlich neugewählten Rektoren vertreten wurde, so gipfelte die Ratsverfassung in den jährlich wechselnden Bürgermeistern, die mit den Ratsherren und den ihnen unterstellten Ratsbeamten die gesamte Verwaltung der Stadt leiteten. Die Bürgerschaft hatte bis ins 19. Jahrhundert keinen wesentlichen Anteil an der Stadtverwaltung.

Der Rat war aus dem Kollegium der zwölf Ratmannen (consules) hervorgegangen, die als Vertreter der Bürgerschaft dem markgräflichen Schultheißen zur Seite standen (vergl. S. 107 f). 1292 wird zum erstenmal neben dem Schultheißen ein Bürgermeister (magister civium) erwähnt, und seit 1301 vollziehen Bürgermeister und Ratsherren für sich allein die Urkunden der Stadt, während des Schultheißen hierbei nicht mehr gedacht wird. Seine Amtsgewalt war auf den Rat der Stadt übergegangen.

Im 14. Jahrhundert wurde die Zahl der Ratsherren verdreifacht, und an die Stelle des einen Rates traten drei Räte, von denen der eine als sitzender Rat ein Jahr lang die verschiedenen Ämter besetzte und die laufenden Geschäfte erledigte, während die beiden ruhenden Räte bei allen wichtigeren Angelegenheiten zu Sitzungen aller dreier Räte einberufen wurden. Jedes dritte Jahr war also derselbe Rat wieder der sitzende Rat. Der Rat ergänzte sich durch Zuwahl, doch mußte jede Ratswahl dem Landesherrn zur Bestätigung angezeigt werden. Ein Patriziat, d. h. einen geschlossenen Kreis ratsfähiger Geschlechter, hat es in Leipzig niemals gegeben. Jeder angesehene und unbescholtene Bürger konnte Ratsherr werden. Wer dagegen eine unehrenhafte Handlung begangen hatte oder in Bankerott verfiel, mußte aus dem Rate ausscheiden, auch wenn er gerade dem sitzenden Rate angehörte. Das Geschäftsjahr fiel nicht mit dem Kalenderjahr zusammen, sondern es begann mit der Vereidigung des neuen sitzenden Rates am Montag nach dem Sonntag Invokavit.

An der Spitze der elf Ratsherren (senatores) stand in jedem der drei Räte ein Bürgermeister (consul). Das nächste Amt nach dem des Bürgermeisters war das der beiden Baumeister (aediles), die das Finanzwesen und das Bauwesen zu überwachen und zu leiten hatten, wobei ihnen als Männer vom Fach der

Obervogt und der Vogt zur Seite standen. An der dritten Stelle folgte das Amt des Stadtrichters (praetor). Die drei Bürgermeister, die sechs Baumeister und die Gelehrten im Rate bildeten als Älteste oder Senioren einen besonderen Ausschuß, die sogenannte Enge. Die Aufsicht über die Wage, die Verwaltung des Burgkellers, die Sorge für die Hospitäler und andere Ämter wurden an die einzelnen Ratsherren des sitzenden Rates verteilt und ihnen neben ihrem Ratssolde besonders vergütet.

Unter den Ratsbeamten waren die juristisch gebildeten die vornehmsten, und unter ihnen stand der Syndikus, der Rechtsbeistand des Rates in schwierigen Fällen, an der ersten Stelle. Bewährte Oberstadtschreiber und Stadtschreiber wurden nicht selten als Ratsherren in den Rat aufgenommen. Durch die zunehmende Bedeutung der Messen, den wachsenden Grundbesitz der Stadt und die Übernahme der Kirchen und Schulen in städtische Verwaltung wuchs die Zahl der Ratsbeamten im 16. Jahrhundert stark an. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts umfaßte der städtische Haushalt, die Ratsmitglieder inbegriffen, etwa 130 Personen, und die jährlichen Ausgaben für die Besoldungen betrugen 15500 Gulden. Aus der Festsetzung der einzelnen Gehalte darf man darauf schließen, daß die Kaufkraft des Geldes damals wohl um das Zwanzigfache höher gewesen ist als jetzt. Den höchsten Gehalt, 700 Gulden, bezog der Syndikus, dessen Stelle jedoch oft nicht besetzt war. Der Regierende Bürgermeister hatte außer bedeutenden Nebeneinkünften einen Gehalt von 571 Gulden 9 Groschen, das sind 500 Taler, der Superintendent erhielt 400 Gulden, freie Wohnung und allerlei Nebenbezüge, der Rektor der Thomasschule 200 Gulden, freie Wohnung und Nebenbezüge, der Oberstadtschreiber 342 Gulden 18 Groschen und freie Wohnung, ebensoviel der erste Buchhalter, der Unterstadtschreiber 228 Gulden 12 Groschen und freie Wohnung. Die Besoldungen der übrigen Ratsbeamten gingen von 200 Gulden bis auf 9 Gulden 3 Groschen herab; soviel erhielt jeder der beiden Bettelvögte. Von den Unterbeamten hatten viele, die durch ihren Dienst nicht voll in Anspruch genommen wurden, durch Beschäftigung im Handel oder in einem Handwerk Nebeneinkommen.

Für die städtische Verwaltung bot das Rathaus nach dem Lotterschen Neubau von 1556 Raum genug. Es enthielt im ersten Stockwerk neben dem großen Saale die Ratsstube, die Einnahmestube, die Schoßstube, die Richterstube, die Schöffenstube, die Landstube und die Vormundschaftsstube. Besonders feierliche Gerichtssitzungen wurden in dem Saale abgehalten, an dessen Südwand der farbenprächtige Teppich mit dem Urteil Salomonis, ein Werk des Teppichwebers Seger Bombeck von 1557, aufgehängt war.

Die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand war dem Rate vom Kurfürsten 1423 wiederkäuflich und 1434 endgültig übertragen worden. Der

Stadtrichter und die ihm zur Seite stehenden Schöppen, ebenfalls Ratsherren, gewöhnlich fünf an der Zahl, unter ihnen stets die drei Bürgermeister, bildeten den Schöppenstuhl, dessen Urteile oft auch von auswärts eingeholt wurden. Da zwischen Anfrage und Bescheid nicht selten wohl längere Zeit verstrich, entstand das Sprichwort: Lipsia vult expectari, Leipzig läßt auf sich warten. Durch Kurfürst August wurde der Schöffenstuhl 1574 neu geordnet. Außer der oberen Gerichtsbarkeit übten die Schöffen lange Zeit auch die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit aus, die Beurkundung von Käufen und Verkäufen u. dgl.; die Schöffenbücher, in die diese Beurkundungen vom Schöffenschreiber eingetragen wurden, gehören neben den Ratsbüchern und den Stadtkassenrechnungen zu den wichtigsten stadtgeschichtlichen Quellen unseres Ratsarchivs.

Neben dem Schöppenstuhl bestand für die niedere Gerichtsbarkeit (Schuldsachen, Beleidigungen, Schlägereien u. dgl.) das Stadtgericht, das von dem Stadtrichter und drei Beisitzern, einem aus jedem der drei Räte, gebildet wurde.

Die Strafen, die das Schöffengericht verhängte, waren Geld-, Leibes- oder Lebensstrafen. Mit der Buße an Geld war oft die Ausweisung aus der Stadt auf kürzere oder längere Zeit verbunden; nicht selten wurde die Geldstrafe so hoch bemessen, daß sie einer Ausweisung auf ewig gleichkam. Eine Verschärfung der Ausweisung war es, wenn der Verbrecher durch den Züchtiger oder Scharfrichter aus der Stadt hinausgestäupt wurde. Vor der Ausweisung mußte der in dem Schuldturm am Grimmaischen Tore oder in einem andern Gefängnis in Haft gehaltene Verurteilte Urfehde schwören, d. h. er mußte eidlich auf jeden Versuch einer Vergeltung verzichten. Die Todesstrafe wurde, wenn sie auf Henken lautete, auf dem Hochgericht am Gerichtsweg vollzogen. Das sogenannte Säcken, das Ersäufen des Verbrechers in einem Sack, wurde in der Pleiße vorm Peterstor oder in der Elster bei Lindenau vorgenommen. Enthauptungen fanden öfter auf dem Marktplatze statt.

Der Urteilsfällung lag in der älteren Zeit der Sachsenspiegel oder die von den Vätern ererbte Gewohnheit zugrunde. 1327 soll der Gebrauch der slawischen Sprache vor Gericht verboten worden sein (vergl. S. 117 f). Seit 1532 galt als Reichsgesetz für schwere Verbrechen die peinliche Halsgerichtsordnung, die Carolina. Für geringere Vergehen setzte der Rat als Inhaber der Gerichtsbarkeit bestimmte Strafen fest. Die ältesten uns erhaltenen Willküren oder Polizeiverordnungen sind aus den Jahren 1454 und 1463. Sie wurden der Bürgerschaft öffentlich verlesen und wohl auch in Abschriften öffentlich angeschlagen. Sehr groß ist im 16. und 17. Jahrhundert die Zahl der gedruckten Ordnungen für einzelne Gebiete des öffentlichen Lebens oder einzelne Gewerbe; besonders die Feuer- und Kleiderordnungen sind immer wieder mit mehr oder weniger Änderungen und Zusätzen neu gedruckt worden. Eine kleine Sammlung solcher Ordnungen

ließ der Rat unter dem Titel „Der Stad Leipzig allerley Ordnunge 1544" in einem sehr schönen Drucke bei Valentin Bapst herstellen. Eine ausführlichere Sammlung, die auch die drei großen neuen Ordnungen von 1682, die Judenordnung, die Wechselordnung und die Handelsgerichtsordnung, enthält, ist erst 1701 erschienen: „Der Stadt Leipzig Ordnungen, wie auch Privilegia und Statuta." Zum Unterschied von diesen längeren Ordnungen, die einzelne Zweige der Verwaltung umfassen, werden die kürzeren Erlasse des Rates, die nur Einzelheiten betreffen, Ratsmandate oder Ratspatente genannt. Auch diese Erlasse wurden durch den Druck veröffentlicht und durch Anschlag bekanntgegeben, bis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich die amtlichen Bekanntmachungen in den Tageszeitungen an ihre Stelle traten.

Während der Rat durch diese Ordnungen den Handel und Wandel auf dem Markte, in den Straßen und in den Häusern bis ins einzelne zu regeln versuchte, hatte er sich selbst zwar auch schon 1500 eine Ordnung gegeben, ließ sich aber doch in seiner eigenen Geschäftsführung noch lange Zeit vom Herkommen, ja von Willkür mehr leiten als durch diese Niederschrift. Erst die ausführliche Ratsordnung vom 7. August 1689 setzte an Stelle des Herkommens und der Willkür feste Bestimmungen über die Verfassung und Verwaltung des Rates.

Die Sechzehner, ein Ausschuß, den sich der Rat während des Dreißigjährigen Krieges eine Zeitlang als Vertreter der Bürgerschaft an die Seite stellen lassen mußte, waren nur vorübergehend eine Beschränkung der Selbstherrlichkeit, die der Rat bis ins 19. Jahrhundert fast auf allen Gebieten der Verwaltung hatte. Zu eben dieser Zeit stand auch das durch üble Wirtschaft zerrüttete Finanzwesen der Stadt länger als 60 Jahre (1627—1688) unter staatlicher Oberaufsicht. —

Das Gebiet, das der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit des Rates unterworfen war, umfaßte zunächst das sogenannte Weichbild, wie es Markgraf Otto, der Gründer der Stadt, im Stadtbrief festgesetzt hatte (vergl. S. 91). Es reichte im Westen bis mitten auf die Brücke, die über die Elster nach Lindenau führte, im Norden bis auf die Parthenbrücke am Gerbertor, im Osten bis an den Galgen am heutigen Gerichtsweg und im Süden bis über die Sandgrube, den sogenannten Kauz, hinaus. Die vier Zeichen (signa), die an diesen Punkten errichtet waren, standen also an den vier Hauptstraßen, die nach Leipzig führten. Sie wurden Weichbildkreuze genannt. Während im Westen die Elsterbrücke bis in die neuere Zeit die Grenze des Weichbildes blieb, wurde wohl noch im 15. Jahrhundert das Weichbild im Norden auf der Hallischen Straße vom Gerbertor bis an die Abzweigung der Delitzscher Straße, im Osten auf der Wurzner Straße vom Galgen bis an die Rietzschkenbrücke bei Volkmarsdorf und im Süden von der Sandgrube bis Connewitz verlängert. Die beiden Kreuze an der Hallischen

Straße und vor Connewitz ließ der Rat 1536 durch steinerne Kreuze ersetzen; das Connewitzer Kreuz steht noch aufrecht. Nachdem die Weichbildgrenzen 1504 durch Herzog Georg nochmals festgesetzt worden waren, ließ der Rat ihren Verlauf durch Marksteine mit dem Stadtwappen bezeichnen, und auch von diesen Steinen sind mehrere in den Waldungen zwischen Leipzig und Connewitz noch zu sehen. In längeren Zwischenräumen besichtigte der Rat die Weichbildgrenzen. Diese Weichbildbeziehungen, an denen zu Roß oder in Wagen die Bürgermeister, die Baumeister, der Stadt- und der Landrichter und mehrere andere Ratsherren, ferner die beiden Stadtschreiber und der Schöffenschreiber, der Obervogt, der Ratsförster und einige Ausreiter, endlich als Vertreter des Landesherrn der Amtmann von Leipzig mit seinem Amtsschreiber teilzunehmen pflegten, nahmen immer einen ganzen Tag in Anspruch und endeten erst am Abend mit einem fröhlichen Mahl.

Innerhalb des Weichbildes standen die Klöster, die Universität, die Pleißenburg, die sogenannten Freihäuser und die Jakobsparochie mit dem Naundörfchen sowie die Alte Burg nicht unter der Gerichtsbarkeit des Rates. Die Jakobsparochie, die dem Erfurter Schottenkloster gehörte, wurde erst 1484 vom Rate gekauft. Die Alte Burg, die der Landesherr dem Geschlechte der Preußer zu Lehen gegeben hatte, ging sogar erst 1544 in den Besitz des Rates über.

Außerhalb des Weichbildes erwarb der Rat allmählich einen sehr bedeutenden Grundbesitz: 1367 die Burgaue, 1381 Eutritzsch, 1457 Raschwitz, 1515 Neutzsch, 1525 Reudnitz, den Kohlgarten mit Tutschendorf, 1527 Lindenau und Lehelitz, 1531 Groß- und Kleinwiederitzsch, 1534 Modelwitz, 1538 Leutzsch mit Barneck und Schönau, 1569 Taucha, 1573 Grasdorf und 1607 Cunnersdorf und Panitzsch. Mit den Klostergütern waren ferner dem Rate 1543 außer umfangreichen Waldungen, Wiesen und Feldern in der näheren Umgebung der Stadt die Dörfer und Rittergüter Baalsdorf, Cleuden, Connewitz, Großschkorlop, Hirschfeld, Mölkau, Probstheida und Sommerfeld, die Kohlgärten Anger und Crottendorf, die Wehrbrucher Mark, eine wüste Dorfschaft bei Zweenfurth, und die Melscher Mark bei Stötteritz zugefallen. Mit der Verwaltung dieser Liegenschaften waren zwei Ratsherren als Bauernherren oder Dorfherren betraut. Während des Dreißigjährigen Krieges mußte zwar zur Hebung der Schuldenlast, die auf der Stadt lag, manches Gut wieder veräußert werden, doch blieb der Stadt immer noch ein stattlicher Grundbesitz.

Für die wechselnde Höhe der Einkünfte des Rates waren jedoch nicht die Erträgnisse des Grundbesitzes und auch nicht die Abgaben der Bürger (der Schoß) und der Schutzverwandten (das Schutzgeld), sondern die Einnahmen im Burgkeller und in der Wage ausschlaggebend. Die Einnahmen des Burgkellers betrugen in manchem Jahre mehr als den dritten Teil und die der Wage zu-

weilen fast den vierten Teil sämtlicher Einkünfte des Rates. Das höchste Gesamteinkommen brachte vor der Unglückszeit des Dreißigjährigen Krieges das Jahr 1629 mit 88460 Gulden 5 Groschen 3 Pfennigen; davon entfielen auf den Burgkeller mehr als 32000 Gulden und auf die Wage fast 22000 Gulden, auf den Schoß und das Schutzgeld aber nur gegen 7000 und auf die Erträgnisse des Grundbesitzes auf dem Lande gegen 6000 Gulden.

Der Burgkeller führte fremdes Bier ein. Das einheimische Bier, der sogenannte Kovent, von den Studenten Rastrum (Harke, Karst) genannt, weil es übel in den Eingeweiden wühlte, war weder durch Kraft noch durch Würze ausgezeichnet, wurde jedoch jeden Winter in großen Mengen gebraut, da zahlreiche Häuser das Braurecht hatten. Für die Ausübung ihres Rechtes standen den Brauberechtigten im 16. Jahrhundert mehr als ein Dutzend Malzhäuser und noch mehr Brauhäuser zur Verfügung. Wer brauen wollte, mußte zunächst auf dem Rathause ein Brauzeichen lösen, ein sogenanntes Bolet, das er im Brauhaus abzugeben hatte. Wieviel er brauen durfte, das richtete sich meist nach der Höhe des Schosses, der auf seinem Hause lag. Was er gebraut hatte, das durfte er auch ausschenken oder verkaufen. Dagegen waren die Einfuhr, der Ausschank und der Verkauf fremden Bieres in der Stadt und in einem Umkreis von einer Meile rings um die Stadt auf den Burgkeller beschränkt, ein Vorrecht, das zu zahlreichen Streitigkeiten zwischen dem Rate und benachbarten Dorfschaften oder Gutsherren führte. Besonders beliebt war Naumburgisches, Torgisches und Einbeckisches Bier, später auch Bier von Belgern, Wurzen, Freiberg und Schneeberg. Der Burgkeller war jahrhundertelang in dem Eckhause des Marktes und der Katharinenstraße, das auch die Wage und des Rats Weinschank und im Erdgeschoß die gemeine Trinkstube, im ersten Obergeschoß aber der Herren Trinkstube enthielt. Erst 1572 wurde der neue Burgkeller am Naschmarkt erbaut.

Der Fürsorge für die Armen und Kranken dienten die beiden Hospitäler zu St. Georg und St. Johannes und das Willige oder Reiche Almosen.

Das Georgenhospital war 1213 gleichzeitig mit dem Thomaskloster gestiftet worden und wurde 1439 vom Rate übernommen (vergl. S. 114). Es stand im Westen der Stadt vorm Ranstädter Tor und war zugleich Krankenhaus, Versorgungsanstalt und Findlingsheim. Bei der Belagerung der Stadt durch Tilly 1631 wurde es niedergebrannt. Das neue Georgenhaus, das 1701 erbaut wurde, stand im Brühl an der Stelle, wo einst das Bernhardinerkolleg gestanden hatte, und diente nicht mehr als Krankenhaus, sondern als Zucht- und Waisenhaus. Als Krankenhaus oder Lazarett war 1669 am Rosental das Jakobsspital errichtet worden.

Das Johannishospital im Osten der Stadt vorm Grimmaischen Tore wurde im Ausgange des 13. Jahrhunderts als Zufluchtsstätte für Aussätzige (Leprose) gegründet. Nachdem die furchtbare Volksseuche der Lepra erloschen war, nahm das Johannishospital die von der Franzosenkrankheit (Syphilis) Befallenen auf. Später diente es ebenfalls als Pfründnerheim. Eine besondere Bedeutung erhielt es dadurch, daß der kleine Begräbnisplatz, der zu dem Hospital und dem Hospitalkirchlein gehörte, 1536 auf Befehl des Herzogs Georg zum Hauptbegräbnisplatz der Stadt bestimmt wurde. Der Friedhof wurde deshalb Johannisfriedhof genannt, und der Johannistag, der 24. Juni, wurde für die Stadt besonders bedeutungsvoll. Noch im 18. Jahrhundert wanderten die Leipziger am Johannistag in Scharen zum Johannishospital hinaus, um da das Johannismännchen zu sehen, ein kleines, bunt bemaltes und geschmücktes Holzbild, dessen Anblick glückverheißend und unheilverhütend sein sollte, und von da zogen sie noch weiter nach dem Marienborn oder Gesundbrunnen hinaus, denn dessen Wasser war am Johannistag von ganz besonderer Kraft. Das Johannismännchen wird übrigens noch heute ausgestellt, seit dem Neubau des Grassimuseums im Hofe des Johannishospitals in der Hospitalstraße; es wird am Johannistage von Erwachsenen und Kindern mit Blumen überschüttet.

Nicht unter der Verwaltung, aber doch unter der Aufsicht des Rats standen die drei älteren Leipziger Apotheken, die Löwenapotheke, die angeblich 1409 mit den aus Prag ausgewanderten Professoren nach Leipzig gekommen war, die Apotheke zum König Salomo, die auch schon in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts bestand, und die Mohrenapotheke (jetzt Engelapotheke), die 1520 gegründet wurde; erst 1709 kam als vierte die Adlerapotheke hinzu.

Das Willige oder Reiche Almosen beruhte auf einer Stiftung, die 1463 von dem aus Mainz gebürtigen Münzmeister und Bürgermeister Hans Stockart errichtet und von andern Bürgern durch milde Beiträge gemehrt worden war. Die Zinsen wurden auf die Speisung hausarmer Leute verwendet. Von der Frömmigkeit und Mildtätigkeit der Bürgerschaft zeugen auch zahlreiche andere Stiftungen für die Kirchen, Schulen und Hospitäler. Die Höhe dieser Stiftungen, unter denen die der Frau Apollonia von Wiedebach vom Jahre 1525 die bedeutendste ist, bezeugt uns ebenfalls den zunehmenden Reichtum der Bürgerschaft um die Wende des 15. Jahrhunderts.

6. Die Bürgerschaft.

Den Kern der Einwohnerschaft bildeten die Bürger. Im Jahre 1474 hatte Leipzig nach einer Angabe des Rates 519 ansässige Bürger und stand unter den sächsischen Städten an der zweiten Stelle hinter Freiberg, das 579 Bürger

hatte. Diese Angabe ist aber für Leipzig wohl etwas zu niedrig, denn die Zahl der bewohnbaren Grundstücke in der inneren Stadt betrug gegen 700. Auch nahm die Zahl der Bürger in den nächsten Jahrzehnten stark zu, so daß sie um 1500 gegen 900 betrug. Rechnen wir zu den Bürgern die Frauen und Kinder, die Schutzverwandten, die Gesellen und das Gesinde und die Universitätsangehörigen, so dürfen wir die Bevölkerung von Leipzig um 1500 auf 9000 Menschen schätzen. Die Bevölkerungszunahme beruhte jedoch nicht auf einem Überschuß der Geburten über die Todesfälle, sondern auf der Zuwanderung von auswärts. Zu den sächsischen Städten und Dörfern, aus denen in den ersten Jahrhunderten ein starker Zuzug in die aufstrebende Handelsstadt stattfand (vergl. S. 109), kamen im 15. und 16. Jahrhundert Schwaben und Franken, Rheinländer und Niederländer und im 17. und 18. Jahrhundert französische Reformierte und italienische Katholiken. Diese Zuwanderung ist für unsere Stadt von der größten Bedeutung gewesen, denn sie hat ihr nicht nur frisches Blut zugeführt, sondern auch tüchtige Kraft. Von den Männern, die in den verschiedenen Jahrhunderten im Rate, im Handelsstand und an der Universität eine führende Stellung innehatten, waren die meisten keine geborenen Leipziger. Aber trotz dem niemals versiegenden Zustrome von außen nahm die Einwohnerzahl nur langsam zu. Noch im 18. Jahrhundert wunderte sich mancher Fremde, der nach Leipzig kam, über die Kleinheit der Stadt im Vergleich mit ihrer kulturellen und merkantilen Größe. Noch 1792 hatte Leipzig nur 28421 Einwohner. Die Zahl 30000 wurde erst 1795 erreicht, 40000 erst 1830.

Das Bürgerrecht hing mit der Ansässigkeit zusammen. Nur wer ein Haus besaß oder binnen Jahr und Tag erwerben wollte, konnte Bürger werden. Ferner mußte jeder, der um Aufnahme in die Bürgerschaft nachsuchte, seinen „Geburtsbrief" vorlegen, d. h. seine ehrliche und eheliche Herkunft und seine deutsche (nicht wendische) Abstammung urkundlich oder durch einwandfreie Zeugen nachweisen. Das Bürgergeld, das er bei der Ablegung des Bürgereides auf dem Rathause zu entrichten hatte, schwankte um 1500 je nach der Höhe seines Vermögens zwischen 10 Groschen und 15 Gulden; später war es bedeutend höher. Bürgerssöhne waren von dieser Abgabe frei, und auch tüchtigen Meistern und Künstlern, Ratsbeamten, Ärzten und Gelehrten wurde das Bürgerrecht oft umsonst verliehen. Wer nicht in der Stadt ansässig werden, aber doch unter dem Schutze der Gerichtsbarkeit des Rates wohnen und seinem Erwerbe nachgehen wollte, hatte dem Rate als Schutzverwandter eine bestimmte jährliche Abgabe zu entrichten. Juden, Reformierte und Katholiken durften bis ins 19. Jahrhundert keinen Grundbesitz erwerben, konnten also auch nicht Bürger werden, sondern mußten als Schutzverwandte hier wohnen. Die ärmeren Einwohner in den Vorstädten schlossen sich in den sogenannten Nachbarschaften zusammen.

In der Bürgerschaft hatten die Händler und die Handwerker wohl von Anfang an ein Übergewicht über die nur Landwirtschaft treibenden Bürger, doch behielten Ackerbau und Viehzucht lange Zeit ihren Einfluß auf das Aussehen der Stadt und die Lebensweise ihrer Bevölkerung. Noch im 16. Jahrhundert standen in den südlichen Stadtteilen große Wirtschaftshöfe, und vor den Toren der Stadt hatten die reicheren Bürger ihre Vorwerke und Gärten, die ihnen neben der Annehmlichkeit des Landaufenthalts im Sommer auch einen Teil ihres Lebensunterhalts lieferten. Leipzig ist nicht erst im 18. Jahrhundert zu einer Gartenstadt geworden; es war schon im 15. Jahrhundert von einem grünen Kranze schöner Gärten rings umschlossen. In der Ordnung „Vom lohn der Dienstboten" wird 1551 das Gesinde auf den Vorwerken sogar vor dem in der Stadt und in den Vorstädten aufgeführt. Noch im 17. Jahrhundert wird darüber geklagt, daß die 200 Acker große Gemeine Viehweide beim Kuhturm der Stadt nur wenig einbrachte, weil die Ratsherren hier ihr Vieh ohne Entgelt weiden zu lassen pflegten. Wie die Ratsherren, so hatten auch viele Bürger neben ihrem Handel und Handwerk etwas Viehzucht. Das Recht der Bäcker, zwölf Schweine halten und mästen zu dürfen, wurde erst 1556 „wegen des übermäßigen, unleidlichen und hochschädlichen Gestancks" auf zwei bis drei Schweine für jeden Bäcker beschränkt, nachdem der Rat gegen die Unsitte, diese Schweine in der Stadt selbst zu halten, ja sie wohl gar auf den Straßen frei laufen und wühlen zu lassen, schon manche fruchtlose Verordnung erlassen hatte.

Das mittelalterliche Bestreben, die verschiedenen Stände und Schichten des Volkes schon äußerlich durch die Tracht voneinander getrennt zu halten, äußerte sich in Leipzig in den Kleiderordnungen bis ins 18. Jahrhundert herab. Neben den Universitätsverwandten und den Staatsbeamten, die sich nach den Landesordnungen zu richten hatten, unterschied man in der Stadt drei Stände: Den ersten bildeten die Ratsherren und die Kaufherren, den zweiten die gemeinen Bürger (die Kramer) und die Handwerker, den dritten die Dienstboten und das Gesinde. Die Ordnungen bestimmen immer wieder, welche Stoffe und was für Schmuck die einzelnen Stände tragen durften, aber darüber hinaus enthalten sie auch zahlreiche Angaben über die Sitten und Unsitten bei Hochzeiten, Taufen und Leichenbegängnissen und im Wirtshausleben.

Als 1452 der italienische Bußprediger Johannes Capistranus durch Deutschland zog und überall in feurigen Predigten gegen den Luxus, die Spielwut und die Trunksucht eiferte, da soll sich auch in Leipzig das zerknirschte Volk unter dem Eindruck dieser Predigten, die nach einem Berichte des Rates süßer waren als Honigseim, gebessert haben. Doch hielt das nur kurze Zeit vor. Gegen Glücksspieler und Falschspieler hatte der Rat schon frühzeitig ein-

schreiten müssen; unter den Spielern, die er aus der Stadt auswies, war gewiß mancher gefährliche Bursche, das beweisen schon die Spitznamen Todenhand, Sturzbecher, Schmiß, Teufel, Spießknecht usw. Auch der Luxus war in einer Handelsstadt wie Leipzig wohl immer groß, und wie anderswo versuchten es auch bei uns die unten denen oben gleichzutun. Wenn der Rat 1506 den Angehörigen des ersten Standes bei Hochzeiten sechs Tische zu je zehn Gästen und zur Hauptmahlzeit sechs und zur Abendmahlzeit fünf Gerichte, den gemeinen Bürgern und den Handwerkern aber vier Tische und zur Hauptmahlzeit fünf und zur Abendmahlzeit vier Gerichte gestattet, so gibt uns das eine Vorstellung von dem Aufwande, der schon damals bei Hochzeiten getrieben wurde. 1596 erlaubte der Rat den Angehörigen des ersten Standes sogar 120 einheimische Hochzeitsgäste und dazu so viele fremde Gäste, wie man nur wollte. Stark essen und trinken war das höchste Vergnügen unsrer Vorfahren; es bildete auch bei den jährlichen Zusammenkünften der Zünfte den Hauptbestandteil des Festes neben dem Tanze.

Der Tanzsaal der Stadt war im 15. und 16. Jahrhundert der große Saal im Rathause. Der Pfeiferstuhl, auf dem die Spielleute den Tanzenden aufspielten, steht noch an der nördlichen Wand des Saals. Der schöne Raum wurde vom Rate den Hochzeitsgästen nach beendetem Festmahle, aber auch den Handwerkern zu ihren Gesellentänzen bereitwillig überlassen, ja zu dem alljährlich wiederkehrenden Fastnachtstanz ließ der Rat selbst die Einladungen ergehen. Verordnungen sollten auch hier allem groben Unfug wie dem Schwenken und Umdrehen der Tänzerinnen wehren; mit welchem Erfolge, das zeigen die zahllosen Bußen, die Jahr für Jahr bezahlt werden mußten. Der Rat beschloß deshalb 1558, den neuen Rathaussaal nicht mehr jedem Beliebigen zu überlassen; wer ihn haben wolle, solle beizeiten darum nachsuchen, damit der Rat darüber beschließen könne.

Während der Fastnachtstanz, der noch um 1500 die vornehmsten Kreise der Bürgerschaft und die Edelleute der benachbarten Rittersitze im Rathaussaale vereinigt hatte, seine Bedeutung allmählich verlor, nahm das Mummenlaufen auf der Straße überhand. Der Rat gebot deshalb 1600, niemand solle sich mit Mummenkleidern, Larven und anderer Leichtfertigkeit weder bei Tage noch bei nächtlicher Weile auf den Gassen sehen, finden und betreten lassen, auch solle man sich des „viehischen Geplärrs, Geschreies und Jauchzens" enthalten. Als die Fastnachtslust trotzdem immer wieder alle Schranken der Zucht durchbrach, wiederholte der Rat seine Verordnungen dagegen. Eifernde Geistliche verdammten auch den Mummenschanz als Überbleibsel des Heidentums, ähnlich wie sie das alte harmlose Heilig-Christ-Spiel (Larvae Natalitiae), das der Rat 1680 „wegen des besorglichen Schreckens und Furcht unter denen Kindern" verbot, als einen papistischen Greuel bezeichneten.

Auch andre alte Volkssitten und Volksfeste wie das Todaustreiben, der Umzug des Palmesels in der Passionszeit und die Passionsspiele werden von den Chronisten erwähnt, und in zahlreichen lateinischen Versen schildert der Universitätsprofessor Johannes Tuberinus 1512 die große Prozession, die am Fronleichnamstage durch die mit Maiengrün, Laubgewinden und Teppichen festlich geschmückte Stadt zog. Durch die Reformation wurden diese kirchlichen Feste abgeschafft. Dagegen wurden die großen Schießen, die der Rat in längeren Zwischenräumen abhielt, immer mehr zu wirklichen Volksfesten, denn der damit verbundene Glückstopf (Lotterie) und allerlei Kurzweil versammelten außer den Schützen zahlreiche Schaulustige auf dem Schießplatz. Zu dem Schießen, das der Rat vom 9. bis zum 15. Juli 1559 auf der Schloßwiese abhalten ließ, wurden 59 Städte eingeladen, und neben dem Kurfürsten, der seine Gemahlin und seine Schwiegermutter mitbrachte, ritten einige zwanzig Herzöge, Fürsten und Grafen in die Stadt ein. An dem Schießen beteiligten sich 171 Schützen. Der beste gewann 300 Gulden. Der Hauptgewinn im Glückstopf war ein vergoldeter Doppelbecher im Werte von 116 Gulden. An Kurzweil gab es ein Fischerstechen auf dem Wasser, ein Tonnenstechen auf dem Schießplatz, Wettlaufen von Bauerndirnen, Wettlaufen von Bauernburschen, einen Tanz, den die Kürschner, wie wilde Männer ganz in Pelzwerk gehüllt, aufführten, und den sie mit einer kurzen Komödie beschlossen, Vorführungen eines Gauklers, Fechtschulen und Stangenklettern. Bei dem großen Festessen, das der Rat den Schützen auf dem Rathause gab, speiste man an den 18 Tafeln der Räte, Junker und Frauenzimmer 9 Gänge von je 2 Gerichten und an den 38 Tischen der gemeinen Schützen 8 Gerichte, nämlich 1. Salat, Schinken und Eier, 2. Hühner mit Limonien, 3. Gebratenes, 4. Weißen Aal mit Salbei, 5. Kalt Essen von Mandeln, 6. Zungen gewürzt, 7. Krebse und 8. als Nachtisch Käse und Kuchen.

Die Fechtschulen oder Fechtakademien, wie man sie später nannte, gehörten auch zu den Meßschaustellungen. Neben dem Fechten war das Ballschlagen besonders beliebt; seit 1692 gab es hierfür ein besonderes Ballhaus in Bräunigkes (Hohmanns) Hof in der Petersstraße. Andere öffentliche Vergnügungen fanden schon viel früher besonders in der Fastnachtszeit auf dem Marktplatz oder im Rathaussaale statt, so 1514 ein Stechen (Turnier), das reiche Bürgerssöhne auf dem Markte hielten, wobei das Rathaus wirklich als theatrum, als Schauhaus, diente. 1582 wurde sogar eine Tierhetze zwischen einem Löwen und einem Stier auf dem Markte abgehalten. Im Rathaussaale wurden öfter Komödien gespielt, anfangs von Studenten, bald auch von Thomas- oder Nikolaischülern, und dem entsprechend meist in lateinischer Sprache, aber Johannes Musler, der von 1525 bis 1535 Rektor der Nikolaischule war und einen Kreis vornehmer Bürgerssöhne um sich sammelte, ließ auch schon eine gereimte deutsche Über-

setzung der Hecyra des Terenz auf dem Rathaus öffentlich aufführen. Auch in der Universität, auf dem Schuhhaus und über den Fleischbänken, in Privathäusern, ja sogar in den schönen Gärten vor der Stadt wurden zuweilen Komödien gespielt. Zu den klassischen Stücken kamen die neueren Dichtungen biblischen oder mythologischen Inhalts. Am 19. Juli 1585, früher als in andern deutschen Städten, trieben englische Komödianten auf dem Rathause ihr Spiel mit Springen und allerlei Kurzweil, wofür sie vom Rate eine Verehrung von fünf Talern erhielten; nachdem aber der Reiz der Neuheit vorbei war, ließ sich der Rat von den englischen Komödianten ebenso wie von anderen Meßschaustellungen das Stättegeld bezahlen. 1620 wurde in Leipzig die erste Sammlung der „Engelischen Comedien und Tragedien" gedruckt. Das regelmäßige Auftreten deutscher Schauspielgesellschaften während der Messen begann im 17. Jahrhundert.

Von den beiden Lateinschulen war die ältere, die Thomasschule, gegründet 1213 gleichzeitig mit der Stiftung des Thomasklosters (vergl. S. 113), bis in die Reformationszeit eine Klosterschule. Die Knaben, die im Kloster wohnten und gespeist wurden, hatten in der Thomaskirche und — da dem Propste des Thomasklosters das gesamte Kirchenwesen der Stadt unterstellt war — auch in der Stadtkirche, der Nikolaikirche, beim Gottesdienste mitzusingen. Neben dem Rektor, dessen Amt uns seit 1295 bezeugt ist, stand deshalb schon im 15. Jahrhundert ein Kantor. Außerdem waren mehrere Lehrer angestellt, denn mit den Alumnen nahmen auch zahlreiche Stadtkinder an dem Unterrichte teil, obgleich die Zustände an der Schule öfter zu Klagen Anlaß gaben. Die enge Verbindung zwischen der Thomasschule und der Thomaskirche blieb auch nach der Aufhebung des Thomasklosters bestehen.

Die Errichtung der Nikolaischule entsprang dem Wunsche des Rates, eine Stadtschule zu haben, über deren Betrieb er selbst zu verfügen hatte. Schon 1395 erteilte Papst Bonifaz IX. den Leipzigern die Erlaubnis, am Nikolaikirchhof oder an einem andern geeigneten Platze der Nikolaiparochie eine Schule für Knaben zum Unterricht in der Grammatik, andern Elementarkenntnissen und den freien Künsten zu errichten. Es war also eine höhere Schule geplant. Doch verzögerte sich die Ausführung des Plans, und da seit 1409 die Universität den Bürgern die Gelegenheit bot, ihre Söhne in die Wissenschaften einführen zu lassen, erschien die Errichtung einer städtischen Lateinschule dem Rate wohl weniger dringlich. Erst 1511 wurde die Nikolaischule am Nikolaikirchhof errichtet. Auch die Nikolaischüler sollten an Sonn- und Festtagen in der Kirche singen, doch hat der Nikolaischulchor niemals eine ähnliche Bedeutung erlangt wie der Thomasschulchor.

Neben den Lateinschulen gab es keine öffentlichen deutschen Schulen, sondern nur Privatschulen, die von Rechen- oder Schreibmeistern geleitet

wurden, und in denen die Kinder außer Lesen, Schreiben und Rechnen wohl nicht viel lernten. Später wurden sie verächtlich Winkelschulen genannt. Wer seine Kinder nicht einer der beiden Lateinschulen oder einem dieser Rechen- und Schreibmeister anvertrauen wollte, der mußte sie daheim unterrichten lassen, und in den Häusern der reichen Bürger war das wohl oft der Fall. An der Universität waren nicht nur ältere Studenten stets zum Unterrichten bereit; auch die jüngeren Magister und Doktoren nahmen gern einen solchen Zuschuß zu ihrer kärglichen Besoldung hin. Doktor Auerbach, einer der bekanntesten Gelehrten seiner Zeit, unterrichtete einen Sohn des Ratsherrn Hans Hummelshain und führte 1519 die Schwester seines jungen Zöglings als Gattin heim.

Auch sonst bestanden zwischen dem Handelsstand und den Universitätskreisen enge Beziehungen, die sich auf der einen Seite in Schenkungen und Unterstützungen, auf der andern in Widmungen und Lobpreisungen äußerten. Da es bis ins 17. Jahrhundert keine geregelte staatliche Postverbindung gab, bedienten sich die Gelehrten für ihren Briefwechsel und ihre Geld- und Büchersendungen oft der gern gewährten Vermittelung der reichen Kaufherrn, deren Geschäftsverbindungen schon in der Reformationszeit einen großen Teil Deutschlands umspannten. Männer wie die Ratsherren Scherl und Walter hatten für arme Studenten und junge Gelehrte eine offene Hand und wurden deshalb gepriesen. Als der starre Katholik Walter von einem schweren Schicksalsschlage getroffen wurde, da klagte auch Melanchthon in Wittenberg über seinen Sturz.

Während im öffentlichen Leben bei Festen, Gelagen und Tänzen oft ein übermäßiger Aufwand getrieben wurde, war das häusliche Leben, wie aus Nachlaßverzeichnissen hervorgeht, in der Reformationszeit verhältnismäßig einfach. In reichen Häusern waren zwar die Wände getäfelt oder mit gewirkten Teppichen und gemalten Tapeten behängt, aber der Hausrat war dürftig. Nur in der Kleidung und in Leib-, Tisch- und Bettwäsche herrschte oft Überfluß, ja Verschwendung. Selten war dagegen in den Zimmern ein Schmuck von Kunstwerken, ebenso selten der Besitz einer kleinen Bibliothek. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Ausstattung der Zimmer luxuriöser, und im 17. Jahrhundert entstanden auch in Leipzig größere Kunstsammlungen. Die Rats- oder Stadtbibliothek geht auf die Stiftung des Oberhofgerichtsfiskals Huldrich Groß vom Jahre 1677 zurück.

Wenn Leipzig in der Pflege der Kunst längere Zeit hinter den großen süd- und westdeutschen Handelsstädten zurückstand, so lag das daran, daß es im Vergleich mit Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M., Mainz und Köln doch nur ein junger Emporkömmling war, und daß der Wohlstand der Stadt immer wieder durch unglückliche Kriege gedämpft wurde. Kein zweites deutsches

Land hat unter kriegerischen Stürmen so schwer gelitten wie Sachsen, dessen Fürsten und leitende Staatsmänner das Mißgeschick oder Ungeschick hatten, in großen geschichtlichen Entscheidungen fast stets auf der unterliegenden Seite zu stehen.

7. Kriege, Schlachten, Belagerungen.

Die Sicherheit einer mittelalterlichen Stadt beruhte auf der Stärke ihrer Mauern und der Wehrkraft ihrer Bürger. Über die Erbauung der Stadtmauer und die Dienstpflicht der Bürgerschaft besagt die Gründungsurkunde von Leipzig nichts. Erst 1443 wird uns das Bestehen einer Schützenbrüderschaft bezeugt, deren Mitglieder später zwei Gesellschaften bildeten: die der Büchsenschützen (Petersschießgraben) und die der Armbrustschützen (Ranstädter Schießgraben), und erst aus dem Harnischbuch von 1466 erfahren wir, daß die Stadt für Kriegs-, Aufruhrs- und Feuersgefahr in vier Viertel (Petersviertel, Hainisches oder Ranstädter Viertel, Hallisches Viertel und Grimmaisches Viertel) geteilt war, und daß die Innungen und die einzelnen Bürger dazu verpflichtet waren, für den Fall der Not eine bestimmte Anzahl von Schutz- und Trutzwaffen bereit zu halten.

Die Not trat in jener fehdelustigen Zeit oft genug an die Bürger heran. In der glücklichen Schlacht bei Lucka, in der 1307 die Markgrafen Friedrich der Freidige und Diezmann das Heer des Königs Adolf von Nassau zurückschlugen (vergl. S. 105), und in der blutigen Schlacht bei Aussig, wo 1426 die Blüte der sächsischen und thüringischen Ritterschaft vor der Wagenburg der Hussiten fiel, kämpften zahlreiche Leipziger mit. Im Januar 1430 standen dann die Hussiten vor Leipzigs Toren. Die Schrecken dieses großen Raubzuges, auf dem die Tschechen in kaum vier Wochen das Land von den Pässen des Erzgebirges bis an die Elbe und über Oschatz, Grimma, Wurzen und Leipzig bis nach Altenburg und Plauen i. V. weit und breit verheerten, sind von den Chronisten stark übertrieben worden. An der Entstehung der zahlreichen Wüstungen in unserm Lande tragen die Hussiten wohl nur zu einem kleinen Teile die Schuld; der Auflassung dieser Dörfer und der Verteilung ihres Ackerlandes an die Bauern der Nachbardörfer liegen vielmehr zumeist wirtschaftliche Ursachen zugrunde (vergl. S. 118f). Die Sage von der dreimaligen Zerstörung der Stadt Taucha durch die Hussiten und von der einstigen Handelsblüte dieses Städtchens ist auch nur eine Sage; die alten Jahrmärkte von Leipzig sind nicht erst im 15. Jahrhundert, sondern schon lange vorher zu Messen geworden, und die Hussiten sind nicht dreimal, sondern nur einmal, im Januar 1430, bis in unsere Gegend vorgedrungen. Trotzdem mag die Verwüstung, die sie auf dem flachen Lande hinter sich ließen, schauerlich genug gewesen sein, und die Stadt Leipzig wurde durch die Heerfahrten in eine

Schuldenlast gestürzt, die durch den Bruderkrieg zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen und Herzog Wilhelm (1446—1451) noch gesteigert wurde. An die Greuel jener brudermörderischen Kämpfe erinnert in unsrer Thomaskirche noch jetzt der schöne Grabstein des Ritters Hermann von Harras, der als Feldhauptmann des Kurfürsten 1450 an einem einzigen Tage in Thüringen sechzig Dörfer niedergebrannt haben soll. Um den Leipzigern aus ihren Schulden zu helfen, verlieh der Kurfürst ihnen damals (1458) ihre dritte Messe, den Neujahrsmarkt.

Verhängnisvoll für das ganze Land war der Leipziger Vertrag von 1485, in dem Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht das reiche Erbe der Wettiner teilten, wobei Leipzig dem Herzogtum Sachsen zufiel. Mit einem zerschnittenen Staatskleide, das keinem der beiden fürstlichen Brüder mehr paßte, verglich damals Klaus Narr das zerstückelte Gebiet seiner Herren. Der Teilung folgten Mißtrauen und Eifersucht, bald offene Feindschaft. Als es zwischen den protestantischen Schmalkaldnern und dem katholischen Kaiser Karl V. zur Entscheidung kam, stellte sich der junge, ehrgeizige Herzog Moritz trotz seinem protestantischen Bekenntnisse und seiner Verwandtschaft mit dem Kurfürsten auf die Seite des Kaisers. Der Lohn, der ihm für seine Untreue zufiel, war das halbe Land seines Vetters und sein Kurhut.

Leipzig aber erfuhr im Schmalkaldischen Kriege, was sich nun in jedem neuen Jahrhundert wiederholen sollte. Der Reichtum der Stadt und ihre Lage inmitten wichtiger Heer- und Handelsstraßen zogen jeden Feind wie mit magnetischer Gewalt vor ihre Mauern. Vom 6. bis zum 27. Januar 1547 wurde sie von den Kurfürstlichen umlagert, beschossen und bestürmt. Sie hielt zwar tapfer Stand, aber die feindlichen Geschütze richteten sie übel zu. Mehrere Volkslieder schildern uns den Verlauf der Belagerung und die Stimmung in der Bürgerschaft, und ein großer gleichzeitiger Holzschnitt gibt uns ein Bild von der Verwüstung der Stadt: Die Vorstädte sind niedergebrannt, der Boden ist von Laufgräben durchwühlt und mit den Schanzen und den Geschützen der Belagerer besetzt, dazwischen stehen die zum Sturm oder zur Abwehr von Ausfällen bereitgestellten Fähnlein der Landsknechte, dahinter erhebt sich die ummauerte Stadt mit ihren Kirchen, dem Rathaus und den eng aneinander gedrängten Häusern, im Süden hat der Feind schon Bresche geschossen, von der Pleißenburg stehen nur noch ausgebrannte Mauern aufrecht, ein Hauptbollwerk der Stadt, der Henkersturm, liegt in Trümmern.

Die Beschädigungen der Stadt wurden, zum Teil mit Beihilfe des Landesherrn, bald wieder ausgebessert. Nach der kurzen Regierung des Kurfürsten Moritz war die lange Regierungszeit seines Bruders, des Kurfürsten August, für Leipzig eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und reichen Gedeihens, denn der

Fürst war in jeder Weise bestrebt, die Wirtschaft und den Handel seines Landes zu fördern. Doch zeigten sich um die Wende des 16. Jahrhunderts bereits die Vorzeichen eines allgemeinen Verfalls. Die häßlichen konfessionellen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern, den Reformierten und den sogenannten Kryptokalvinisten führten in Leipzig am 19. und 20. Mai 1593 unmittelbar nach dem Schluß der Frühjahrsmesse zu dem Kalvinistensturm, bei dem zwei Häuser gestürmt und geplündert und zwei Personen tödlich verwundet wurden. Der Aufruhr wurde zwar rasch niedergeschlagen, und vier der Rädelsführer wurden am 1. Juni auf dem Marktplatze enthauptet, aber der Vorfall war doch für eine Handelsstadt wie Leipzig recht bedenklich, um so mehr, als sich dabei herausstellte, daß die Bürgerschaft von einer großen Unzufriedenheit mit der Willkürherrschaft des Rates und von einem starken Mißtrauen gegen die eigenmächtige und durch keine Vertretung der Bürgerschaft beschränkte Verwaltung der Stadt erfüllt war. Das Mißtrauen war nicht ungerechtfertigt. Schon ehe der große Krieg, der Deutschland aus einem der reichsten Länder zu einem der ärmsten machte, auch über Kursachsen hereinbrach, war Leipzig durch die üble Wirtschaft des Rates in einen Bankerott geführt worden, dessen Folgen jahrzehntelang schwer auf der Stadt lasteten.

Den Anlaß zu der Verschuldung der Stadt hatte die leichtfertige Verwaltung des Rates gegeben. Daß aber das Unheil solchen Umfang annahm, das war weniger die Schuld des Rates als vielmehr eine Folge der Zeitereignisse. Durch Sparsamkeit und die Erschließung neuer Einnahmequellen hätte der Rat vielleicht sein Finanzwesen wieder in Ordnung bringen können; die Übernahme der Mansfelder Kupfergruben, an denen mancher Leipziger und Nürnberger reich geworden war, in städtischen Betrieb im Jahre 1617 war ein ernstlicher Versuch hierzu. Aber anstatt daß diese Unternehmung der Stadt geholfen hätte, verschlimmerte sie nur noch ihre Lage, denn schon im nächsten Jahre brach der Krieg aus, der Handel und Wandel stocken ließ, und fast gleichzeitig setzte durch die verbrecherische Tätigkeit der Kipper und Wipper, unter denen die deutschen Fürsten obenan standen, jene Entwertung des Geldes ein, die den deutschen Geldmarkt von Grund auf erschütterte. In der allgemeinen Unsicherheit verlor manches festgegründete Vermögen den Halt, um wie viel weniger vermochten die schon erschütterten Finanzen Leipzigs standzuhalten. Schon 1625 war die Stadt zahlungsunfähig; sie konnte nicht nur die aufgenommenen Kapitalien nicht zurückzahlen, sie zahlte auch keine Zinsen mehr aus. Notgedrungen mußte Kurfürst Johann Georg I. die schwerverschuldete und von allen Seiten bedrängte Stadt in seinen Schutz nehmen, aber zu gleicher Zeit stellte er ihre Verwaltung unter strenge Aufsicht. Eine kurfürstliche Kommission wurde eingesetzt, die Einnahmen und Ausgaben der Stadt zu überwachen und die Ver-

handlungen mit den Gläubigern zu führen. Zwei Menschenalter stand die gesamte Verwaltung Leipzigs unter staatlicher Oberaufsicht, von 1627 bis 1688, denn der Krieg, der 1631 auch Kursachsen in seinen Bereich zog, häufte in Leipzig Schulden auf Schulden. Drei große Feldschlachten wurden in der nächsten Umgebung von Leipzig geschlagen; fünfmal wurde die Stadt in den Jahren 1631 bis 1642 belagert und beschossen, und von 1642 bis 1650 war sie dauernd in der Gewalt der Schweden.

Das Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav Adolf zur Rettung des deutschen Protestantismus zog auch Kursachsen in den Krieg hinein, der seit dreizehn Jahren Deutschland verwüstete. Noch schwankte der Kurfürst, der bisher zum Kaiser gehalten und im Februar 1631 auf dem Leipziger Konvent vergebens versucht hatte, die deutschen Protestanten unter seiner eigenen Führung zu einigen. Um ihn vor dem Anschluß an Gustav Adolf abzuschrecken, rückte Tilly auf den Befehl des Kaisers mit seinem Heer von dem eroberten und mißhandelten Magdeburg unter schweren Drohungen gegen Kursachsen vor. Sein Drängen hatte gerade den entgegengesetzten Erfolg, den es haben sollte. Der Kurfürst vereinigte jetzt am 6. September 1631 sein Heer mit den Schweden bei Düben. Leipzig aber war den Feinden preisgegeben. Die reichen Einwohner flüchteten in Scharen, und die Bürgerschaft zeigte nicht die Entschlossenheit und Ausdauer, mit der sie im Schmalkaldischen Kriege wochenlang den Feinden getrotzt hatte. Nur einen Tag widerstand die Stadt am 5. September einer heftigen Beschießung, schon am nächsten Tage ergab sie sich an Tilly gegen leidlichen Akkord. Die Verhandlungen wurden in dem Hause des Totengräbers vorm Grimmaischen Tore geführt, worin man ein übles Vorzeichen für Tilly erblickte. Hätte die Stadt nur noch einen Tag ausgehalten, kein Kaiserlicher hätte sie betreten. Die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September 1631, in der Tillys Stern vor dem Mittnachtstern erblich, befreite Mitteldeutschland von den bösen Gästen. Unter dem Eindruck dieses jähen Umschwunges dichtete damals Georg Gloger:

An das erlösete Leipzig.

Du zwier-beherrschte Stadt, fast jnner zweyen Tagen,
Die du von Ungelück vnd Glücke weist zu sagen,
Wie war dir wohl zu Muth, als Tilly dich vmbrange
Mit Wagen, Heer vnd Macht? — Furcht, Angst vnd Noth mich drange.
Wie, als dich wieder frey dein Siegesfürste machte,
Vnd schlug den Feind ins Feld? — Da frewt' ich mich vnd lachte!

Und nicht nur Leipzig, das ganze protestantische Sachsen lachte und spottete hinter Tilly her. Eine Flut von Spott und Hohn ergoß sich über den eben noch Gefürchteten, jetzt Verachteten. Die Schlacht bei Breitenfeld oder auf dem breiten Felde, wie es in den gleichzeitigen Liedern oft heißt, erlöste das Volk wie von

einem Alpdruck, und der freieren Brust entrang sich eine Schar von Spottliedern, die hinter Tilly herschwirrten wie ein Schwarm von Krähen hinter einem verscheuchten Raubvogel.

Gustav Adolf war den fliehenden Feinden gefolgt, ohne Leipzig zu betreten. Nur seine Gattin Maria Eleonora weilte im Dezember 1631 in der Stadt; die Universität überreichte ihr eine kostbar in Sammet gebundene und mit vergoldeten Silberbeschlägen verzierte Bibel im Werte von 85 Talern, der Rat eine silberne Kanne, ein silbernes Becken und zwei silberne Leuchter im Werte von 200 Talern, und Paul Fleming, der in seinen Gedichten oft der Zeitereignisse gedenkt, begrüßte die Königin mit einer schwungvoll-schwülstigen Ode.

In dem Gefühle, durch den Sieg bei Breitenfeld geborgen zu sein, trat Leipzig mit frohen Hoffnungen in das neue Jahr 1632 ein. Aber die Freude wurde nur zu bald durch böse Botschaften und schlimme Befürchtungen getrübt. Man hörte zwar, daß Tilly in einer zweiten Schlacht gegen den Schwedenkönig am Lech seinen Tod gefunden hatte, aber zu gleicher Zeit erfuhr man, daß sich Wallenstein dem Kaiser wieder zur Verfügung gestellt hatte und in Böhmen ein starkes Heer zusammenzog. Ende Mai packten die reichen Kaufleute in Leipzig schon wieder ihre wertvollsten Güter, um bei der ersten Nachricht von dem Herannahen der Feinde auf und davon zu gehen. Im Juli kam die Nachricht, der gefürchtete Holcke sei über die Pässe des Erzgebirges in Sachsen eingebrochen. Unter schauerlichen Plünderungen und Verwüstungen kamen seine Scharen das Gebirge herab. Im August fiel Zwickau in ihre Hände. Mit inbrünstigen Gebeten feierte man in Leipzig am 7. September noch das Jahresgedächtnis der Schlacht bei Breitenfeld, aber dann folgte eine Schreckensbotschaft der andern: Chemnitz sei erobert, auch Freiberg, Meißen und Oschatz; Frohburg und Lommatzsch seien verbrannt worden, und am 15. Oktober wälzten sich die Scharen der flüchtigen Landleute nach Leipzig, und nun begann auch in der Stadt wieder das Flüchten. Bald zeigte sich der Vortrab der Kaiserlichen. Am 18. Oktober rückte Holcke selbst vor die Stadt, und da seine Aufforderung zur Übergabe abgewiesen wurde, begann er am 21. Oktober Granaten einzuwerfen.

Diese zweite Beschießung, die Leipzig im Dreißigjährigen Kriege zu erleiden hatte, währte noch kürzer als die erste durch Tilly. Als die Leipziger sahen, daß es ernst wurde — so berichtet unser Chronist Johann Jakob Vogel in seinen Leipzigischen Annalen —, da entsank ihnen aller Mut, und sie akkordierten noch in derselben Nacht mit den Feinden. Am Mittag des 22. Oktobers 1632 zog Holcke in die Stadt ein. Am nächsten Tage übergab der Schloßhauptmann Vopelius ohne Not auch noch die feste Pleißenburg. Die Stadt wurde verhältnismäßig glimpflich behandelt. Außer einer starken Kontribution, die sie Holcken zum Teil schuldig bleiben mußte, hatte sie wenig zu leiden.

Immer näher drängten sich jetzt die Wogen des Krieges in unsre Gegend. Am letzten Oktober zog den ganzen Tag über das große Heer Wallensteins westlich an Leipzig vorbei nach Lützen zu. Gustav Adolf war seinen Gegnern von Nürnberg her auf dem Fuße gefolgt und rückte über den Thüringer Wald, Erfurt und Naumburg gegen Leipzig vor. Bei Lützen stieß er am 6. November 1632 auf Wallenstein, und in einem furchtbar blutigen Kampfe errangen die Schweden den Sieg, aber sie bezahlten ihn teuer mit dem Leben ihres Heldenkönigs. Doch auch die Kaiserlichen verloren ihren besten Reiterführer, den Feldmarschall Grafen Pappenheim, der tödlich verwundet wurde; nach einem gleichzeitigen Berichte starb er, noch ehe er nach Leipzig gebracht werden konnte. Wenn man in Leipzig später erzählte, Pappenheim sei erst am Tage nach der Schlacht in der Pleißenburg gestorben, und wenn man auch noch die Erkerstube in dem ersten Stockwerke des Trotzers als Pappenheims Sterbezimmer zeigte, so hat man wohl den Raum, in dem seine Leiche aufgebahrt war, irrig für sein Sterbezimmer gehalten.

Der Gustav-Adolf-Verein, der 1832 von dem Leipziger Superintendenten Großmann errichtet wurde, erhält das Gedächtnis des Schwedenkönigs in unserm Volke, und auf dem Schlachtfelde von Lützen steht jetzt auf der Stelle, wo die blutige Leiche des Königs neben einem großen Feldstein gefunden wurde, eine Kapelle; ein gleichzeitiger Dichter aber preist die Lützner Feldflur mit den Worten:

Gebenedeyte Erden,
Wo nur ein Tröpflein klein
Diß Bluts getrocknet ein,
Gepreiset soltu werden.
Kein edlers Königs Blute
Uns zu gute
Mag je vergossen sein.

Nach der Niederlage bei Lützen mußten die Kaiserlichen auch aus Leipzig wieder weichen. Am 8. November früh um 10 Uhr verließ Wallenstein die Stadt, nachdem bereits in der Nacht vorher der größte Teil seines übel zugerichteten Heeres nach Borna abgezogen war. Die zahlreichen Nachzügler, die mit den Verwundeten in Leipzig zurückgeblieben waren, ließen sich zwei Tage später durch sächsische und schwedische Reiter überrumpeln, und nach einem kurzen Blutbade war die Stadt wieder in den Händen ihres Landesherrn. Nur auf der Pleißenburg standen noch gegen 700 Kaiserliche unter dem Befehl des Oberstwachtmeisters Melchior Moser. Entschlossener und mutiger als Vopelius erklärte Moser, sich bis auf den letzten Mann halten zu wollen, wenn ihm nicht günstigere Bedingungen zugestanden würden. Das Schloß wurde beschossen, aber die Kaiserlichen schossen wacker dagegen, machten Ausfälle und belästigten die Stadt in jeder Weise, so daß endlich noch 1500 Schweden unter dem General-

feldwachtmeister Dodo von In- und Kniphausen in die Stadt einrücken und eine regelrechte Belagerung eröffnen mußten. Jetzt erst kapitulierte Moser am 2. Dezember 1632 gegen freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Dopelius aber wurde wegen seiner feigen Haltung auf den Befehl des Kurfürsten in Dresden enthauptet.

Während die Schweden im nächsten Jahre in Süd- und Norddeutschland kämpften und das sächsische Heer in Schlesien stand, brach in den ersten Augusttagen Holcke zum zweitenmal durch die Pässe des Erzgebirges in das schutzlose Land ein. Sein rascher Zug galt vor allem der Stadt Leipzig, die ihm einen Teil der vorjährigen Kontribution schuldig geblieben war und bisher noch nicht ans Bezahlen gedacht hatte. Am 12. August 1633, bald nach Mitternacht, begann die dritte Beschießung der Stadt, und noch ehe es Mittag wurde, hatte das „grausame Krachen und Knallen" die Bürgerschaft so mürbe gemacht, daß sie alle Bedingungen Holckes annahm. Im Vergleich mit andern Städten kam Leipzig auch diesmal glimpflich genug davon. Holcke holte sich zwar seine Schuld mit Zins und Zinseszins, aber den Plünderungen und Erpressungen seiner Soldaten tat er mit eiserner Strenge Einhalt. Trotzdem war ihre Beute reich genug, daß sie rühmen konnten, sie kämen von der Leipziger Messe. An diese dritte Beschießung der Stadt erinnerte in unserer Nikolaikirche, die von mehreren Granaten schwer getroffen wurde, noch lange eine unter dem Gewölbe eingemauerte Kugel mit der Inschrift:

A. 1633. d. 12. Aug. h. 9. antē.*)

Als Holcke diese Stadt mit vielen Feuerballen
Beängstigte, ist hie auch dieser eingefallen.
Bußthränen löschten ihn, drum dämpfft' ihn Gottes Hand,
Daß niemand ward verletzt, und nichts geriet in Brand.

Der Abschluß des Prager Friedens zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser im Jahre 1635 weckte neue Hoffnungen. „Nun freut euch, lieben Christen gemein!" sang damals Martin Rinckart im Anschluß an ein Lutherisches Lied:

Nun ziehet aus zu Land und Meer,
Ihr Kauf- und Handelsleute!
Die Straßen sind nun wieder leer
Und frei von Raub und Beute.
Es hat die güld'ne Friedenskraft
Die Diebesmützen abgeschafft
Und alle Plackereyen.

Nun leget wieder Hand an Pflug,
Ihr wackern Ackerknechte!
Der Gaul, der vor Freibeuter trug,
Itzt träget Dorfgeschlechte.

*) D. h.: Im Jahre 1633 den 12. August um 9 Uhr vormittag.

Aber wie wenig durften sich Stadt und Land des Friedens freuen. Was den Kaiser zum Freunde gemacht hatte, machte ja die Schweden zu Feinden. Um den Kurfürsten für seinen Abfall zu strafen, rückten die Schweden unter Johann Baner im nächsten Jahre in Kursachsen ein, und am 13. Januar 1637 begann die vierte Beschießung Leipzigs. Obgleich sie wochenlang fortgesetzt wurde, blieb sie erfolglos, und das war hauptsächlich das Verdienst des Schloßkommandanten Oberst von Trandorff. Am 6. Februar mußte Baner abziehen. Leipzig war gerettet, aber das flache Land und die kleineren Städte wurden nun furchtbar heimgesucht, am schwersten Wurzen, das im April 1637 jene „Wurznische Kreuz- und Marterwoche" zu erdulden hatte, von deren Greueln und Abscheulichkeiten uns die Flugschriften jener Zeit erzählen. Die Schweden waren ja nach dem Tode ihres großen Königs ein ebenso schlimmes Gesindel geworden, wie es in den kaiserlichen Heeren focht. Wie Heuschreckenschwärme verheerten diese Scharen das Land. Wo sie vorübergezogen waren, da waren die Dörfer verbrannt und die Bauern verschwunden. Wer nicht totgeschlagen oder zu Tode gemartert worden war, hatte sich in die Städte geflüchtet, wo man wenigstens des Lebens sicherer war, obgleich auch da die Not und die Pest unter den Einwohnern entsetzlich aufräumten.

Wie es damals in unseren kleineren Landstädten aussah, darüber geben uns die Schriften Martin Rinckarts Auskunft. Von etwa 6000 Einwohnern — so viele hatten die Stadt und das Amt Eilenburg Anfang der dreißiger Jahre gezählt — waren in den ersten acht Monaten des Jahres 1637 über 4000 Menschen durch die Not und die Pest umgekommen, nämlich 2500 in Eilenburg selbst, „so mit öffentlichen Kirchenzeremonien in der Stadt bestattet", ferner mehr als 1000 „beygesetzte arme Leute, die im Spital, auf dem Gottesacker, in Ställen, Scheunen und wüsten Häusern, auch teils auf dem Mist und öffentlichen Gassen und Straßen verdorben und ohne Klang und Sang begraben worden", ferner etwa 200, „so in und außerhalb der Stadt sich selber untereinander begraben", und endlich gegen 400, „die vor der Stadt umgekommen und unaufgezeichnet verblieben". Von den dreißig Geistlichen, die zur Superintendentur Eilenburg gehörten, waren in den drei Monaten Juni, Juli und August 1637 neunzehn gestorben, der Dichter selbst hatte seine Frau verloren. In den großen Städten, wo die Kranken rascher ärztliche Hilfe und wohl auch bessere Pflege fanden, hauste die Pest doch kaum weniger schlimm. In Leipzig wurden 1637 von etwa 20000 Menschen mehr als 4000 hinweggerafft, darunter mehrere Ratsherren und zwei von den drei Bürgermeistern.

Für den Handel von Leipzig waren die Pestjahre vielleicht noch schlimmer als die Kriegsjahre. Vor der wilden Soldateska hoffte wohl mancher fremde Kaufmann in einer teuer erkauften Salva Guardia Sicherheit zu finden, aber

gegen die Pest gab es nur einen Schutz, der verseuchten Stadt fernzubleiben. Die Jahre 1633, 1637 und 1642, in denen die Seuche in Leipzig am stärksten auftrat, sind für die Einnahmen in der Wage Jahre des tiefsten Standes.

Die Einnahmen in der Wage zeigen aber zugleich, daß der Handel auch in den stürmischsten Kriegsjahren niemals ganz stockte. Das schlechteste Jahr für die Wage war das Jahr 1644 mit einer Einnahme von 4000 Gulden; das war freilich nur noch der fünfte Teil dessen, was die Wage in ihrem besten Jahre 1629 eingenommen hatte (21652 Gulden), aber es kam doch immerhin noch dem Ertrage der Wage vor hundert Jahren gleich. In einer Stadt wie Leipzig hatten schließlich auch die Feinde ein gewisses Interesse daran, die Goldquelle, aus der sie mit beiden Händen schöpften, nicht ganz versiegen zu lassen. Wallenstein und Torstenson bestätigten der Stadt wiederholt ihre Meßfreiheit. Viele Kaufleute hatten sogar durch Lieferungen für den Krieg größere Einnahmen als vor dem Krieg. Das zeigte sich in der großen Üppigkeit und Verschwendung, die manche Kreise der Bürgerschaft trieben, so daß der Rat mehrmals Verordnungen dagegen erließ. Die große Menge der Bürgerschaft aber litt schwer unter Not und Entbehrung. Das erkennen wir aus den Einnahmen des Burgkellers, aus dem die Bürger, die nicht selbst zu brauen das Recht hatten, ihr tägliches Hausbier holten. Die Einnahmen des Burgkellers sanken von 32000 Gulden im Jahre 1629 auf 7000 Gulden im Jahre 1645.

Die schlimmste Zeit des Krieges waren für Leipzig die Jahre 1642 bis 1650, in denen es dauernd von den Schweden besetzt war. Im Oktober 1642 zogen die Schweden unter Linnard Torstenson heran. In Leipzig stand damals als Schloßkommandant immer noch der Oberst von Trandorff, der sich 1637 bewährt hatte. Die an Zahl nur geringen kurfürstlichen Truppen in der Stadt befehligte Joachim von Schleinitz. Trotz der Uneinigkeit zwischen der Bürgerschaft und dem Rat und trotz dem Mißtrauen zwischen dem Rat und dem Stadtkommandanten rüstete man sich zur Gegenwehr und widerstand am 20. Oktober einer heftigen Beschießung, denn man wußte, daß ein starkes kaiserliches Heer, das Entsatz bringen sollte, in der Nähe stand. Schon am 21. Oktober brannten auch wirklich die Schweden ihr Lager nieder und rückten nach Norden ab. Leipzig jubelte laut auf, aber die zweite Schlacht bei Breitenfeld, die am 23. Oktober 1642 auf dem blutgetränkten Gefilde geschlagen wurde, endete nach wenigen Stunden mit der gänzlichen Niederlage der Kaiserlichen, und noch am Schlachttage stand Torstenson zum zweitenmal vor Leipzig und richtete die Geschütze, die er von den Kaiserlichen erbeutet hatte, gegen die Mauern der Stadt. Trotz ihren getäuschten Hoffnungen wehrten sich die Bürger noch einen ganzen Monat lang, aber das gegenseitige Mißtrauen und die Unfähigkeit des Stadtkomman-

danten von Schleinitz führten endlich am 27. November 1642 den Fall der Stadt herbei. Deshalb sang man auf diese fünfte Belagerung den Spottvers:

Wer mit lahmen Hunden hetzet,
Das Messer auf einem Pelz wetzet,
Leipzig mit Schleinitzen besetzet,
Der hat übel gehetzet, gewetzet und besetzet.

Und da man glaubte, die den Kaiserlichen abgenommenen Geschütze und die Zufuhr frischer Munition aus Erfurt hätten den Schweden vornehmlich zu der Eroberung der Stadt verholfen, dichtete man weiter:

Schleinitzer Witz,
Kaiserlich Geschütz,
Erfurter Munition
Hat Leipzig gebracht in Kontribution.

Seit der Einnahme durch Torstenson, der seinen Sieg und die Wiederherstellung der zerschossenen Pleißenburg in zwei großen Inschriften am Turme der Pleißenburg der Mit- und Nachwelt verkündete, mußte Leipzig Jahr für Jahr regelmäßige Kontributionen an die Schweden entrichten. Es war für die verschuldete und ausgesogene Stadt die schwerste Zeit des langen Krieges. Die Not, die damals in der Bürgerschaft herrschte, tritt uns auch in den Aufzeichnungen der Kirchenbücher entgegen. Die Zahl der Taufen sank und noch mehr die der Hochzeiten, die z. B. in den Jahren 1644, 1646, 1647 und 1649 kaum noch den dritten Teil der im Jahre 1638 geschlossenen Hochzeiten erreicht.

Leipzig hat wohl niemals so tief darniedergelegen wie in jener Zeit, als der Wohlstand auf einen kleinen Kreis von Kaufleuten beschränkt, der Kredit der Stadt geschwunden und die Einnahmen des Rates bis auf den dritten Teil der Einnahmen in der Zeit vor dem Kriege gesunken waren. Als die Schweden endlich am 30. Juni 1650 abzogen, da lagen die Vorstädte in Schutt und Trümmern, auch innerhalb der Ringmauer war manches Grundstück wüst und verfallen, zahlreiche Bürger waren verarmt, der Handel war gelähmt, die Messen hatten oft verlegt werden müssen, mehr als einmal hatten sie überhaupt nicht abgehalten werden können.

Doch dürfen wir uns die Kriegszeit trotz allen ihren Schrecken nicht so vorstellen, als hätten die Leute in einem fort gedarbt und geseufzt. Während der Feind vor den Mauern stand und die Seuche ihre Opfer zu Tausenden niederstreckte, war die Stimmung freilich gedrückt und verzagt genug. War aber die Pest erloschen und der Feind abgezogen, dann atmete das Volk gleich wieder freier und froher auf. Die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, Hochzeits- und Leichencarmina, die uns aus jener Zeit erhalten sind, geben uns einen guten Einblick in die rasch wechselnden Stimmungen. Es ist eine eigentümliche

Mischung von Trauer und Freude, Wehklagen und Frohlocken, Verzagtheit, frommer Ergebung und hoffnungsfreudiger Zuversicht.

Nach der Wiederkehr des Friedens ging unser Volk mit gebrochener Kraft, aber mit ungebrochenem Mut an die Heilung der Kriegsschäden heran. Verhältnismäßig am leichtesten wurden die wirtschaftlichen Folgen des langen Krieges überwunden. Der Handel kehrte auf die verlassenen Straßen zurück. Die Messen blühten wieder auf. Für den Warenaustausch zwischen Frankreich, den Niederlanden und England und ihren Kolonien einerseits und Polen, Rußland, Ungarn, den Balkanländern und der Levante andrerseits wurde Leipzig immer mehr der wichtigste Handelsplatz im Binnenlande.

Schwerer war der geistige Niedergang aufzuhalten, der uns in Leipzig vielleicht am handgreiflichsten in den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst entgegentritt. Als 1640 zweihundert Jahre, wie man glaubte, seit der Erfindung Gutenbergs vergangen waren, da rief der Leipziger Buchdrucker Gregorius Ritzsch, der uns auch als fleißiger Reimschmied bekannt ist, seine Innungsgenossen in ganz Deutschland zu einer Jubel- und Gedächtnisfeier auf. In Leipzig gab es damals nur noch fünf Buchdruckermeister mit vierzehn Gesellen. Ritzsch hat selbst die Denkschrift gedruckt, und er hat gewiß sein Bestes dabei geleistet; vergleicht man aber dieses „Jubilaeum Typographorum Lipsiensium" von 1640 mit den Drucken, die 150 oder 100 Jahre vorher aus Kachelofens oder Bapsts Presse hervorgegangen sind, dann erschrickt man fast über einen solchen Niedergang der Buchdruckerkunst. Ein ähnlicher Verfall hat damals fast alle Gebiete des geistigen Lebens erfaßt. In der Kirche herrschte Unduldsamkeit, auf der Universität Beschränktheit bei maßlosem Gelehrtendünkel, in der Literatur eine Vorliebe für alles Ausländische und eine Künstelei und Spielerei, die zwischen die höheren und die niederen Schichten unsers Volkes eine tiefe Kluft riß. Es hat lange gedauert, ehe sich Deutschland aus diesem tiefen Verfall wieder emporhob. Leipzig aber darf stolz darauf sein, daß unter den Männern, die zu dem nationalen und kulturellen Wiederaufstieg unsers Volkes vornehmlich beigetragen haben, zwei geborene Leipziger sind: Leibniz und Thomasius.

Literatur:

Gustav Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig, 1. Bd. (1905); Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte (1891); Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig (1897); Ernst Kroker, Leipzig [Stätten der Kultur, 5. Bd. (1908)]; Kroker, Handelsgeschichte der Stadt Leipzig (1925); J. A. Heinholdt, Vorzugs-Rechte der Stapel- und Meßgerechtigkeit in Leipzig (1714); Ernst Hasse, Geschichte der Leipziger Messen (1885); P. L. Heubner, Die Leipziger Messe (1909); Siegfried Moltke, Die Leipziger Kramer-Innung im 15. und 16. Jahrhundert (1901); Georg Zöllner, Die Zunftverfassung in Leipzig bis zum Jahre 1600 (1915); C. G. Straßburger, Geschichte des Leipziger Tuchhandels (1915); Walter Mück, Der Mansfelder Kupferschieferbergbau (1910); Walter Möllenberg, Die Eroberung des Weltmarktes durch das mansfeldische Kupfer (1911); Jakob Strieder, Studien zur Geschichte der kapitalistischen Organisationsformen (1914); Wustmann, Der Wirt von Auerbachs Keller (1902); Kroker, Doktor Faust und Auerbachs Keller (1903); Leipzig und seine Bauten. Herausgegeben von dem Verein Leipziger Architekten (1892); Cornelius Gurlitt, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. 17. und 18. Heft, Leipzig (1895 f.); Carl B. Lorck, Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte (1879); Albrecht Kirchhoff, Die Entwicklung des Buchhandels in Leipzig (1885).

Friedrich Zarncke, Urkundliche Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig [Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Philol.-histor. Klasse, 2. Bd. (1857)]; Emil Friedberg, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart (1898); Wilhelm Bruchmüller, Der Leipziger Student (1909).

Friedrich Seifert, Die Reformation in Leipzig (1883); Georg Buchwald, Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig (1900); Kroker, Beiträge zur Geschichte der Stadt Leipzig im Reformationszeitalter [Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig, IV. (1908)]; Friedrich Zarncke, Acta Rectorum (1859); Albrecht Kirchhoff, Johann Herrgott [Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 2. Bd. (1878)]; Kroker, Joachim Camerarius (Die Universität Leipzig 1409—1909).

Kroker, Heinrich Cramer von Claußbruch [Quellen zur Geschichte Leipzigs, 2. Bd. (1895), S. 353 ff.]; Gheron Netta, Die Handelsbeziehungen zwischen Leipzig und Ost- und Südosteuropa (1920); Wustmann, Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter 21875); (Wustmann) Der Leipziger Ratskeller (1904); Richard Graul, Alte Leipziger Goldschmiedearbeiten (1910); Rudolf Wustmann, Musikgeschichte Leipzigs (1909); Georg Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig (1909).

Wustmann, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Leipziger Rats [Quellen zur Geschichte Leipzigs, 2. Bd. (1895)]; Wustmann, Das älteste Leipziger Urfehdenbuch, 1390—1480 (Ebenda); Walter Rachel, Verwaltungsorganisation und Ämterwesen der Stadt Leipzig bis 1627 (1902); Theodor Distel, Beiträge zur ältern Verfassungsgeschichte des Schöppenstuhls zu Leipzig [Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 7. und 10. Bd. (1886 und 1889)]; Guido Kisch, Leipziger Schöffenspruch-Sammlung (1919); Rudolf Kötzschke, Die ältesten Artikel der Leipziger Ratsdorfschaften [Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 10. Bd. (1911)]; H. Geffcken und H. Tykocinski, Stiftungsbuch der Stadt Leipzig (1905); Paul Benndorf, Der Alte Johannisfriedhof in Leipzig (1922).

Wustmann, Leipziger Steuerbücher 1466—1529 [Quellen zur Geschichte Leipzigs 1. Bd. (1889)]; Kroker, Leipziger Kleiderordnungen [Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft

in Leipzig, 10. Bd. (1914)]; Wustmann, Der Tanz im alten Leipzig [Aus Leipzigs Vergangenheit, 3. Bd. (1909)]; Wustmann, Das Freischießen zu Leipzig im Juli 1559 (1884); Otto Kämmel, Geschichte des Leipziger Schulwesens (1909); Eduard Mangner, Geschichte der Leipziger Winkelschulen [Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 8. Bd. (1906)].

David Peifer, Lipsia. Curante Adamo Rechenberg (1689); Tobias Heydenreich, Leipzigische Chronicke (1635); Zacharias Schneider, Chronicon Lipsiense (1655); Johann Jakob Vogel, Leipzigische Annalen (1714) und Leipzigisches Chronicon; Karl Große, Geschichte der Stadt Leipzig. 2 Bde. (1839 und 1842); K. Beier und A. Dobritzsch, Tausend Jahre deutscher Vergangenheit in Quellen heimatlicher Geschichte, insbes. Leipzigs. 2 Bände (1911); R. Hänsch und P. Mückenberger, Leipzig im Wechsel der Zeiten (1912); Paul Zinck, Leipzigs Sagen im Spiegel seiner Geschichte (1924).

Forschungs- und Anschauungsmaterial:

Das im Stadthaus, Rathausring 6, untergebrachte Ratsarchiv, Direktor: Dr. Johannes Hofmann, enthält in seinen Urkunden, Stadtbüchern und Akten die wichtigsten Quellen unsrer Stadtgeschichte. Die Stadtbibliothek im Alten Gewandhaus, Universitätsstraße 16, Direktor: Dr. Johannes Hofmann, sammelt planmäßig alles, was im Druck über die Geschichte der Stadt erschienen ist. Die wichtigsten Urkunden sind in den 3 Bänden des Urkundenbuches der Stadt Leipzig (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae) abgedruckt. Im Ratsarchive werden auch die älteren Leichenbücher aufbewahrt. Dagegen sind die Kirchenbücher (Trau- und Taufbücher) noch in der Verwahrung der Kirchenbuchführer der beiden alten Pfarrkirchen St. Thomä und St. Nikolai, der Kirche der Reformierten Gemeinde und der Katholischen Kirche. Ein überaus reiches Abbildungsmaterial und eine Fülle von geschichtlich oder kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gegenständen, darunter auch eine kostbare Münzsammlung und eine wertvolle Sammlung von Autographen sind im Stadtgeschichtlichen Museum im Alten Rathaus am Markt vereinigt, Direktor: Dr. Friedrich Schulze. Die Kenntnis der natürlichen Beschaffenheit der Stadt und ihrer Umgebung vermittelt das Naturkundliche Heimatmuseum, Lortzingstraße 3, Direktor: Richard Buch. Wichtige Aufzeichnungen und Bilder zur Geschichte der Universität enthalten das Universitätsrentamt, Schillerstraße 8, die Archive der einzelnen Fakultäten und die Universitätsbibliothek, Beethovenstraße 6, Direktor: Professor Dr. Otto Glauning; die Urkunden und die mit Bildnissen, Wappen und kalligraphischen Aufschriften geschmückten Matrikeln der Universität sind ebenfalls im Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae veröffentlicht. Der Geschichte des Handels dienen das Archiv und die Bibliothek der Handelskammer in der Neuen Börse, Tröndlinring 2, Bibliothekar: Siegfried Moltke; der Geschichte des Buchhandels und Buchdruckes die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler im Deutschen Buchhändlerhaus, Hospitalstraße 11, Bibliothekar: Dr. Johannes Goldfriedrich, und die Sammlungen des Museums für Buch und Schrift in der Deutschen Bücherei, Direktor: Professor Dr. Albert Schramm. Wertvolle Denkmäler, Gemälde und Bildnisse sind in den älteren Kirchen, der Thomaskirche, Nikolaikirche und Universitätskirche vor dem Untergange gerettet worden. Dagegen haben die gotischen Bauwerke und die Renaissancebauten, deren Schönheit uns gerühmt wird, mit wenigen Ausnahmen (Rotes Kolleg, Altes Rathaus, Fürstenhaus) den Handelshöfen der Barockzeit und den Neubauten unsrer Zeit weichen müssen, und nur ein aufmerksamer Beobachter wird bei einer Wanderung durch die Straßen der inneren Stadt noch hier und da ein Portal, einen Erker, einen Giebel oder ein Gewölbe wie im Thüringer Hof beachtenswert finden.

IV.

Der Wiederaufstieg im 18. Jahrhundert, seine Vorbereitungszeit und sein Ende

Friedrich Schulze

Hierzu Tafel XVI—XVIII

1. Die politischen Lebensbedingungen.

„Den 25. Oktober ist die erfreulichste Post nach Leipzig kommen / daß den 14. dieses mit vieler Millionen Menschen Frolocken der längst erwünschte Friedens-Schluß zu Oßnabrück glücklichen geschlossen und unterschrieben / den folgenden Tag in allen Gassen unter Trommetenschall ausgeruffen" berichten Vogels Annalen unter dem Jahre 1648. Den „güldenen Frieden" begrüßt Georg Möbius' Merseburgische Chronica. Nahezu sechs Jahrzehnte ruhiger Entwicklung blieben nun der Gegend gegönnt, wenn auch mittelbare Wirkungen kriegerischer Ereignisse bereits früher zu verspüren waren.

Das Ansehen des sächsischen Kurstaats war noch immer bedeutend. Mit der Kurwürde war das Erzmarschallamt verbunden und überdies die vertretungsweise Führung kaiserlicher Geschäfte, bevor eine Neuwahl zustande kam. Pufendorf sagt darüber 1667 in seiner bekannten Schrift über die Verfassung des Deutschen Reichs: „Während eines Interregnums sind der Pfälzer und der Sachse Reichsvikare, jener in den rheinischen und schwäbischen Gebieten, wo fränkisches Recht gilt; dieser im Gebiete des sächsischen Rechts." Ihre Befugnisse waren zwar insofern beschränkt, als sie keine Bestimmungen über Reichseigentum treffen durften. „Was sie sonst anordnen, pflegt vom neuerwählten Kaiser bestätigt zu werden." Auch die Führung der evangelischer Stände fiel Sachsen zu, nach dem Übertritt des Königshauses mußte sie aber naturgemäß unwirksam werden.

In dieser wie in anderen Fragen hat Brandenburg den Vorteil, das an zäher Zielstrebigkeit sich dem Nachbarstaate als weit überlegen erweist. Hier waren bereits seit 1473 durch die Dispositio Achillea Gebietsteilungen ausgeschlossen, während Johann Georg I. 1652 den um die Lausitzen erweiterten Staat im Interesse einer privaten Hauspolitik in vier verschiedene Territorien zerschlug. Daß die drei kleineren Herzogtümer: Sachsen-Zeitz, Sachsen-Merseburg, Sachsen-Weißenfels bis zum Jahre 1746 wieder mit dem Stammgebiete vereinigt werden konnten, war ein nicht vorauszusehender Glücksfall.

In die immer deutlicher zum kleinen Staatsgebilde neigende sächsische Entwicklung wirft die seltsame Persönlichkeit Augusts des Starken eine neue kühne Idee, indem er eine Personalunion zwischen dem sächsischen Kurstaat und dem polnischen Königstum herstellt. Wir dürfen eine Zeit, die sich über den Unterschied der Nationalitäten noch viel leichter hinwegsetzte, nicht mit heutigem Maß-

stab messen wollen, aber gerade die Zeitgenossen fanden vielfach keinen Grund, die finanziellen und politischen Wirkungen dieses Planes zu begrüßen. Der König von Polen verwickelte auch den Kurstaat mit in den Nordischen Krieg. Der Schwedenkönig Karl XII. drang bis in unsere Gegend vor, und vom 18. September 1706 bis zum 2. September des folgenden Jahres hatte Leipzig wieder schwedische Einquartierung. Die Behandlung wurde schonender, als man zu hoffen wagte; denn noch ging, aus den letzten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges stammend, ein Schrecken einflößender Ruf diesen Kriegsvölkern voran und viele Leipziger Familien flüchteten nach dem benachbarten Halle, das vor nicht allzulanger Zeit brandenburgisch geworden war.

Die polnisch-sächsische Verbindung hat damit ihre Rolle in der sächsischen Geschichte keineswegs ausgespielt. Wenn Sachsen zwischen 1742 und 1745 von den Verbündeten Friedrichs des Großen ins Lager seiner Gegner überging, so war einer der politischen Hauptgründe der, daß die Abtretung Schlesiens an Preußen im Breslauer Frieden von 1742 auch noch den Weg nach Osten für Sachsen versperrte. Zum letzten Male sträubte sich das Land gegen das Schicksal, Pufferstaat zwischen Preußen und Österreich zu werden, deren zähes Ringen um die deutsche Vorherrschaft begann, und es sträubte sich ohne Erfolg.

Leipzig, das schon im Zweiten Schlesischen Kriege eine einmonatliche Besetzung durch die Truppen des alten Dessauers auszuhalten hatte (vom 30. November bis zum 31. Dezember 1745), ist im Siebenjährigen Krieg, mit zwei Atempausen, ganz in die harte Hand Friedrichs des Großen gegeben gewesen. Es hat zu leiden gehabt, wie nur irgendeine Stadt des Kurstaats. Das Unglück kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. An einem Sonntagnachmittag, am 29. August 1756, zogen die Zietenhusaren in die unverteidigte Stadt ein, formell noch mitten im Frieden, und binnen weniger Stunden folgten ihnen große Kontingente unter dem Oberbefehl des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der im Blauen Engel in der Petersstraße sein Quartier nahm. Das war ein Vorspiel, nur ein Truppendurchzug mit lästiger Einquartierung. Aber bald kamen ständige Besetzung und ununterbrochene Geldforderungen, die sich bis zu dem Leidenswinter von 1759 auf 1760 steigerten, der Ratsmitglieder und die begüterte Kaufmannschaft die Qualen langer und unmenschlich durchgeführter Gefangenschaft auskosten ließ. Erst in langsamem Wiederaufbau konnten die Schäden geheilt werden, die diese Zeit der Ohnmacht der Stadt und dem Staate zugefügt hatte.

Unter solchen Zeitverhältnissen machte die innere Staatseinheit geringe Fortschritte; namentlich wenn man Sachsen an den Erfolgen des preußischen Absolutismus maß, dessen Vereinheitlichungsdrang weit stärker war, obwohl der sächsische Kurstaat den Vorzug des geschlosseneren Gebietes hatte. Das

ältere der höchsten Landeskollegien, der Geheime Rat oder das Konsil war seit 1716 nach gegenständlichen und örtlichen Gesichtspunkten in sechs Departements eingeteilt worden, so daß beispielsweise dem Justiz-, Lehens- und Polizeidepartement das Ober- und Niederlausitzer Departement nebengeordnet war. Eine derartige Organisation ist zwar auch anderwärts nachzuweisen, aber in Sachsen griff sie doch tiefer ein, die Markgraftümer Ober- und Niederlausitz hatten ihr besonderes Staatsrecht. Stärker repräsentierte das jüngere der beiden Kollegien, das 1706 gegründete Geheime Kabinett, mit seinen drei Unterabteilungen: Inneres, Äußeres und Krieg, die fürstliche Macht. Verdankte es doch seinen Ursprung der in den polnischen Plänen hervortretenden Auslandspolitik der Wettiner. „Alle diejenigen Gegenstände, welche zu Wissenschaft und Entschluß des Durchlauchtigsten Kurfürsten selbst sowohl unmittelbar als mittelbar von den übrigen Landeskollegien müssen gebracht werden", wurden dort verhandelt. In der Bildung eines stehenden Heeres unter Johann Georg III (1682), das etwa ein halbes Jahrhundert später ganz auf Inlandwerbung beschränkt wurde, und im Steuerwesen lag die wichtigste Steigerung der Fürstenmacht. Namentlich war die Einführung von indirekten Abgaben, der „Generalkonsumtions-Akzise", die 1703 nach brandenburgischem Muster erfolgte, — während Brandenburg wieder das holländische Vorbild nachgeahmt hatte — als eine Schwächung der Stände gemeint, ohne daß jedoch deren Einfluß in Sachsen gebrochen worden wäre. In den regelmäßigen ständischen Landtagen, die alle sechs Jahre stattfanden, und den nach Bedarf einberufenen Ausschußtagen saßen auch Deputierte der Städte, aber freilich traten sie hinter den Adelsmitgliedern weit zurück. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Befugnisse der Städte sehr eingeengt gewesen wären. Sie wachten argwöhnisch über ihren Rechten und, als es August dem Starken 1701 in Leipzig gelungen war, gegen den Willen des Rates der Stadt einen Bürgermeister in seinem Günstling Romanus aufzuzwingen, mit dem er freilich eine große Enttäuschung erlebte, da erfolgte dann sehr bald nach diesem Eingriff, am 23. September 1701, die Bestätigung des alten Brauchs: „daß dasjenige, was mit ietzt gedachtem Unsers Appellation-Raths Dr. Romani Beförderung zum Bürgermeister-Ambte zu Leipzig vorgegangen, dem Rathe daselbst zu keinem Praejudiz gereichen, noch zu einem Exempel der Nachfolge angezogen werden" solle. Nur meinte es der Absolutismus mit der Anerkennung der Privilegien nicht sehr ernst. Je mehr er davon sprach, um so mehr konnte man davon überzeugt sein, daß ein Ausnahmefall beabsichtigt war, und nach neueren Forschungen sind solche Ausnahmefälle in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig genug vorgekommen. In ihren Erlassen begnügte sich die Regierung künftig jedenfalls damit, offenkundige Mißbräuche abzustellen. So wurde untersagt, daß sich der

Rat aus dem Verwandtenkreis der amtierenden Mitglieder ergänze und die Berücksichtigung „angesessener oder anderer erbarer Bürger, Kauf- und Handelsleute oder dergleichen Personen" neben den „Literati" zur Pflicht gemacht (1716 und 1741). Trotz der Kämpfe um die Stellenbesetzung bleibt die Macht des Rates innerhalb der Stadtgemeinde erheblich und hat erst im Jahre 1817 durch die Einführung der Kommunrepräsentanten eine gewisse, aber noch keineswegs starke Einschränkung erfahren.

Freilich gab es Binnengrenzen ganz anderer Art. Die Stadt, so klein sie nach heutigen Begriffen war, bildete keine Verwaltungseinheit. Als nach der Schlacht bei Lützen eine Leipziger Deputation zu Napoleon geschickt wurde, um den Kaiser versöhnlich zu stimmen, trat er an eins der Mitglieder mit der Frage: „Wieviel Gerichtsbarkeiten haben Sie?" Die Antwort war, daß es deren drei gäbe, ausgeübt vom Stadtrat, vom Amt und der Universität; und sie forderte naturgemäß das Urteil Napoleons heraus: „So etwas war gut zur Zeit Karls des Großen." Aber noch legte man Wert auf diese historischen Rechte, noch glaubte man an die Notwendigkeit der Mauern.

Ob wirtschaftliche und geistige Kräfte am Werke waren, die bereits das Neue vorbereiteten, wird sich im folgenden zeigen müssen.

2. Das Spiel der Wirtschaftskräfte.

Ein Zeitraum von fast zwei Jahrhunderten pflegt in wirtschaftlicher Beziehung ein Auf und Ab zu sein und ist es um so mehr, wenn man mit so schwerer Belastung eintritt wie Leipzig in die Epoche nach dem Dreißigjährigen Kriege. Über ein halbes Jahrhundert war nötig, damit sich Leipzig von dem großen Bankrott des Jahres 1627 erholte. Wenn eine Besserung nicht ohne Zinserlaß hergestellt werden konnte, so ist daran zu erinnern, daß im Reichsabschied von 1654, wenig später als hier in Sachsen, überhaupt diese Art der Schuldenregulierung angewendet wurde. Durch Teilerlaß oder Stundung ist die Zahlungsunfähigkeit nach der großen Katastrophe vielerorts behoben worden. Aber auch durch solche Maßnahmen ist Leipzig nur ganz allmählich schuldenfrei geworden. Die kurfürstliche Kommission, die den Haushalt der Stadt überwachte, ist erst am 18. Juli 1688 aufgelöst worden. Um einem ähnlichen Zusammenbruch auf jeden Fall vorzubeugen, wurde im nächsten Jahre eine neue Ratsverfassung ausgearbeitet, die zahlreiche Sicherungsbestimmungen vorsah. Sie forderte schriftliche Belege über alle Ausgaben, schränkte die Verfügungsberechtigung ein und machte die Kautionsfähigkeit zur Voraussetzung für Annahme und Weiterführung eines leitenden Amtes.

Die günstige Entwicklung, die nun einsetzt, ist aber noch mehrfach stark beeinträchtigt worden. Wir erinnern uns nochmals der europäischen Verwicklungen, die sich auch in Sachsen durch schlechteren Geschäftsgang und zunehmende Steuerlasten auswirkten. Zollkriege mit den Nachbarstaaten Österreich und Preußen kamen hinzu, die durch Einfuhrerschwerung ihre Gütererzeugung heben wollten. So wenig günstig das alles wirkte, es stand in keinem Verhältnis zu der maßlosen Bedrückung, die der Siebenjährige Krieg der Stadt Leipzig gebracht hat. Um es mit einem Worte zu sagen: Leipzig hat zu den Kosten der feindlichen Kriegführung ganz beträchtlich beizusteuern gehabt. Die Kontributionen, die Friedrich der Große der Stadt auferlegte, sind auf 30 Millionen Mark berechnet worden, also auf über 1000 Mark auf den Kopf der noch immer nicht sehr hohen Bevölkerung. Das überstieg die Leistungsfähigkeit der damals recht begüterten Stadt, und nur durch den Kredit, den der Berliner Bankier Gotzkowski 1761 der Stadt gewährte, konnten damals die notwendigen Zahlungen aufgebracht werden. Die Anforderungen der napoleonischen Zeit, in der Leipzig von den Ereignissen wahrlich nicht verschont worden ist, reichten bei weitem nicht an die Kriegslasten der friderizianischen Epoche heran.

Solche Blutverluste setzten voraus, daß pulsierendes Leben vorhanden war. Verhältnismäßig früh hatte sich der Großhandel von den Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges erholt. Mit dem Bau der Börse (der jetzigen Alten Börse) nahm der Rat 1678 auf die besonderen Bedürfnisse dieses Standes Rücksicht, indem er sich damit gleichzeitig als Förderer der Künste erwies. Darüber hinaus forderte und erreichte die Großkaufmannschaft Einfluß auf die Ausgestaltung der Handelsgesetzgebung. Mehr als 60 Kaufleute traten am 18. Januar 1681 auf Anregung des aus Lindau stammenden Johann Jakob Kees (1645—1705) zusammen und wählten für diesen Zweck Deputierte, die mit der sächsischen Regierung beraten sollten. In rascher Folge erschienen nun grundlegende Bestimmungen: am 2. Oktober 1682 die Judenordnung und die Wechselordnung und am 21. Dezember desselben Jahres wurde das Handelsgericht geschaffen, das am 2. Januar 1683 seine erste Sitzung abhielt.

Leipzigs Handelsbeziehungen reichten durch die Messe ungemein weit: Vom Rheinland bis nach Polen, von England bis nach der Schweiz und Italien werden 1640 in einer Denkschrift des Rates, die sich gegen die kurfürstliche Steuerpolitik wendet, die Grenzen des Handelsgebietes gezogen. Es heißt darin: „Die Seidenwaren kommen aus Italien, gehen auf Bozen, dann weiter auf Augsburg, Nürnberg oder aber auf Linz und Krems, auch ferner nach Polen, Schlesien, auch ganz nach der Wildau. Aus der Schweiz wird eine große Anzahl Leinwand auf viel Tonnen Goldes ins Land gebracht, und hierdurch ferner nach Polen transferirt. Der Barchent und Bettbarchent, wie auch der schwä-

bische Kembt in großer Menge von Augsburg, Ulm, Biberich, Memmingen, Leutkirch, Kempen, Immerstadt, Kaufbayern, Landsberg, auf Nürnberg und anhero ... Die brabantischen Waren sind von Köln auf Frankfurt a. M. anhergeführt ... Die Weine kommen aus dem Rheinlande und Franken ... Englische Tücher, Cronrasch, Perpetuas und dergleichen wollene Zeuge kommen von Hamburg in diese Lande ... Die Spezerey- und Materialwaren kommen ebenmäßig von Hamburg ... Die Rauchwaren, Cordiwan und Elenshäute kommen von Lübeck ..." Im 18. Jahrhundert treten unter den einführenden Ländern Rußland und Frankreich — Rußland mit Pelzen, Frankreich mit Galanterie- und Seidenwaren —, namentlich aber England sehr stark hervor. Leipzig galt, was es später in der napoleonischen Zeit sehr zu büßen hatte, als Hauptstapelplatz englischer Waren auf dem Festland. Aber gerade Napoleon bezeugt auch die Vielverzweigtheit des Leipziger Handels, wenn er am 3. Juli 1813 in der bekannten Unterredung mit der Leipziger Deputation, die im Marcolinischen Palais in Dresden stattfand, den Ausspruch tat: „Ihr seid brave Leute, und ich liebe Leipzig, denn ihr seid die Verkäufer meiner Lyoner Seidenwaren."

Die Verteilung der Leipziger Handelsfirmen ist aus dem Jahre 1715 bekannt. Damals bestanden: 9 Wechselgeschäfte, 29 Seidenhandlungen, 13 Tuchhandlungen, 5 Wollhandlungen, 4 Zeughandlungen, 2 Leinwandhandlungen, 2 Kattunhandlungen, 12 Spezereihandlungen, 3 Weinhandlungen, 2 Rauchwarenhandlungen, 5 Lederhandlungen, 3 Galanteriewarenhandlungen, 3 Juweliere und 4 privilegierte Gold- und Silberwarenfabriken. Außerdem gab es gegen 150 Mitglieder der Kramerinnung.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts trat eine Verdoppelung sowohl der Handelshäuser wie der Kramer ein, die noch der näheren Erklärung bedarf. Das Steigen der Kramerzahlen ist bereits für das 17. Jahrhundert charakteristisch und hängt zweifellos mit der Zunahme der Hausindustrie zusammen, die von den Landesregierungen — nicht zur Freude der Innungen — gefördert wurde. In Leipzig entwickelt sich das Manufakturwesen verhältnismäßig langsam; eine Denkschrift von 1663 bezeichnet Universität, Handel und Messen als Haupteinnahmequellen der Stadt und hebt das Fehlen von Manufaktur ausdrücklich hervor. In der Folgezeit aber wurden manche Fabrikationszweige hier einheimisch, besonders solche, die der Bekleidungs- und Modeindustrie und der Papierwarenbranche nahestanden. Ende des 18. Jahrhunderts berechnete man, daß für Stickerei in Gold, Silber, Seide 300 Frauen tätig waren. Die Tabaks- und Wachsleinwandmanufakturen beschäftigten sogar 2000 Arbeiter, die meist auf umliegenden Dörfern wohnten. Es gibt also kein ganz richtiges Bild, wenn man damals die Zahl der zum Manufaktur- und Fabrikwesen Gehörenden auf

$^{1}/_{16}$ der Leipziger Bevölkerung berechnete, weil die Grenze des Wirtschaftsgebietes nicht mit dem Mauerring zusammenfiel.

Selbst die Innungen, die mit Argusaugen über ihren Vorrechten wachten und die in diesem Zeitraum unendliche Prozesse für sie geführt haben, konnten wenigstens für die Nahrungsmittelgewerbe die Mithilfe des Landes nicht ganz ablehnen. Zwar der Landschuhmacher durfte nur unter dem Schutze der Meßfreiheit seinen Stand in Leipzig aufschlagen, aber an der Lebensmittelversorgung waren mehr Dorfbäcker und Landfleischer als einheimische beteiligt. Der Zahl nach war die Schneiderinnung weitaus die größte. Selbst im 17. Jahrhundert hatte sie immer wieder einen Bestand von hundert zunftmäßigen Meistern erreicht, Ende des 18. Jahrhunderts stand sie mit ihren 316 Meistern an erster Stelle. Rechnet man noch einige Witwen, die das Geschäft des Mannes weiterführen durften, und zieht man vor allem in Betracht, daß jeder Meister bis zu drei Arbeitskräften einstellen („drei Stöcke besetzen") durfte, so kommt man in der Tat auf einen sehr erheblichen Bruchteil der Leipziger Bevölkerung. Durch die größere Arbeiterzahl, nicht etwa durch Anwendung von Maschinen (Produktionsmittel) waren Handwerk und Fabrik damals geschieden.

Ein Tarif von 1648 setzt für Landarbeiter, Tagelöhner und Bauarbeiter Tagessätze von 3—6 Groschen fest. Der Satz der Handwerksgesellen, die stets in Lohn und Kost bei dem Meister standen, war noch viel geringer, so erhielt Ende des 17. Jahrhunderts der ältere Schneidergeselle 6, der jüngere 5, der Lohnbursche $3^{1}/_{2}$ Groschen Wochenlohn. Dem älteren Gesellen standen außerdem zwei Groschen Biergeld zu.

Daß zu Beginn des 18. Jahrhunderts trotz aller Klagen über die Beeinträchtigung durch andere Berufe die Innungen zu einem gewissen Wohlstand gelangten, zeigen die Schaustücke aus Innungsbesitz, die sich heute im Stadtgeschichtlichen Museum befinden. Prachtvolle Sargschilder, mit denen man bei Beerdigungen der Fachgenossen das Bahrtuch schmückte, ließen sich 1697 die Kürschner arbeiten, eine der reichsten Innungen Leipzigs, und die Zeit stieß sich nicht daran, daß die Darstellung zeigte, wie der liebe Gott als erster Kürschner Adam und Eva mit Fellen bekleidete. Zahlreiche Pokale für den Willkommentrunk wurden von den verschiedenen Innungen angeschafft und geschmackvolle Barockladen, die Behälter ihres Archivs, ließen sich beispielsweise 1715 die Bäcker, 1721 die Tischler, 1741 die Drechsler herstellen. Zum mindesten ist das alles ein Beweis, daß in den Vereinigungen der Geist einer behäbigen und vermögenden Geselligkeit herrschte. Mithin konnten auch die Gewerbe selbst nicht schlecht dastehen.

Die Regierungen dieser Zeit, die schon längst die Macht der Zünfte gebrochen hatten, wo sie etwa in die umgebenden Städte übergriff, zogen zur Anregung

des einheimischen Wirtschaftslebens mit Vorliebe gewerbtüchtige Ausländer heran und erleichterten ihnen den Zutritt. Die religiöse Ausschließlichkeit aller Länder leistete dem erheblichen Vorschub und brachte einen Austausch zustande, wie er den späteren nationalstaatlichen Anschauungen nicht mehr entsprochen hätte. Damals freute man sich des über andere Staaten errungenen Vorteils. Die französischen Protestanten suchten ihre Zuflucht in Holland und im Rheinland, nach dem Edikt von Nantes (1685) bot ihnen der große Kurfürst in Berlin eine Zufluchtsstätte an und wußte ihre Kunstfertigkeit und ihren Unternehmungsgeist sehr zu schätzen. Auch in Leipzig bildete sich am Ausgang des 17. Jahrhunderts eine französische Kolonie, und noch Ende des 18. Jahrhunderts zählte man unter den großen Kaufherren fast ein Viertel Franzosen und Italiener. Die Einwanderung der Italiener, die im allgemeinen den katholischen Glauben hatten, war allerdings weniger durch Glaubensverfolgungen, als durch rein kaufmännische Erwartungen veranlaßt worden.

Einen ganz bedeutenden Aufschwung, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer sichtbarer in Erscheinung trat, erlebte der Leipziger Buchhandel. Die entscheidende Tatsache war, daß Leipzig die alte Bücherstadt Frankfurt a. M. endgültig überholte. Zur Überlegenheit der Bücherproduktion, die seit den Jahren 1671 bis 1680 festzustellen ist, kamen neue buchhändlerische Verkehrsgewohnheiten, die sich mit Leipzig als buchhändlerischem Mittelpunkt untrennbar verknüpften. Hier vor allem richtete sich die jährliche Abrechnung ein, über das, was von der Jahreslieferung tatsächlich abgesetzt worden war, während das Unverkaufte zurückzugehen pflegte — eine im wesentlichen bis heute beibehaltene Sitte, die das vorher übliche Tauschgeschäft ablöste. Und auch die Büchersendungen nahmen von jetzt an ihren Weg über Leipzig, um hier nach ihren letzten Bestimmungsorten zerteilt und mit gleichgerichteten Sendungen neu vereinigt zu werden, wodurch sich trotz des Umweges bedeutende Kostenersparnisse ergaben. Damit war Leipzig die Messestadt und wichtigster Kommissionsplatz (Umschalteplatz) des deutschen Buchhandels geworden. Es war natürlich allmählich und auch nach mancherlei anfangs vergeblichen Anstrengungen erreicht worden. So war die „Buchhandelsgesellschaft in Deutschland", die der damals berühmteste der deutschen Buchhändler, Philipp Erasmus Reich, zur Ostermesse 1765 in Leipzig ins Leben gerufen hatte, eine noch verfrühte Gründung gewesen, obschon sie in der Bekämpfung mancher beruflichen Mißbräuche einiges geleistet hat. Erst in den Jahren 1825 bis 1836 sind die Früchte dieser stetigen und zielstrebigen Entwicklung voll geerntet worden.

Es war ein eigenartiges Leben, wenn alljährlich für mehrere Wochen die deutschen Buchhändler in Leipzig zusammenströmten. Zunächst machten sie in ihren Gewölben Inventur; der Jahresumsatz konnte erst nach Musterung der

rückläufigen Ware — der „Remittenden", wie es in der Fachsprache hieß, der „Krebse", wie der Fachwitz sie nannte — genau überblickt werden. Dann wurden Geschäftsbesuche gemacht, um neue Unternehmungen einzuleiten, und eine Woche oder mehr mußte man noch auf das mühselige Geschäft der gegenseitigen Abrechnung verwenden, für die man einen schweren Stoß von Geschäftsbüchern von Laden zu Laden und Gewölbe zu Gewölbe schleppte, bis schließlich der scheinbar so naheliegende Gedanke einer Vereinheitlichung des Schauplatzes in einer gemeinsamen Buchhandelsbörse kam und seine immer festere Form fand. Nach getaner Mühe forderte die Geselligkeit ihr Recht, und man sah die Vertreter der Buchhandelsfirmen, die vielfach auch ihre Angehörigen noch mitbrachten, mit ihren Geschäftsfreunden und ihren Leipziger Wirtsleuten, denen sie jahre- und jahrzehntelang treu blieben, die Kaffeegärten und gelegentlich sogar die italienischen Weinkeller besuchen. Zuletzt Einpacken, Abschiednehmen und fürs Meßgeschenk sorgen, das tüchtige Helfer erwarten durften — und wieder war die geschäftige, geschäftliche, bunte, laute und abwechslungsreiche Zeit zu Ende, die Leipziger Messe — in unserem Falle Leipziger Buchhändlermesse — hieß.

3. Das Stadtbild.

Die Leipziger Einwohnerschaft ist in der Zeit von 1650 bis 1815 nicht unerheblich gewachsen. Wenn auch völlig zuverlässige Zahlen fehlen, da regelmäßige Erhebungen noch nicht eingeführt waren, so hat sie doch am Ausgang des Zeitraums zum mindesten um die Hälfte des Anfangsbestandes, also um rund 10000 Menschen, zugenommen. Das drückt sich naturgemäß in Veränderungen des Stadtbildes aus.

Die festungsmäßige Ausgestaltung der Stadt während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Entwicklung der Vorstädte vollkommen unterbunden. Von den Häusern, die außerhalb der Umwallung lagen, war infolge seiner durch die Wasserläufe geschützteren Lage eigentlich nur der Ranstädter Steinweg und seine Nachbarschaft übriggeblieben. Nach dem Friedensschluß war vor den Toren wieder ganz neu aufzubauen. Was das bedeutet, geht aus den Gebäudezahlen hervor. Der Plan von 1795, der die Leipziger Häuser mit der unlängst eingeführten durchlaufenden Numerierung versah, zählt 765 Grundstücke in der innern und 567, also beinahe die Hälfte, in der äußeren Stadt. Andererseits ist zu bedenken, daß es sich in der Vorstadt um andersartige und meist unansehnliche Häuser handelte, für kleine Gewerbetreibende, für Gartenbesitzer und noch immer in nicht unbedeutendem Maße für landwirtschaftliche Zwecke. Doch schon im 18. Jahrhundert wird der vorstädtische Boden ganz anders ausgenutzt,

um 1750 sind Königsplatz und bald auch der Roßplatz im Grundriß erkennbar, und die Scheu verliert sich, große baulich wertvolle Häuser vor den Toren zu errichten. Namentlich die Plätze dem Stadtgraben gegenüber waren gesucht, zumal man längs der Befestigungsanlagen Alleen anzupflanzen begann: 1742 baute der Kaufherr und Naturaliensammler Johann Christoph Richter das palaisartige Haus Gerberstraße 2—4, das leider schon vor Jahrzehnten dem Abbruch verfiel, 1754 entstand der Kurprinz, später siedelte sich Leipzigs bedeutender Bürgermeister, der Kriegsrat Karl Wilhelm Müller, sogar am Eingang der Bettelgasse, der heutigen Johannisgasse 2, in einem neuen Hause von zurückhaltender Vornehmheit an, wo er bereits in dem Hause Nr. 6 eine architektonisch ebenbürtige Nachbarschaft fand. Das waren Bauten, die an Einrichtung und Geschmack hinter keinem innerstädtischen Gebäude zurückstanden, nur daß sie außerdem die Lage im Grünen als Vorteil wahrnehmen konnten.

Freilich wurde immer noch ein kleiner Teil der nächsten Umgebung bebaut. Die größten Sektoren: so ziemlich der ganze Westen, ein Teil des Ostens, der größte Teil des Nordens — meist Gebiete, die als Baugrund von fraglicher Beschaffenheit waren — boten Leipzigs berühmten Gärten Raum. Über 30 hat man zeitweilig gezählt. Dabei waren die ansehnlichsten: der Apelsche, der Großbosische, der Kleinbosische, zu denen Ende des 18. Jahrhunderts noch der nach neuen „natürlichen" Grundsätzen angelegte Löhrsche Garten hinzukam, Privatparks von ganz erstaunlicher Größe mit Gartenhäusern, großen Gewächshäusern und Statuenschmuck. Nur die Wasserkünste der älteren Vorbilder fehlten. Infolge dieser Anlagen, denen man die Umwandlung des alten Festungsgürtels in Promenadengänge zurechnen muß, galt Leipzig im 18. Jahrhundert durchweg als eine schöne und moderne Stadt. Als „freundliche Lindenstadt" kommt es in dem Arndtschen Gedicht von der Völkerschlacht vor. Wenn der Graf de Guibert im Jahre 1773 urteilte: Man hatte mir in Frankfurt die Leipziger Gärten vorgelobt; ich habe die besten besichtigt, sie würden in Frankreich und England als mittelmäßig gelten", so war das die Ansicht eines anspruchsvollen Weltreisenden. Daß namentlich der Durchschnittsleipziger seine große Freude an seinen Gärten hatte, geht mit besonderer Anschaulichkeit aus einem vielzitierten Couplet — oder wie man früher sagte: Gesellschaftslied — der damaligen Zeit hervor, das die Strophe enthielt:

„Mein Liebchen ist, wie Boses Garten,
Ein auserles'nes Blumenfeld,
Das hier und da viel tausend Arten
Vollkommner Schönheit in sich hält,
Ein Auszug vieler Seltenheiten,
Ein Meisterstück von Artigkeiten."

In der inneren Stadt, wo es seit langem keinen unbebauten Platz mehr gab, steigert sich die Entwicklung zum Hochbau. Wenn man zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Leipziger Straßen ging, fiel der Blick schon häufig auf dreistöckige Häuser, aber nicht selten hatten die Nachbargebäude zwei oder gar nur ein Stockwerk. Es ist der praktische Zweck der großen Barockbauten, die ebenso sehr Messe- wie Wohnbedürfnissen dienten, die Grundfläche ganz anders auszunutzen. Ein derartiger Großbau trat oft an die Stelle von 2, 3 oder auch mehr abgebrochenen Bürgerhäusern. Noch heute meint man es dem prunkvollen Stadtpalais an der Ecke des Brühls und der Katharinenstraße, das sich der Bürgermeister Conrad Romanus in den Jahren 1701—1704 vor seinem jähen Sturz in Satrapenlaune errichten ließ, anzusehen, daß es mehrere Vorgänger ersetzte. Nicht in demselben Maße wie Romanus verzichteten die anderen Bauherren, zumeist reiche Kaufleute, auf die praktische Verwertung. Sie bevorzugten die Form des von Straße zu Straße führenden Durchgangshofes, die ihnen sozusagen eine Verbindungsgasse mit Gewölben, Läden, Kontoren, Lagerräumen übereignete und die Hauptstockwerke noch für große Mietwohnungen übrigließ. Nach diesem Grundriß sind Äckerleins Hof am Markt (1708—1714), Hohmanns Hof, Petersstraße 15 (1728—29), Kochs Hof am Markt (1735 bis 1739) erbaut worden, unter denen Äckerleins Hof die Höhe von vier Stockwerken aufweist. Daß aber das Streben selbst nach stärkerer Höhenentwicklung vorhanden war, lehrt ein Verbot vom Jahre 1804, an engen Straßen über vier, an breiten Straßen über fünf Stockwerke zu errichten. Eine solche Verordnung war bei dem mittelalterlichen Grundriß, den die Stadt bis auf die Gegenwart beibehalten hat, durchaus angebracht. Während der schon einmal zitierte Guibert 1773 äußerte: „Leipzig ist keineswegs eine Großstadt, aber seine Straßen sind schön, seine Häuser hoch und gut gebaut", hatte Mirabeau einen minder günstigen Eindruck und schrieb: „Man glaubt in tiefgehöhlten Steinbrüchen zu wandeln; es fehlt an Luft und Licht." Hohe Sterblichkeitsziffern reden eine eindringliche, solche Bedenken unterstützende Sprache und sie wurden durch die Geburtenzahl nicht ausgeglichen.

Die Feuerordnungen gewähren Einblick in mancherlei Mängel. Die Zimmerhöhe von 2,85 Metern, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts als normal angesehen wurde, war häufig nicht erreicht. Ziegeldächer (statt der Verwendung von Schindeln oder Stroh) und steinerne Brandmauern mußten immer wieder gefordert werden — ein Zeichen, daß es im 18. Jahrhundert nicht gelang, die restlose Befolgung solcher Bestimmungen durchzusetzen. Immerhin stand es in Leipzig sicher besser als anderwärts, denn Brände sind weder sehr häufig, noch nehmen sie die gefürchtete verheerende Form an, von der die Geschichte vieler sächsischer Städte bis etwa 1850 zu berichten weiß. Den Wert eines ge-

ordneten Feuerschutzes kannte man genau. Seit 1701 waren lederne Schlangenspritzen, seit 1719 auch die von dem Leipziger Mechaniker Jakob Leupold erfundene Handfeuerspritze eingeführt. 1735 werden zwei jährliche Spritzenproben angeordnet. Aber die Hauptsache blieben doch vorbeugende Bauvorschriften. Deshalb ist es kein Wunder, wenn im benachbarten Merseburg der dortige Regent, Herzog Christian, 1691 bei Errichtung des fürstlichen Teichhauses mit barocker Volltönigkeit und zugleich der Servilität der absolutistischen Zeit verherrlicht wird:

„Es mag Augustus sich mit seinem Ruhme preisen,
So er ganz marmorn ließ, und nur von Ziegeln fand,
Dem theuren Christian muß man mehr Ruhm erweisen,
Der baut nicht Städte bloß, Er baut sein gantzes Land.
Man reise wo man will, so wird man klährlich sehen,
Daß alles steinern ist, was vor von Holz und Schlamm."

Die prächtigste und modernste Leipziger Straße im 18. Jahrhundert ist zweifellos die Katharinenstraße geworden, die noch heute den Eindruck barocker Bauweise am stärksten vermittelt, aber die beliebteste Straße war bereits die Petersstraße, die seit 1722 durch ein von Pöppelmann entworfenes Portal abgeschlossen wurde. Schon in dieser Zeit stimmte ein Gesellschaftsdichter, der dem jungen Volk der Studenten und müßigen Schlenderer angehörte, seine Leier zu ihrem Ruhm:

„Angenehme Peters-Straße,
Meiner Seelen Königreich!
Leipzig hat zwar manche Gasse,
Aber dir ist keine gleich.
Alle andern müssen passen
Vor der schönen Peters-Straßen."

Über die Miet- und Wohnverhältnisse ist leider nicht sehr viel bekannt. Manches läßt sich aus der bisherigen Schilderung erschließen, namentlich aus der Bestimmung über die Mindesthöhe der Zimmer. Auch die Wohndichte ist damit gegeben. Eine bekannte Schilderung von 1783, Heideckes Tableau von Leipzig, stellt fest, daß die Häuser „bis zur fünften Treppe im Hofe unter dem Dache" bewohnt gewesen seien. Wer einmal im obersten Boden des früheren steilen Baarmannhauses am Markt das sogenannte Seumestübchen besichtigt hat, der empfindet die kargen Mansardenzimmer des Gohliser Schillerhauses noch als eine Art von Landsitz. Heidecke erwähnt, daß eine Vorderwohnung am Markt im ersten bis dritten Stock 300—500 Taler koste. Das waren natürlich Luxuswohnungen, die nur für Begüterte in Betracht kamen, denn dieser Betrag stellte damals schon ein kleines Vermögen dar.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts veränderte sich das Bild der belebten Straße; am 26. September 1703 wurden die Sänften als Beförderungsmittel für modische Leute eingeführt. Da man die Equipagen oder wie man verurteilend sagte: den „Unfug" des „Karethenwesens" nicht dulden wollte, war damit endlich eine Verkehrsregelung erreicht, die besser den engen Straßen angepaßt war. Die „Portechaisenträger", von denen je zwei eine der zwölf Sänften bedienten, erwarben sich sehr bald große Beliebtheit beim Leipziger Publikum, das nicht nur die Stärke ihrer Muskeln, sondern auch die Ausdrucksfähigkeit ihrer Sprache zu bewundern geneigt war. Überdies waren sie als Händler mit Pflastern und Tee die Vorläufer der Naturheilkundigen, die oft aufgesucht wurden, wenn sie am Naschmarkt von früh 6 Uhr bis abends 8 Uhr ihren Dienst taten. Für den Frachtverkehr innerhalb der Stadt, der namentlich in der Messezeit ein großes Ausmaß bekam, gab es ein leichtes schlittenkufenartiges Beförderungsmittel, das von einem Pferde gezogen werden konnte, die sogenannte „Schleife".

Brief- und Paketbestellung durch reitende Boten oder Feldpost nach auswärts kannte man schon länger. Der Staat hatte seine Hand auf diese einträgliche Einrichtung gelegt, die er 1712 zugleich mit dem Zeitungswesen gänzlich an sich brachte, und ergriff strenge Maßnahmen gegen Briefbeförderung durch Private. Sitz des 1692 gegründeten Oberpostamts und damit sächsischer Verkehrsmittelpunkt war, trotz lebhaftester Ansprüche Dresdens, Leipzig geworden — der beste Beweis dafür, wieviel die Regierung von der wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt hielt.

Im 18. Jahrhundert wurde die Personenbeförderung ausgebaut, immer mehr regelmäßige Postlinien wurden eingerichtet, und die Geschwindigkeit innerhalb der technischen Grenzen gesteigert, indem man dem Straßenbau mehr Aufmerksamkeit zuwandte. So wurde 1790 eine Chaussee zwischen Leipzig und Merseburg gebaut. Doch gehörte dies alles zu den staatlichen, nicht den städtischen Obliegenheiten. Anfang des 18. Jahrhunderts, im Zusammenhange mit einer Landesvermessung, wurden steinerne Postsäulen gesetzt, um die Entfernungen anzuzeigen, und zwar zeigten Säulen von verschiedener Gestalt die viertel, die halbe und die ganze Meile an. Im Leipziger Stadtbild sind sie längst beseitigt, aber im Orten der Umgegend, in Pegau, in Geithain, sind noch einzelne Säulen erhalten geblieben.

Die Sicherheit der Wege ließ auch im 18. Jahrhundert — von der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege ganz zu schweigen — zu wünschen übrig. Nicht aus Zufall spielt im damaligen Roman der Überfall eine so große Rolle, wie er auch im Goetheschen Wilhelm Meister noch vorkommt. Das Räuberbandenwesen blühte, besonders in waldreichen Gegenden, trotz der großen Machtmittel

des absolutistischen Staates. Lips Tullian und Karl Stülpner sind noch heute nicht vergessen; aber nicht etwa nur im Erzgebirge oder den sprichwörtlich gewordenen böhmischen Wäldern, selbst in Leipzigs naher Umgebung waren unliebsame Überraschungen nicht ausgeschlossen. Am 19. Januar 1688 überfiel eine zehnköpfige Bande das dicht vor den Toren liegende Vorwerk Pfaffendorf und mißhandelte einzelne Insassen tödlich. Eine andere Räuberbande wurde 1714 in der Möckerner Schenke verhaftet. In Briefen auch der nachfolgenden Zeit wird ein nächtlicher Weg über Land als ein Wagnis angesehen, und der ordnungsliebende Bürger war im allgemeinen bestrebt, vor Eintritt der Dunkelheit die Stadttore rückkehrend zu passieren, schon um den später fälligen Torgroschen zu ersparen, und viele atmeten erleichtert auf, wenn sie sich in den Schutz der Laternenbeleuchtung begeben konnten, die seit 24. Dezember 1701 vom Bürgermeister Romanus eingeführt war.

Die durchreisenden Fremden aber hatten, indem sie Gärten, Bauwerke, Straßenleben und Verkehrseinrichtungen Leipzigs musterten, ganz überwiegend den Eindruck einer beweglichen und modernen Stadt.

4. Lebensanschauung und Lebensgewohnheiten.

Dieser moderne Eindruck von Leipzig ist es, den man im 18. Jahrhundert in der Schlagwort-Charakteristik „Klein-Paris" zusammenfaßte. Schon 1717 wird der Vergleich zwischen beiden Städten gezogen, 1768 ist der präzise Ausdruck belegt, 1785 in den „Freyen Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag" heißt es: „Leipzig ist ohnstreitig eine der schönsten Städte in Deutschland, sie wird dahero immer Klein-Paris genannt." Aber Goethe gab dem Wort eine andere Deutung, an die wir heute dabei zuerst denken:

> Mein Leipzig lob' ich mir.
> Es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute.

Nicht das äußere Gepräge der Stadt, vielmehr ihre Lebensluft ist charakterisiert. Hatte das seine Berechtigung?

Ausgegangen werden muß von der Tatsache, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege überall in Deutschland noch strenger Bekenntniszwang herrscht. Nur in der Pfalz unter Karl Ludwigs Regiment zeigen sich die ersten Anfänge weiser Duldung. Der rein politisch begründete Übertritt Augusts des Starken zum Katholizismus bringt für Sachsen insofern eine gewisse Änderung, als er die Gewährung des öffentlichen Gottesdienstes an Katholiken und Reformierte zur Folge hat. Die völlige bürgerliche Gleichberechtigung ist aber damit noch keineswegs den anderen Bekenntnissen zugebilligt. Das trat erst 1807 für die

Katholiken, 1811 für die Reformierten ein, während die sogenannte Judenemanzipation bis 1837 auf sich warten ließ und auch da in ziemlich eingeschränkter Form durchgeführt wurde.

Aber vielleicht hatten die Kämpfe der verschiedenen Richtungen innerhalb des gleichen Bekenntnisses die noch größere Schärfe. Im Pietismus und in der Aufklärung wuchsen der herrschenden Orthodoxie beträchtliche Gegner. Und obwohl der Pietismus im selbstherrlichen Gefühl, die Aufklärung im selbstherrlichen Verstande wurzelte, haben sie oft in gemeinsamer Abwehr gegen das offizielle Kirchentum gestanden. Wir dürfen heute zugeben, daß dessen Handeln durchaus verständlich war. Der Ausgleich von Glauben und Wissen, der wie ein festgegründetes Gebäude schien, wurde nicht nur von der „grübelnden Vernunft", die nach Mortimers Wort „den Menschen ständig in die Irre leitet", sie wurde fast noch mehr von dem schöpferischen Gefühl ins Wanken gebracht. Wohin sollte es kommen, wenn die Eingebungen suggestiv wirkender Persönlichkeiten den geoffenbarten Glauben ergänzten oder ersetzten? Und so ist namentlich gegen den Pietismus in Leipzig ein erbitterter Krieg geführt worden, in dem sich unter den Mitgliedern der theologischen Fakultät zwei Carpzovs, die beiden Orientalisten Johann Benedict Carpzov († 1699) und dessen Neffe Johann Gottlob Carpzov hervortaten.

Johann Gottlob Carpzov, der 1713 bis 1719 der Universität angehörte, verließ Leipzig, als er eine andere Zeit nahen fühlte. 1726 wurde von Dresden her zugunsten des Pietismus eingegriffen. Aber vorher, namentlich im Jahre 1689, hatte der Streit auf das geistige Leben in Leipzig verwüstend gewirkt: August Hermann Francke, den Pietisten, und Christian Thomasius, einen der Führer der Aufklärung, hatte er aus der Stadt vertrieben, und der Grund zu dem großen geistigen Aufschwung der Nachbarstadt Halle, zur Gründung ihrer Universität und zur Entstehung der Franckeschen Stiftungen, war nicht zum wenigsten dadurch gelegt worden. So rächten sich Taten der Unduldsamkeit an ihren Tätern, wie sie sich beispielsweise schon in der Wirkung der Hugenottenvertreibung gerächt hatten. Auch von den Vätern der Aufklärung ist einer nach dem andern aus Leipzig gegangen, Leibniz zuerst 1666, nach ihm Thomasius, zuletzt Christian Wolff. Um dieselbe Zeit aber, um die dem vordringenden Pietismus Raum gegeben worden war, gewann auch die Aufklärung an Boden. 1724 siedelte einer ihrer späteren Vertreter, Gottsched, nach Leipzig über und seine ins alltäglich Erzieherische gewandte Gedankenwelt ist dann die für Leipzig bezeichnende Ausprägung der Aufklärung geworden. Selbst in die Theologie fand sie allmählich Eingang, wenn auch für die theologische Aufklärung ein stärkerer gefühlsmäßiger Einschlag bezeichnend ist, wie er schon dem Gellertschen Kirchenlied eignet. Ende des 18. Jahrhunderts, seit der Berufung Rosenmüllers

aus Gießen zum Leipziger Superintendenten, ist der kirchliche Rationalismus in Leipzig sogar für einige Jahrzehnte herrschend gewesen. In der Zeit der Freiheitskriege lösten ihn dann andere Strömungen ab. Man darf die Begrenztheit der späten (nicht der beginnenden) Aufklärung ruhig zugeben, ohne doch ihren heilsamen Einfluß abstreiten zu können, der nicht nur dem friedlichen Nebeneinanderleben der Überzeugungen zugute kam. Er hat allmählich auch die für sittlich notwendig gehaltenen Grausamkeiten gemildert, die sich selbst über die Schwelle des 18. Jahrhunderts gerettet hatten. Man muß sich klar machen, daß die Folter, die durch die berühmte Gerichtsordnung Karls V. für gerichtliche Ermittlungsverfahren gut geheißen war, erst im Jahre 1770 in Sachsen rechtlich abgeschafft worden ist, also dreißig Jahre später als in Preußen, mag sie schon in der letzten Zeit ihres Bestehens schwerlich noch viel angewandt sein. Und nicht minder lange währte es, daß mit der Folter der Hexenprozeß als zweckwidrig und verwerflich erkannt wurde. Dürfen wir auch annehmen, daß die 20000 Hexenverurteilungen des Juristen Benedict Carpzov in das Reich der Fabel gehören — es fehlt an Spielraum, sie unterzubringen —, so ist die Rechnung der Grausamkeiten immer noch groß genug. Die kursächsische Kriminalordnung von 1572 (Consultationes Saxonicae) übertraf an Härte noch das Gesetz Karls V. und forderte die Todesstrafe, selbst wenn durch die Hexerei kein nachweisbarer Schaden entstanden sei, um des Teufelsbündnisses willen. Da war es denn kein Wunder, wenn manchmal gleich mehrere Opfer gefunden wurden. So berichtet Möbius' Merseburger Chronik, daß 1657 in Delitzsch drei Hexen hingerichtet worden sind.

Zum ersten Male genügte der Bestand kirchlicher Gebäude nicht mehr, wie ihn die Reformation aus den geistlichen Stadtvierteln des Mittelalters genommen hatte, und man half sich mit kirchlichen Erneuerungen. Ganz unsentimental hatte das 16. Jahrhundert die alten Bauwerke weltlichen Zwecken zugeführt: die Paulinerkirche war zur Aula der Universität geworden, die Peterskirche hatte gar als Kalkhütte und die Franziskanerkirche (die heutige Matthäikirche) als Schuppen gedient. Jetzt werden sie wieder zu Nebenkirchen eingerichtet, die die großen Stadtkirchen St. Nicolai und St. Thomas ergänzen. Am meisten stolz ist man auf die Einrichtung der Neukirche (Matthäikirche) gewesen. Dazu kam noch die Anstaltskirche des neuen Georgenhauses, an der Nordostecke der Stadt. Die Begräbniskapelle auf dem Johannisfriedhof blieb zwar im Schiff unverändert, wurde aber weithin sichtbar durch den Anbau eines stattlichen Barockturmes geschmückt.

Es war nicht ganz leicht, die Menschen nach der langen Kriegszeit zur Ordnung zurückzuführen. Auch in den Straßen der Stadt, nicht nur außerhalb ihrer Mauern, trug sich mancherlei Gewalttätigkeit zu. In den siebzehnhundert-

undzwanziger Jahren wurde die Gegend durch die Verbrechen einer Giftmischerin beunruhigt. *Sie hat zuerst im Mai 1720 ihren Bruder, den Barockmaler David Hoyer beseitigt,* der als ein lustiger Gesell mit der Laute im Arm aus Kupetzkys Bildnis uns anblickt, um sein neuerworbenes Wohnhaus, Klostergasse 10, an sich zu bringen. War dieser Fall zunächst nicht zu klären, so konnten ihr später in drei Ehen noch mehrere Giftmorde nachgewiesen oder mit größter Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden, so daß sie der Bestrafung nicht entging. Am 26. Oktober 1728 ist Susanne Hoyer auf dem Wittenberger Marktplatz hingerichtet worden.

Nicht unerheblich war die Zahl der unehelich Geborenen nach der Kriegszeit, deren Väter vielfach Soldaten waren. Wenigstens dürften diese Zustände, die für Wachau festgestellt sind, auch für die Gegend im allgemeinen gelten. Nur schwer gewöhnen wir uns daran, in der geringen Schonung der Tierwelt etwas anderes als eine Roheit zu sehen. Aber gerade in der Leipziger Auenlandschaft ist der Lerchenfang in einem unerhörten Maße betrieben worden. Bis etwa 1860 sind diese armen Tiere zu vielen Tausenden hier auf den Markt gebracht worden. Heute ist der Ausdruck „Leipziger Lerche" auf ein Makronentörtchen übertragen worden, dessen Vertilgung keine Grausamkeit voraussetzt.

Eine selbst im Kriege schwer zu unterdrückende Unsitte war der Kleider- und Tafelluxus. Über Tillys Konfektforderungen, die dem ligistischen General soviel Haß und so manche „Konfektgesegnung" in Leipzig eingetragen haben, urteilt man milder, wenn man liest, was die Zeit bei Schmäusen überhaupt für Ansprüche stellte.

Der Verbrauch bei einem Doktorschmaus der Leipziger theologischen Fakultät im April 1666 sah folgendermaßen aus: 3 Stück Wild, ein Reh, 19 Hasen, 9 Wildenten, 15 Truthähne, 3 Auerhähne, 5 Wasserhühner, 1 Wildgans, 1 Haselhuhn, 9 grobe Vögel, 52 junge Hühner, 2 Aale, 2 Lachse, 4 Hechte, eine Anzahl Krebse, 10 Kannen italienischer Wein, anderthalb Kannen Malvasier, 1 Faß Zerbster und zwei Faß Eilenburger Bier. Außerdem betrug die Rechnung für den gewöhnlichen Tischwein 205 Taler, für Konfekt 29 Taler 20 Groschen, für Marzipan 20 Taler 6 Groschen, für kandierte Mandeltorten 75 Taler 18 Groschen. 7 Taler 19 Groschen erhält der Pastetenbäcker. Dazu kommen noch Ausgaben für die Musik, für Läuten und Blasen vom Turm und Spenden an die Armen, die an den einfacheren Genüssen teilnahmen. Selbstverständlich *wird die Tafel als Kunstwerk behandelt, weniger durch Blumenschmuck, als dadurch, daß man* Flügel und Schwänze des aufgetragenen Geflügels vergoldete und übergoldete Pomeranzenblätter als Schmuck verteilte. Die Gesamtrechnung macht nach der Angabe des Dekans 633 Taler und 5 Pfennige aus. Es handelte sich nun allerdings nicht darum, daß ein Einzelner diese Riesensumme getragen

hätte; vielmehr nahm jeder daran nach der Zahl der von ihm geladenen Gäste teil. Von der Einzelpromotion hatte man schon längst abgesehen. Aber man darf einen solchen Fall doch auch nicht als für sich dastehend betrachten. Er war ein Beispiel der Geselligkeit der begüterten Kreise. Wenn seit der Reformation so häufig das Bild vom reichen Manne und dem armen Lazarus gemalt worden ist, so brauchten die Maler um Modelle nicht verlegen zu sein.

Und ähnlich war es mit der Tracht. Die stoffverschwendendste aller Moden, die geschlitzten Pluderhosen und die umfangreichen spanischen Röcke, sind in der Kriegszeit selber üblich gewesen, und vergeblich sind scharfe Verordnungen erlassen worden und haben verantwortungsvolle Prediger gegen den Unfug von den Kanzeln gewettert. Die Gesetzgebung erwies sich auf diesem Gebiet als ein voller Mißerfolg und nach dem 2. August 1698 hat der Rat nicht wieder eine Kleiderordnung erlassen, staatliche Vorschriften sind freilich noch mehrfach gefolgt. Gegen den Kleiderstaat und seine Folgen, die Veräußerlichung und Verschuldung, sprach am ersten Advent 1716 einer der beliebtesten Leipziger Kanzelredner, der Magister Adam Bernd in der vor kurzem wiederhergestellten Peterskirche. Das Geld, das für den Putz verbraucht werde, fehle für Werke der Barmherzigkeit. „Woher kommt's, daß der Klingelbeutel in unserer Kirche, den reichen Inwohnern dieser Stadt zu ewiger Schande, hat müssen eingeführt werden, und daß so wenig in denselben geworfen wird?... Ich halte, daß diese Sünde auch aus dem Staat herkomme... Und wie aus den Marken zu sehen, die du in den Klingelbeutel wirfst, so spielst du gar mit französischen Karten."

Noch 1799 heißt es in der Schrift „Leipzig im Profil": Diese Stadt ist der große Tempel der Göttin Mode." Die „Göttin Mode" — in Zachariäs scherzhaftem Heldengedicht vom Renommisten (1744) tritt sie selber auf und macht sich sogar den Bruder Studio, der sich nicht ohne weiteres fügen will, untertan, indem sie ihn von der Überlegenheit des Leipziger „Stutzers" überzeugt. Bei dem ersten Überredungsversuch, der noch nicht zum Ziel führt, spricht sie:

„Sei nur ein Leipziger, verwirf die schlechte Tracht,
Die dich nur lächerlich und Schönen schrecklich macht.
Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel,
Kein Hut bedecke mehr den aufgeputzten Scheitel;
In Jena ließ dir nur ein kurzer Ärmel schön,
Weit besser wird dir hier ein langer Aufschlag stehn.
Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneste:
Wie häßlich läßt dir nicht die leichte gelbe Weste.
Sie, die jetzt spöttisch kurz um deine Hüften schlägt,
Sei länger aus Grisett und stark mit Gold belegt.
Die Reiter laß allein die schweren Stiefeln drücken;
Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken?

Dein Degen werde klein und knüpf um ihn ein Band,
Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannt.
Verabscheu' von nun an die ungezognen Händel;
Sprich zierlich und galant, und rieche nach Lavendel."

So also sah das Vorbild eines jungen Kavaliers von 1750 aus, das war Rokokograzie. Sie erforderte Geld und viel Opfer an Zeit. Kein modischer Herr kam beispielsweise ohne tägliches Frisieren aus. Aber es ist selbstverständlich, daß es doch nur eine dünne Oberschicht war, die ganz nach solchen Vorschriften leben konnte. Die Mode beherrschte die andern auch, aber nur in sehr gemäßigter und abgeschwächter Form.

Der bürgerliche Haushalt im allgemeinen war von großer Einfachheit und seine Genüsse waren recht bescheiden. Ein Mann wie Bach, der schließlich, rein auf seine soziale Stellung hin angesehen, den bevorzugten Ständen angehörte, hat mit seiner großen Familie in der Amtswohnung der Thomasschule in ziemlicher Zurückgezogenheit gelebt, und noch heute spricht der Geist jenes Hauses lebendig zu uns aus dem Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach von 1725, namentlich auch der zeremoniöse Humor, wie er in den „Erbaulichen Gedanken eines Tabakrauchers" vorhanden ist:

„Ich kann bei so gestalten Sachen
Mir bei dem Tabak jederzeit
Erbauliche Gedanken machen.
Drum schmauch ich voll Zufriedenheit
Zu Land, zu Wasser und zu Haus
Mein Pfeifchen stets in Andacht aus."

Und dieses Lebensideal der goldenen Mitte ist häufig, es ist in der Hauptsache das des Mittelstandes, der gelehrten Berufe. Die Leipzigerin Anna Helena Volckmann (1695—1751), die Frau eines schlesischen Arztes, hat es in ihren Poesien verkündet. Sie preist die Behaglichkeit des Sichbegnügens:

„Ich will gern commode sein,
Bin ich schon nicht hoch erhoben,
Will ich doch mein Schicksal loben.
Nicht zu hoch und nicht zu klein
Dieses läßt commode sein."

Ein großer Unterschied der Zeiten lag darin, daß es nicht in den Mitteln und Belieben eines jeden stand, wie er aufzutreten gedachte. Wie die staatliche Mitregierung in „Stände" streng gegliedert war, so waren überall die ständischen Unterscheidungen vorhanden. Noch in der Kirche, bei der Vergebung der Kirchenstühle, waren die Trennungslinien sichtbar. Am sichtbarsten aber waren sie in der Tracht, und mit den zahlreichen Kleiderordnungen ist uns zugleich die soziale Stufenfolge erhalten.

Trotzdem nach den erwähnten kurfürstlichen Verordnungen die „Literati", d. h. der Gelehrtenstand, zeitweilig für die städtischen Ämter bevorzugt waren, hatte die Stadt Leipzig doch in erster Linie das Gepräge einer kaufmännischen Aristokratie. In damaligen Standesunterscheidungen führten stets drei Gruppen des Handels: die Großkaufleute, die Kaufleute (die Kramer besonders), die Kleinkaufleute (die „gemeinen Krämer"); dann erst fanden die Handwerker und zuletzt die Dienstboten, die „Trödel-, Klöppel- und andere Mägde" ihre Stelle. Die Universität wird in dieser Einteilung als ein Bereich für sich betrachtet, wie sie überhaupt „Staat im Staate" war. Wenn der Universitätsrektor durch das Grimmaische Tor schritt, trat die Stadtsoldatenwache ins Gewehr, um das Haupt der gleichberechtigten befreundeten Korporation zu ehren. Im Adreßkalender, der seit Januar 1701 unter dem Titel „Das jetzlebende Leipzig" erschien und den Mustern von Hamburg, Amsterdam, Paris nachgebildet war, stehen Rat und Universität regelmäßig an der Spitze. Auch der Adreßkalender enthielt übrigens nicht die Gesamtbevölkerung, sondern die Männer von Rang und Bedeutung, „Personen von Stande", „Männer von Distinktion", wie man damals sagte. Den einfachen Innungsmeister findet man sehr lange darin nicht, nur die Obermeister sind angegeben. Der soziale Aufbau des Gemeinwesens spiegelt sich recht gut darin, wie es im Adreßbuch von 1746 zeitcharakteristisch durch eine gereimte Vorrede ausgedrückt wird:

„Wer Leipzig noch nicht kennt und wen es in sich hält,
Der lese unbeschwert die nachgesetzten Bogen.
Hier wird ihm jeder Stand nach Würden vorgestellt,
Und der, der nöthig ist, mit Nahmen angezogen.
Du siehest hier, wie starck Lehr-, Wehr- und Nährstand sey.
Bewundere die Zahl so viel gelehrter Männer,
Und thust du dieses nicht, und stimmst hierinne bey,
So scheint's, du seyst davon ein schlechter Freund und Kenner."

Nach der Anschauung der Zeit soll diese Standeseinteilung bei allen Gelegenheiten von der Taufe bis zum Begräbnis ihre Geltung haben, und der persönliche Aufwand, der dem einzelnen gestattet war, sollte sich streng danach richten. Die dauernden Kleider- und Luxusordnungen belehren uns allerdings, wie schwer das zu erreichen war. Bis 1698 führt die Stadt, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der Staat auf diesem Gebiete einen vergeblichen Kampf. Die letzte Kleiderordnung von 1698 soll noch einmal mit aller Gewalt durchgesetzt werden, wie Vogels Leipzigische Annalen bezeugen: „Den 24. Februarii 1699 gieng die Inquisition wider die Mägde an, welche wider die Kleider Ordnung, alles Verwarnens ungeachtet, Spitzen, Boorten, güldene und silberne Tressen trugen, und mußten diese ihre Röcke, Hauben und Schleppen zur Stelle in die Richter-Stube bringen, und nachmahls in der Commisions Stube den Plunder abschneiden

und trennen, die Posamentir Spitzen und dergleichen zurück lassen, und die unboortirten Kleider wieder zurück nehmen.

So wurden auch die Handwercks=Weiber in die Rath=Stube, und die vornehmen Handels=Weiber vor gewisse Deputirte in ihre Häuser gefordert, und nochmals vor unnachbleiblicher Straffe und Beschimpffung trewlich gewarnet."

Aber selbst solche Strafmaßnahmen vermögen nicht zu hindern, daß sich die Grenzen unaufhaltsam, wenn auch allmählich, verschieben.

Der Anreiz, über seinen Stand hinauszuwollen, war um so stärker, als Leipzig stets ein reges geselliges Leben hatte. Zu den älteren Trinkstuben gesellte sich seit Ende des 17. Jahrhunderts das Kaffeehaus; Leipzig ist sehr früh dem Vorbild von Nürnberg, Regensburg und Hamburg gefolgt. Um die gleiche Zeit beginnt das Theater gesellschaftliche Einrichtung zu werden und etwas später entwickelt sich ein von kirchlichen Zwecken losgelöstes Konzertwesen. Die Messe gab schon früh Veranlassung, Unterhaltendes zu bieten. Die Klagen über das Zuviel von Eindrücken und geschäftlicher Arbeit während der Messewochen entstammen bereits diesem Zeitraum. Mehr als einmal beruft sich der Leipziger Ratsherr Friedrich Benedict Carpzov darauf, daß er im Meßtrubel nicht zu freundschaftlichem Briefwechsel komme. Der Neuling stand in Gefahr, sich an die große Geselligkeit zu verlieren. Der Student Goethe bezeugt es, der 1765 bald nach seiner Ankunft in Leipzig an den Jugendfreund Johann Jakob Riese — mit offenbarer Freude, im Strome des Lebens zu schwimmen — schrieb: „Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angeht. Ha, das geht köstlich! Aber auch kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel! Halt! Rettet! Haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten zwei Louisdors."

Wieder ist natürlich hinzuzusetzen, daß sich in dieser vollen Ausschwingung nur das Leben des Begüterten bewegte. Die Frau der mittleren Stände führte vielleicht nur der Kirchgang und der wichtige Marktweg auf die Straße. Das Spazierengehen wurde erst mit der Entfestigung Mode, das Spazierengehen in Familie ist eine Neuerung der Biedermeierzeit. Die zunehmende Entfestigung schuf auch den Kindern Spielplätze vor den Toren, die sie mit ihren Wärterinnen (den „Kindermuhmen", wie es in Altleipziger Ausdrucksweise hieß) aufsuchten. Die Esplanade vor dem Peterstor (der heutige Königsplatz) und die Promenade vor dem Barfußpförtchen waren die bevorzugten Ziele. Vom Königsplatz ist in Zachariäs Renommisten die Rede als:

„Dem berühmten Platz, der Muhmenplatz genennet,
Den, auf der Ammen Arm, die kleine Schöne kennet,
Und wenn sie größer wird, an angenehmer Hand,
Die süßen Triebe fühlt, die sie noch nicht gekannt."

Die halbwüchsigen Jungen fanden später in den ausgetrockneten Gräben das geeignete Gelände für ihre Ritter- und Räuberspiele.

Für die beginnende Stadtflucht der Erwachsenen ist das Anlegen der Privatparks ein deutliches Zeichen. Auch Sommersitze in den umgebenden Dörfern richtet man sich ein, nicht jeder freilich sieht so stattlich wie das Gohliser Rokokoschlößchen aus, dessen einfacherer Vorgänger bereits dem gleichen Zwecke diente. Auch Bäderreisen waren schon dem reichen Bürgertum bekannt. In den „thermae carolinae" — Karlsbad — sucht der Ratsherr Carpzov Heilung von schmerzhaftem Gallen- und Nierenleiden. Das Modebad der Leipziger Ende des 18. Jahrhunderts ist Lauchstedt gewesen. Hier berührt sich der kaufmännisch-weltmännische Geist unserer Stadt mit der geistigen Sphäre Weimars.

Aus der Durchmusterung der Leipziger Lebensverhältnisse ergibt sich also, daß die Bewunderung der Zeitgenossen, die in dem Ausdruck „Klein-Paris" lag, ihre starke äußere Begründung hatte.

5. Bildungsverhältnisse und Bildungseinrichtungen.

Lediglich äußere Begründung? Fehlt die innere ganz? Inwieweit ist das Bildungsbedürfnis zu den Lebensgewohnheiten des damaligen Leipzigers zu rechnen?

Die Volksschule gilt als Kind der Reformation. Aber es hat lange gedauert, bis sich der früh erkannte Grundgedanke wirklich verallgemeinert. Erst die Aufklärungszeit, erst das pädagogische 18. Jahrhundert hat dies erreicht. Die Eröffnung der Ratsfreischule, am 16. April 1792, und der ersten Bürgerschule, am 2. Januar 1804, sind die entscheidenden Daten. Für einen großen Teil der Bevölkerung kam vorher nur ein dürftiger Elementarunterricht bei privaten Schulehaltern in sogenannten Winkelschulen in Frage, der nicht unter allen Umständen schlecht zu sein brauchte, der aber trotz einer gewissen städtischen Aufsicht sich auf recht zufällige Fähigkeiten und Hilfsmittel gründete. Nur für den gelehrten Unterricht war durch die Thomas- und die Nikolaischule gesorgt. Daß es auch Autodidakten gab, die sich großer Schätzung erfreuten, beweist der Bauernastronom Arnold in Sommerfeld (1650—1695), dessen „Sternwarte" man noch über ein Jahrhundert erhielt und dessen Bildnis der Rat 1695 durch Johann Heinrich am Ende malen ließ.

Bezeichnend für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege ist das Aufkommen eines neuen weltmännischen Bildungsideals, das die Gesellschaftsschicht der verschiedenen westeuropäischen Länder verbindet. Es verzichtet auf

Sachwissen, schätzt jedoch Länderkenntnis und die Beherrschung fremder Sprachen hoch ein. Auch Gewandtheit des Auftretens und körperliche Schulung umschließt es. Es ist ursprünglich nicht in den Bildungsanstalten zu Hause, erobert sie aber mehr und mehr, so daß der im 17. Jahrhundert noch fühlbare Gegensatz sich im 18. Jahrhundert so gut wie ganz ausgleicht. Dies Ideal ist der gegebene Maßstab für eine Handelsstadt wie Leipzig.

Die Reiselust war hier geradezu beruflich geboten. Johann Jakob Kees, der spätere Oberpostmeister, war von 1671 bis 1673 in Italien, sein Vetter Gottfried Egger hatte von 1662 bis 1666 seine Wanderjahre in Amsterdam, Paris und Venedig zugebracht. Der Besitzer der Großen Feuerkugel Johann Gottfried Winckler, Mitglied einer sehr kunstsinnigen Leipziger Familie, hatte sich 1756 Lessing als Reisebegleiter ausersehen und brach nur wegen des Kriegsbeginns seine Bildungsreise durch die westlichen Länder verfrüht in Holland ab. Demgemäß wurde viel Wert auf Sprachkenntnis gelegt. Französisch war zeitweilig überhaupt die Sprache der Gebildeten, und die zahlreichen Gegenbewegungen erreichten wenig, da es Sprache der Höfe und der Diplomatie blieb. Das Unerfreulichste war, daß es so stark die deutsche Sprache mit fremden Redewendungen durchsetzte. Trotz des berechtigten Einspruchs, den Thomasius und Gottsched gerade in Leipzig erhoben, erhielt sich diese Wortmengerei bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Heideckes Tableau bezeugt für das Jahr 1785: „Die Vornehmen führen immer diese Worte im Munde: borniert, Nuance, engagiert, Coiffure, Monde usw. Bei einer öffentlichen Gelegenheit hab' ich unter allen nur eine Dame gut deutsch sprechen hören." Gefördert wurde diese Entwicklung durch das Vorhandensein der französischen Kolonie. Aber auch an anderen Sprachkenntnissen fehlte es keineswegs, 1721 fanden in Leipzig neben 13 französischen noch 3 italienische und 3 englische Sprachlehrer ihr Brot. Das ist im Verhältnis zu der Bewohnermenge eine recht erhebliche Zahl.

Das Deutsch, das gesprochen wurde — auch von den Kanzeln und in der Schule — hatte seinen unverfälscht dialektischen Klang, der übrigens damals nicht so abschätzig bewertet wurde wie heute. Im Gegenteil finden sich noch recht häufig liebenswürdige Urteile über die „Meißnische Mundart". Noch war die Erinnerung nicht verblaßt, daß hier die Wiege der deutschen Schriftsprache gestanden hatte. Theodor Körner und sogar Richard Wagner, merkwürdigerweise auch die meisten früheren Theaterleiter in Leipzig, haben unverfälschtes Sächsisch gesprochen. Als Körner seine Kriegslieder in Berlin vorlas, verstand man ihn dort kaum, namentlich machte das damals wenig geläufige Wort Flamberg die größten Schwierigkeiten. Hier und da bespöttelt man freilich die Leipziger Mundart, und der aus Merseburg stammende Theologe Heidecke freut sich über das „Nich emal" und das „dicke"

(für oft), über das „keyen" (gehen), „keben", „kewiß", das schon unsere Vorfahren anwandten. Erzieherische Gegenmaßnahmen gibt es erst seit etwa einem Jahrhundert. In den achtzehnhundertvierziger Jahren ist ein Verein zur Hebung der sächsischen Aussprache gegründet worden, und ähnlich gerichtete Versuche in der Schule schlossen sich an.

Den Zugang zu dieser gesellschaftlichen Bildung hat die Zeit bereits den Frauen eröffnet, so ungern man auch deren Anteilnahme an moderner Erziehung zu beruflicher Betätigung übergehen sah. 1725 und 1726 gibt Gottsched für die Frauen die Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" heraus; der Gedanke lag zugrunde, daß verständige Frauen ihre Ansicht über alle wichtigen Zeiterscheinungen äußerten, um ihre Mitschwestern dadurch im vernünftigen Sinne zu beeinflussen. In Gottscheds Umgebung fanden sich Dichterinnen wie Marianne von Ziegler, Illustratorinnen wie die Wernerin, und namentlich gehörte seinem Kreise die berühmteste deutsche Theaterleiterin, Friederike Caroline Neuber, an. Natürlich blieb das Ideal der gleichstrebenden Frau auch damals vereinzelt, aber den Einfluß der Sprachen und der Künste sollte der Geist der gesellschaftsfähigen Dame erfahren haben.

Bei dieser Richtung aufs Weltkundige ist es kein Wunder, daß neue Bildungsmittel nötig werden. Seit 1660 erscheint die Leipziger Zeitung und was mehr besagen will, sie setzt sich in rasch zunehmendem Maße durch. Während sie 1668 204 Bezieher hat, beträgt ihr Absatz 1719 1600 Stück, zu denen noch 300 lateinische Ausgaben kommen. Freilich tritt später ein Rückgang ein. Streng wissenschaftlichen Zwecken haben dann seit 1682 die von Otto Mencken gegründeten Acta Eruditorum gedient. Sie brachten Besprechungen neuerschienener gelehrter Bücher. Seit 4. August 1711 führt die Ratsbibliothek, die durch Stiftung des Oberhofgerichtsfiskals Huldreich Groß 1677 ins Leben gerufen wurde, regelmäßige Öffnungsstunden ein, wenn auch nur für zwei Nachmittage der Woche. „Einige Liebhaber der Poesie" an der Leipziger Universität taten sich 1697 zu der Görlitzischen Poetischen Gesellschaft zusammen, aus der sich nach verschiedenen Verwandlungen unter Gottscheds Leitung die Deutsche Gesellschaft entwickelte, die noch heute besteht. In den Sitzungen, die Mittwochs von 3—5 stattfanden, lasen die Mitglieder eigene Arbeiten vor. Es war oberster Grundsatz, daß sie „rein Hochdeutsch" schrieben, „so wie man es in ganz Deutschland verstehen kan". Auch der Mitarbeiterstab der Acta Eruditorum hielt seine wöchentlichen Zusammenkünfte ab. Solche Einrichtungen führten ebenfalls vom Stubengelehrtentum hinweg und erhöhten den Überblick über alle geistigen Vorgänge des Zeitalters.

Sie sind zugleich ein Kennzeichen für die Umbildung der Universität, die sich damals vollzog. Wer die Grabtafeln in der Paulinerkirche betrachtet,

der bekommt ein Gefühl dafür, was Familienzusammenhänge an der Leipziger Universität bedeuteten. Die Namen Carpzov, Schwendendörfer, Olearius spielen eine beherrschende Rolle, nur die Menckes fehlen, deren Bilder man in der Universitätsbibliothek findet. Nun haben gewiß einzelne aus diesen Geschlechtern fachlich Gutes geleistet. Zur Höhe aber haben sie die Leipziger Universität nicht geführt, das sind die großen Einzelnen gewesen: Johann Jacob Mascov, der Verfasser einer Historie des Deutschen Reichs, Gottsched, Gellert, Morus, der Theolog und Philolog, Platner, der Ästhetiker und Philosoph, die großen Philologen und Schulmänner Reiske und Ernesti und wie sie heißen mögen — sämtlich Persönlichkeiten, deren Wirksamkeit nicht im Sachlichen blieb, sondern weit auf geistiges und ethisches Gebiet übergriff. Sie haben den Ruhm der Universität bis in fremde Länder verbreitet; sie haben bewirkt, daß der Name Leipzigs neben den großen Aufklärungsuniversitäten Halle und Göttingen wieder zur Geltung kam. Sie befleißigten sich einer fesselnden klaren Lehrweise, denn bis zum Schluß des Zeitraums waren die alten akademischen Unarten nicht ausgestorben, das Verwenden stehender Witzworte, das Anekdotenerzählen, das Spekulieren selbst auf weniger geschmackvolle Vertreter der Studentenschaft. Nicht immer hatten diese Mittel Erfolg. In den Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten von 1779 heißt es von einem damals sehr bekannten Theologen: „Burscher ist, nach allen authentischen Beschreibungen, ein Harlekin auf dem Catheder."

Ein wichtiger Fortschritt dieser Zeit war, daß der Übergang vom Buchwissen zur Anschauung allmählich angebahnt wurde, der uns für die exakten Fächer selbstverständlich erscheint. Die ersten naturwissenschaftlichen Institute entstehen: nach dem botanischen Garten ein anatomischer Hörsaal (1706), die Sternwarte im Turm der Pleißenburg (1790), die medizinische und chirurgische Klinik (1799), die Frauenklinik (1810). Sowenig wir uns das vorstellen können, die Zeit liegt noch gar nicht so weit zurück, daß die Lehrmethode der Medizin im wesentlichen im Vortragen nach älteren Handbüchern bestand. Gerade die begabtesten Jünger der Wissenschaft haben darunter unendlich gelitten.

Wie die moderne Universität, so war auch die moderne Schule erst im allmählichen Werden. Wenn man Seumes Schilderung vom Leben der Nikolaischüler unter dem Rektorat Martinis (1775—1795) und ihrem ständigen Krieg mit dem Oberhaupte um das Brennholz liest, so gibt das vielleicht zu einseitig Schülererlebnisse, aber immerhin günstige Vorstellungen von dem Leipziger Gelehrtenschulwesen erweckt sie nicht, obwohl Martinis Vorgänger, Reiske, der nicht nur als Kenner der alten Sprachen und Bahnbrecher der arabischen Sprache, sondern auch als Erzieher bedeutend war, neue Gedanken in der Schule zum Durchbruch zu führen versucht hatte. Reiske, der Freund Lessings, an den der große

deutsche Kritiker aus Wolfenbüttel schrieb: „Ich möchte gern für die Bibliothek alles haben, was Sie herausgeben", war im Ausland gewesen und kannte ebensogut den Wert der neueren Sprachen; insbesondere aber war er als Schüler Gottscheds von der Wichtigkeit eines planmäßigen Deutschunterrichts für die Ausbildung überzeugt. Er war also einer der besten Vorläufer des Neuhumanismus, dem die Gymnasien ihren Wiederaufstieg dankten, aber seine Schultätigkeit war doch ein vergeblicher Kampf um diese Ideale gewesen; ein Kampf auch gegen eine rauhe Schülerschaft in den rauhen Formen der älteren Erziehungspraxis, die schließlich die Sache doch nicht besserten. Selbst die Stadtverwaltung, die immer wieder darauf hinzuwirken versuchte, daß wenigstens die reiferen Knaben aus den Privatschulen in die beiden Stadtschulen übergingen, vermochte dieses Ziel nicht zu erreichen, mochten auch die sogenannten Winkelschulen, die oft Kleinkinderbewahranstalt und Elementarschule in einem waren, geringwertig genug sein. Gerade Reiske hat lange Zeit über den Mangel an Nachwuchs für seine Nikolaischule geklagt. Der tiefere Grund lag schließlich darin, daß die Bildungsbedürfnisse der verschiedenen Schichten nicht von der gleichen Schulart bestritten werden konnten. Die Zeit für Neuerungen war da: die wirkliche Volksschule war zur Notwendigkeit geworden. Einer der größten Verwaltungsmänner Leipzigs ist in der Erkenntnis wie in der Durchführung zeitgemäßer Maßnahmen wegweisend geworden, der Bürgermeister Carl Wilhelm Müller (1728 bis 1801). Vor allem hat er den Schritt vom privaten Freischulwesen menschenfreundlicher Stiftungen zum öffentlichen Volksschulwesen getan.

Gleichzeitig wirkte in Leipzig ein bahnbrechender Erzieher von dauernder Bedeutung, der Taubstummenlehrer Samuel Heinicke (1729—1790). Geistig hochstehende Gäste unserer Stadt haben ihn aufgesucht, wie man Gellert oder die namhaftesten Künstler hier aufsuchte. So heißt es im Bericht der Reisebegleiterin Elisens von der Recke, der Sophie Becker: „Endlich Heinicke, der die Schule für Stumme und Taube angelegt hat. Einer von seinen Schülern mußte uns Proben seiner erlangten Kenntnisse ablegen. Elise schrieb ihm Fragen auf die Tafel, und er beantwortete sie richtig. Z. B. „Haben Sie Ihren Lehrer lieb?" Die Antwort war: „Ja." Auf die Frage: „Wodurch werden Sie ihm Ihre Dankbarkeit beweisen?" war die Antwort: „Durch die Seele." Der Lehrer korrigierte ihn: „Durch Gehorsam." Dieser junge Mensch hatte einige schriftliche Aufsätze gemacht, die aber nur sinnliche Dinge ausdrückten, die man ihm teils in der Natur, teils durch Bilder gezeigt hatte. Er las auch, aber sehr undeutlich."

Mit dem Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht entstanden zugleich die Bestrebungen der Heilerziehung und der Fürsorge für die körperlich Geschädigten. Die Stadt Leipzig hat auch daran wichtigen Anteil gehabt.

6. Literatur und Kunst.

Weltbildung im Sinne dieser Zeit war nicht ohne freundliche Beziehungen zu den Künsten denkbar. Wer in der Fremde die Bauten, Gärten und Sammlungen besichtigte, wer die berühmten Gelehrten und Schriftsteller nach Möglichkeit kennenzulernen bestrebt war, der wollte selbstverständlich auch in der Heimat nicht die Gaben der Musen entbehren, und als aufnehmender, fördernder oder schöpferischer Mensch wurde er Mitträger einer Kunstpflege, die man heute zum großen Teil zu den öffentlichen Aufgaben rechnet.

Da die landesherrliche Fürsorge in erster Linie der Residenzstadt Dresden zugute kam und der Rat als Auftraggeber nur selten hervortrat, war die bildende Kunst Leipzigs fast ganz auf das begüterte Bürgertum angewiesen, das, wenigstens bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, von einer wahren Bauleidenschaft und weit darüber hinaus von regstem Sammeleifer erfüllt war. Wir hörten von den Großbauten und den Gartenanlagen der Kaufleute. Architekten von Rang konnten hier einheimisch werden. Gregor Fuchs (1650 bis 1715), der Erbauer des Romanushauses und von Äckerleins Hof, siedelte von Dresden nach Leipzig über. Nach seinem Tode traten Christian Döring († 1750) und George Werner († 1758) hervor. Döring sind die Barockbauten der Katharinenstraße, Werner Hohmanns Hof in der Petersstraße und Kochs Hof am Markt zu danken. Am Ausgange des 18. Jahrhunderts hatte Leipzig in Johann Friedrich Dauthe (1749—1816) einen bedeutenden Vertreter des Zopfstils. Die Innenerneuerung der Nikolaikirche von 1785—1796, die den gotischen Chor zu einem Kassettengewölbe und die gotischen Pfeiler zu mächtigen Säulen mit Akanthuskapitälen umschuf und dabei doch etwas Neues und Einheitliches zustande brachte, ist sein Werk.

Mit diesen Schöpfungen, namentlich mit den Gärten, verbinden sich Statuen der Dresdner Barockmeister, Balthasar Permoser und Paul Hermann. Nur wenig davon ist heute noch erhalten, vor allem der Jupiter und die Juno von Permoser, die durch neue Straßenanlagen von ihrem alten Platze vertrieben, 1922 im Palmengarten Aufstellung gefunden haben. Auch als die Denkmalsfreudigkeit, die unvermindert andauert, sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schüchtern zu entwickeln begann, waren die Denkmäler noch private Stiftungen. Oeser hat sein bekanntes Gellertdenkmal, dessen Nachbildung jetzt in den Anlagen an der Schillerstraße steht, für einen Verleger Gellertscher Schriften geschaffen. Das Gellertdenkmal mit seiner gemäßigten Empfindung zeigt im Vergleich zu den großen barocken Gesten die starke Veränderung des Stilgefühls. Es ist die gleiche Entwicklungsspanne, die auf architektonischem Gebiet durch den Weg von Gregor Fuchs bis zu Dauthe bezeichnet ist.

Von den Malern fanden am ehesten die Porträtmaler ihr Brot, die sich sehr häufig im Kampfe mit der Malerinnung durchsetzen mußten. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts bürgert sich unter den Beamten, Gelehrten, Kaufleuten die Sitte ein, sich porträtieren zu lassen, wovon fortlaufende große Bilderreihen wie die Stadtrichterbilder im Alten Rathaus noch jetzt Kunde geben. Unter den Malernamen, die es aufzubewahren lohnt, sind David Hoyer, von dessen tragischem Geschick schon die Rede war, und Elias Gottlieb Hausmann, der Schöpfer des verbreitetsten Bachbildes. Anton Graff (1736—1813) und Friedrich August Tischbein (1750—1812), die am Ausgang des Jahrhunderts wirkten, haben über ihre ortsgeschichtliche Wirksamkeit hinaus ihre dauernde Stellung in der Geschichte des Porträts. Die Vervielfältigung des gemalten oder gezeichneten Bildes übernahm der Porträtstecher. Mit Graffs Wirken ist beispielsweise der Name seines Stechers Johann Friedrich Bause (1738—1814) eng verbunden; die Porträtstecher der Barockzeit waren die beiden Bernigeroth, der Vater Martin und der Sohn Johann Martin Bernigeroth. Die spätere Entwicklung der Kunst in Leipzig wird beeinflußt durch die Gründung der Akademie im Jahre 1764. Oeser, Bause, Tischbein sind hervorragende Lehrer an der Akademie gewesen.

Nicht unwesentlich aber war für das Leipziger Kunstleben das Vorhandensein eines privaten Sammlertums, das nicht nur mit der einheimischen Künstlerschaft Verbindungen suchte, sondern auch gute Werke der niederländischen und italienischen Malerei nach Leipzig brachte. Galerien, wie sie die Kaufmannsfamilien der Winckler und der Richter ins Leben riefen, genügten den höchsten Ansprüchen der Kenner. Kein gebildeter Fremder in Leipzig versäumte, sie aufzusuchen, und im Bildungsgang manches Künstlers und Kunstfreundes spielen sie eine Rolle, wenn es auch nicht immer so genau wie für den Studenten Goethe belegt ist.

Die Festfreude war in der Barockzeit ungewöhnlich groß. Auf Pomp bei Einzügen, auf Schaugepränge bei Trauerfeiern wollte man selbst in Jahren der Verarmung nicht verzichten. Johann Georg II., ein Freund der Künste wie wenige seines Hauses, aber zugleich ein Freund des Luxus nach ausländischem Vorbild, führte so unwirtschaftliche Gewohnheiten bei Hofe ein und überall im Lande befleißigte man sich der Nachahmung. Schon bei seinem Einzuge in Leipzig, am 29. September 1657, der „mit großer Sollennität" stattfand, hatten die Studenten „eine schöne ehrenpforte auffgerichtet, wie ein Berg anzusehen, welchen sie den nahmen Parnassus gegeben, auff welchen allerhand schöne Bilder gestanden. Solchen haben sie in der Burgkstraßen vor das Schloß gesezet, durch welches Ihre Churfürstl. Durchl. bey ihrem einzuge hat hindurch ziehen müssen, inwendig ist solches hohl gewesen, darinnen Musicanten gestanden und auff Seiten spielen sich hören lassen". Die Erneuerung des Fischerstechens

durch August den Starken, seine Verlegung auf den Geburtstag des Landesherrn gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. „Solennität" ist der Maßstab, den sich die Zeit für solche Veranstaltungen geschaffen hat: ein „solennes Sischerstechen" mit Aufzug und Musik wird auch in dem königlichen Privileg vom Mai 1714 vorgesehen.

Von diesem Festlichkeitsbedürfnis sind Theater und Musik tief beeinflußt worden. Die Oper war so ganz ein Kind dieser Zeit. Am Dresdner Hofe hat sie in Deutschland zuerst Fuß gefaßt und von Dresden und den umliegenden kleineren Höfen aus ist sie nach Leipzig verpflanzt worden. Diese älteste Leipziger Oper, die von Nikolaus Adam Strungk (1640—1700) in einem neuerbauten Opernhaus am Brühl eröffnet wird, hält sich allerdings nur einige Jahrzehnte. Der zeitgenössische Thomaskantor Johann Kuhnau († 1722), der sie mit allen Mitteln des ihm reichlich zu Gebote stehenden Witzes bekämpft, behauptet als Sieger das Feld. Selbst auf dem Boden der kirchlichen Musik zeigt sich der gleiche Gegensatz der Richtungen, und Kuhnaus größerem Nachfolger Johann Sebastian Bach war es vergönnt, gerade im Verzicht auf opernmäßige Ausgestaltung, wie sie der Zeitgeschmack erforderte, Werke von Bestand (um nicht mit üblicher Übertreibung zu sagen: von ewiger Dauer) zu schaffen. Am Ausgang dieser Epoche verselbständigt sich auch das weltliche Konzertwesen. 1743 erfolgt die Gründung des sogenannten Großen Konzertes, aus dem sich 1781 die Gewandhauskonzerte entwickeln. Sie werden bis auf den heutigen Tag von der Gewandhausgesellschaft, also einer kunstliebenden Vereinigung, veranstaltet, die sich aber von Anfang an städtischer Förderung erfreute und namentlich an dem Bürgermeister Müller einen tatkräftigen Helfer hatte. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts unter den Kantoren Doles und Hiller beginnen die Sonnabendmotetten in der Thomaskirche zum wichtigsten Bestandteile der schon im 16. Jahrhundert gestifteten Sonnabendvesper zu werden. So gut wie alle Grundlagen unserer heutigen Musikpflege sind also diesem stark schöpferischen Zeitalter zu danken.

Auf dem Gebiet des Schauspielwesens liegt es ganz ähnlich. Von den Wandertruppen, die das Bürgertum als seine Spaßmacher ansieht, ist es ein weiter Schritt, die Bühne als eine städtische und staatliche Einrichtung zu wollen und anzuerkennen. Aber er wird in diesem Zeitraum getan, ganz allmählich zwar, mit vielen rückläufigen Maßnahmen und Bedenken, doch mit schließlichem Erfolge. Als die Schauspielertruppen auch außerhalb der Messetermine spielen durften, lag darin die erste Anerkennung, daß ihre Tätigkeit keine Jahrmarktsbelustigung sei. Dann wurde 1766 von einem privaten Auftraggeber das „Komödienhaus auf der Rannischen Bastei" (das jetzige Alte Theater) gebaut, dreißig Jahre später wurde es von der Stadt übernommen und seit

1817 gab es, allerdings noch in der Form des Pachttheaters, ein „Theater der Stadt Leipzig".

Seine größte theatergeschichtliche Bedeutung freilich hat das Leipziger Theater trotzdem in der Frühzeit gehabt, unter Magister Johann Velten († 1692) und in der Zeit der Neuberin (1727—1749), „der Urheberin des guten Geschmackes auf der teutschen Bühne", wie auf dem Denkmal zu lesen steht, das der in Armut verstorbenen Frau 1776 gesetzt wurde.

Die Neuberin war ebensosehr Theaterprinzipalin, wie persönlich eine glänzende Darstellerin. Ihre Gesamtleistung aber entsprang nicht allein einer großen Naturbegabung, sondern auch die günstige Umwelt hatte Teil daran. Die Beratung des Schriftstellers und Professors Gottsched war entscheidend, Gottsched selbst fühlte sich in seinen Bestrebungen wieder gefördert durch den damaligen Bürgermeister D. Gottfried Lange, dem er sein Drama vom „Sterbenden Cato" widmete und der übrigens in seiner Jugend selbst den Cid von Corneille übersetzt hatte.

So war das Schicksal des Theaters mit der Literatur und der Zunahme des literarischen Interesses verknüpft und sein Aufstieg deutete zugleich auf einen noch bei weitem stetigeren literarischen Aufstieg Leipzigs hin. Leipzigs literarisches Leben ist in damaliger Zeit stets nachhaltig durch die Universität beeinflußt worden. Denn einmal war ein Berufsschriftstellertum im heutigen Sinne nicht vorhanden, ferner aber bestand noch nicht in der Anschauung dieser Generation der vermeintliche Gegensatz zwischen Gelehrtentum und Dichtung; im Gegenteil: wer war besser zum Dichten ausgerüstet als der Gelehrte, der tiefe Kenner antiker Poesie? Und so sind sie zeitweilig beinahe alle aus dem Kreise der Akademiker hervorgegangen, die Dichter Leipzigs; die freilich, die uns am lebhaftesten fesseln, zunächst als wilde Schößlinge am Baume der Gelehrsamkeit. Da war Christian Reuter (geboren 1665), der verbummelte Student und Pamphletschreiber, der seiner Wirtsfamilie die schuldig gebliebene Miete mit literarischer Verhöhnung zahlte; da war der tragische Fall: Johann Christian Günther (1695—1723), der Mensch, der seinen Beruf verfehlen mußte, weil es den Beruf des Dichters noch gar nicht gab; der vom Lebensüberschwang bis zur tiefsten Zerknirschung alle Stimmungen kannte und auszudrücken vermochte und der in geradezu religiöser Bußübung zuletzt die Schuld seines Unterganges auf sich nahm:

„Nur mich verklag ich selbst vor dir, gerechter Richter.
So viel mein Scheitel Haar, so viel der Milchweg Lichter,
So viel die Erde Gras, das Weltmeer Schuppen trägt,
So zahlreich und so groß ist auch der Sünden Menge,
Die mich durch mich erdrückt und immer in die Länge
Mehr Holz und Unterhalt zum letzten Feuer legt.

Da war schließlich noch der Schlesier Johann Siegismund Scholze (1705 bis 1750), der unter dem Decknamen Sperontes die „Singende Muse an der Pleiße" herausgab und mit seinen kupletartigen Gesellschaftsliedern, eben weil er der spielerischste von allen war, einen großen Bucherfolg errang.

Aber mehr und mehr wird es die gesicherte gebildete Mittelschicht, der der führende geistige Einfluß zufällt. Ihr Wortführer ist Johann Christoph Gottsched, der 1724 von Königsberg nach Leipzig flüchtet, hier sich sehr bald eine geachtete Stellung an der Universität erkämpfte und sehr zum Ausgleich zwischen der erstarrten Sachgelehrsamkeit und der freien beweglichen Zeitbildung beigetragen hat, was seine größeren Vorgänger Leibniz und Thomasius in ihrer Vaterstadt nicht hatten durchsetzen können. Er war also keineswegs immer der alte, sehr von sich eingenommene Herr, den Lessing befehdet und den der junge Goethe bei seinem Besuche im Goldnen Bären als lächerlich empfunden hat. Er hat für die deutsche Sprache und für die deutsche Bühne nicht nur gewirkt, sondern fast kann man sagen: gelebt. Er hat Zeitschriften herausgegeben, die weithin einen erzieherischen Einfluß hatten. Wenn er schließlich alles unter dem Gesichtspunkt eines (zeitbegrenzten) moralischen Endzwecks sah, so heißt das vielleicht auch: der Mensch gewann, was der Poet verlor, oder würde es wenigstens bedeutet haben, wenn er ein Poet gewesen wäre.

Nicht zum wenigsten in dieser Schwäche Gottscheds liegt es begründet, daß sich die jüngere Generation so rasch von ihm abwandte. Sogar untergeordnete Talente seiner Umgebung entglitten ihm allmählich, meist ohne ihre veränderte Stellung scharf hervorzukehren. Sie waren nicht von der Vielseitigkeit und zugreifenden Kraft Gottscheds, aber sie waren ihm überlegen an dichterischem Gefühl; selbst die Kleineren in dem zumeist aus Obersachsen bestehenden Kreise der „Bremer Beiträger" waren es, von dem neu aufsteigenden Gestirn unter ihnen, von Klopstock, ganz zu schweigen. Zu den Bremer Beiträgern gehört auch der Mann, der — noch neben Gottsched wirkend — Gottscheds Popularität erbt, um sie gerade durch seine liebenswürdige Bescheidenheit um so unbestrittener zu besitzen: Christian Fürchtegott Gellert.

Der Reiz von Gellerts Schriften liegt in der anmutigen Natürlichkeit seines Stils. Er versteht es, Gottscheds schwunglosere Gedanklichkeit gefühlvoll zu durchwärmen. Seinen Ursprung verleugnet er keineswegs, auch seine literarische Absicht bleibt es, volkserzieherisch im umfassendsten Sinne tätig zu sein. Er drückt das selber so aus: „Mein größter Ehrgeiz besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht dem Gelehrten im engeren Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem

leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." Man kann hinzusetzen, daß diese Überzeugung von der menschlichen Gleichberechtigung bei Gellert auch ihre religiöse Begründung hatte. Als Lehrer, Schriftsteller und edler Mensch hat sich Gellert ungewöhnlicher Beliebtheit erfreut; es war ein Beweis seiner Volkstümlichkeit, daß man ihm bald nach seinem Tode — in der Johanniskirche und in Leipziger Privatparks — drei Denkmäler errichtete, wozu dann noch 1865 ein viertes im Rosental kam.

Mit Gellerts Tode war Leipzigs literarische Vorherrschaft in Deutschland zu Ende. Sie beschränkt sich ganz auf die vorklassische Zeit. Es ist eine seltsame Tatsache, daß alle großen Träger der klassischen Literatur, daß Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller durch Leipzig hindurchgehen, daß sie sich hier zeitweilig wohlfühlen und Anregungen mitnehmen, daß aber kein einziger von ihnen mit Leipzig verwächst, wie Gottsched oder Gellert, die auch von fernher gekommen waren. Man kann wohl Kulturbilder zeichnen, in deren Mittelpunkt die klassischen Dichter stehen, mit Leipziger Literaturgeschichte hat das aber wenig mehr zu tun.

Hier sind vielmehr die starken Bewegungen, die den Fortschritt herbeigeführt haben, kaum vernehmlich. Christian Felix Weiße, durch Singspieltexte schon um die Mitte des Jahrhunderts erfolgreich, bleibt einer der wichtigsten Vertreter bis zum Jahrhundertausgang, verdienstvoll zuletzt durch die Gründung des Kinderfreundes, einer der bahnbrechenden Jugendzeitschriften. Dabei bleibt die literarische Betriebsamkeit, und die Xenien spotten über die „Fischlein, die sich in Sulzers Zisterne regen", die also aus einer damals sehr verbreiteten Enzyklopädie der schönen Künste ihre schriftstellerischen Rezepte holten. Später vollziehen Schriftsteller wie August Apel, Mahlmann, Rochlitz, Adolf Wagner eine gewisse Annäherung an die klassischen und romantischen Gedanken. Nur Seume steht in dieser Umgebung als eine eigenwillige Natur für sich, die ihrer Anlage und ihren Schicksalen nach im Streben nach Freiheit, selbst unter Verzicht auf Genuß und Annehmlichkeit, den Sinn des Lebens erblickte. „Ertrage und harre aus" (Perfer et obdura) war sein Wahlspruch. —

Die geistige Atempause aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts fiel zusammen mit weitreichenden politischen Veränderungen, die auch an der Stadt Leipzig nicht vorübergegangen sind.

7. Leipzigs Schicksal in der napoleonischen Zeit.

Vier Tage nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, am 18. Oktober 1806, nachmittags 2 Uhr, zieht das Davoustsche Korps in Leipzig ein. „Das Glück der Waffen hat Leipzig in die Hände Napoleons des Großen gegeben" wird

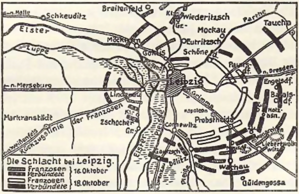
der Bevölkerung verkündet und die Auslieferung der englischen Waren binnen 24 Stunden wird den „Bankiers, Negozianten und Kaufleuten" zur Pflicht gemacht.

Da Sachsen bereits am 11. Dezember 1806 mit Frankreich Frieden schloß und von da ab bis in die Entscheidungstage 1813 dem Rheinbund angehörte, hatte es nicht mehr das Schicksal des feindlichen Landes, wohl aber den Druck des auf eine neue Regelung der europäischen Verhältnisse gerichteten politischen Systems zu ertragen. Der wichtige Handel mit England war der Handels- und Messestadt Leipzig fortan verboten. Die vorhandenen großen Vorräte englischer Waren wurden zunächst versiegelt und erst nach längeren Verhandlungen gegen eine Rückkaufssumme von $1^{1}/_{2}$ Millionen Taler für den Verkauf freigegeben. Später festgestellte Schmuggelware wurde rücksichtslos verbrannt. Obwohl zu diesen Kriegslasten noch 600000 Taler Kontributionen von 1806—1812 und 553000 Taler im Jahre 1813 kamen, hat Leipzigs Wirtschaft diesen Aderlaß verhältnismäßig rasch überwunden, da sie Handelsverbindungen mit anderen Ländern besaß und zu rascher Umstellung fähig war. Zur Schuldendeckung sind zweimal Kriegsanleihen aufgenommen worden. Innenpolitisch haben fast alle Rheinbundstaaten starke westliche Einwirkungen erfahren. Sie suchten von einem modernen erfolgreichen Staatswesen zu lernen. Die sächsische Heeresreorganisation von 1810 gehört in diesen Zusammenhang. Aber auch darüber hinaus haben viele spätere Reformen aus den Erfahrungen dieser Epoche Nahrung gezogen. Jedenfalls werden Staat, Stadt und Universität immer mehr in einen großen Umbildungsprozeß hineingerissen, der erst nach der napoleonischen Zeit seinen Abschluß findet.

Ursprünglich ist deshalb Napoleon nicht nur als Verbündeter des Königs, sondern auch als Vertreter moderner Gedanken häufig mit Sympathie begrüßt worden. Die Universität hat sogar ein Sternbild nach ihm genannt. Allmählich aber änderte sich die Stimmung. Zwar das Jahr 1809 mit seinem Durchzug der Braunschweiger war nur ein aufregendes Zwischenspiel, aber je ungeheurer der Druck wird, der zur Erhaltung der napoleonischen Weltmacht auf allen, auch den verbündeten Staaten liegt und liegen muß, um so mehr werden die Gegenkräfte herausgefordert. Ganz besonders in der Jugend, die sich mit der Alltagswirklichkeit wenig Kopfzerbrechen zu machen pflegt, stellt sich schon vor den Tagen der Völkerschlacht ein deutsches Bewußtsein ein, das weder von einer Rheinbundlinie noch auch von innerdeutschen Staatsgrenzen viel wissen wollte. Das Vordringen der Verbündeten im April, der Durchmarsch der Lützower, die verschiedenen Aufrufe „An die Sachsen", sich an der Erhebung gegen Napoleon zu beteiligen, hatten bei nicht wenigen elektrisierend gewirkt. Napoleon hielt es für nötig, am 20. Juni 1813 über die Stadt den Be-

lagerungszustand verhängen und Waffenbesitz bei Todesstrafe verbieten zu lassen.

So kam der Zeitpunkt heran, in dem Leipzig in den Mittelpunkt des weltgeschichtlichen Geschehens trat und die Umgebung der Stadt Schauplatz einer der größten Schlachten wurde. Vom 14. bis zum 18. Oktober zog sich der Ring der Kämpfenden immer näher um die Stadt. Das vorsichtige und zugleich zielbewußte Manövrieren der Verbündeten seit dem August 1813 hatte dies Ergebnis herbeigeführt. Statt von der Elblinie aus nach Berlin oder auch nach Prag vorzustoßen, war Napoleon zur Verlegung seiner Operationsbasis nach rückwärts gezwungen worden und mußte die Hoffnung aufgeben, die gegnerischen Kräfte nacheinander aufzureiben. Aber noch immer war das Kriegsgenie des Kaisers gefürchtet, und bis in die entscheidenden Tage behielt das Vorgehen seiner Gegners etwas Tastendes. Ihr Oberbefehlshaber, der österreichische Führer Schwarzenberg, war dafür gewesen, die verbündeten Streitkräfte an der Saale im Rücken Napoleons zu vereinigen. Die russische Oberleitung aber setzte den Angriff durch. In dem von Wasserläufen durchschnittenen Gelände um Leipzig ergab sich damit die Notwendigkeit, die von Nordwesten und Südwesten anmarschierenden Hauptarmeen nach dem Osten der Stadt mehr und mehr hinüberzuziehen und dort auch das Ziel ihres einheitlichen Zusammenwirkens zu suchen. Die beiden Haupttage des Kampfes, der 16. und der 18. Oktober, nehmen diesen Verlauf.



Skizze der Vorgänge am 16. und 18. Oktober.

Napoleon trifft am Nachmittage des 14. Oktobers von Düben her in Leipzig ein, und mancher Einwohner unserer Stadt wanderte vor das äußere Grimmaische Tor, um ihn an seinem Kartentisch, umgeben von Heerführern und Stabsoffizieren, sitzen zu sehen. Bereits am gleichen Tage fand in Liebert-

wolkwitz ein unentschiedenes Vorgefecht statt. Der 15. Oktober verging in Vorbereitungen auf beiden Seiten. Am 16. setzen im Norden und im Südosten der Stadt die Hauptkämpfe ein. Im Südosten erprobte Napoleon sein oft bewährtes Rezept, den Feind, der gegen seine Stellung Markkleeberg—Wachau-Liebertwolkwitz andrang, im rechten Flügel zu umfassen, um gleichzeitig das Zentrum mit Massenbatterien zu schwächen und schließlich die Front zu durchbrechen. Aber diesmal erreichten die eingesetzten Reitermassen Murats — sie waren viel geringer an Zahl, als die älteren Berichte meist angeben — ihr Ziel nicht. Zeitweilig hatte sich freilich Napoleon dem Erfolg so nahe geglaubt, daß er in Leipzig die Siegesglocken läuten ließ.

Die Aussicht auf ein glückliches Ergebnis verminderte sich für ihn dadurch, daß er das Eingreifen neuer verbündeter Streitkräfte nicht verhindern konnte. Bereits am 16. hatte die Schlesische Armee unter Blüchers Leitung im Vordringen von Norden her nach unendlich heißem Ringen Marmonts noch unverbrauchtes Korps zertrümmert, das zwischen Möckern und Wiederitzsch in günstiger Stellung an die Elster gelehnt stand. Am 18. (der 17. Oktober, ein Sonntag, war in verhältnismäßiger Ruhe vorübergegangen) kann nun auch der Zusammenhang im Aufmarsch der Verbündeten hergestellt und die breite Lücke zwischen der Böhmischen und der Schlesischen Armee durch die von Grimma her eintreffende russische Reservearmee unter Bennigsen und die von Taucha her nahende Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte (einem früheren Marschall Napoleons) geschlossen werden. Die französischen Truppen sind an diesem Tage von einer halbkreisförmigen Aufstellung der Verbündeten umgeben, die von Möckern im Norden bis südlich nach Connewitz reicht. Bei dem klaren, sonnigen Wetter dieses Tages, eines Ausnahmetages im Jahre 1813, war von einzelnen Stellen des Schlachtfeldes ein Überblick über die Vorgänge möglich, der von unvergeßlich-gewaltigem Eindrucke war. Ein Mitkämpfer in Blüchers nächster Umgebung, Professor Steffens, spricht davon: „Auf langen Höhenzügen erblickten wir in der Ferne die große Armee, die heranrückte. Es waren die Völker, die verbündet dem mächtigen Manne, welcher nun so lange Jahre hindurch den Kontinent beherrscht und durch Schrecken gelähmt hatte, zum Kampf entgegenzogen. Immer kamen neue Scharen im Osten zum Vorschein, immer verschwanden die Vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gaue überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen; hier war es, wo Müffling (Blüchers Generalquartiermeister) der bevorstehenden Schlacht den Namen gab, er nannte sie große Völkerschlacht."

Im einzelnen spielt sich am 18. Oktober folgendes ab: Der ersten Angriffskolonne der Verbündeten unter dem Oberbefehl des Prinzen von Hessen-Homburg gelingt die Einnahme von Dölitz und Lößnig. Die anschließende Kolonne Barclay de Tollys, bei der sich die Monarchen zeitweilig aufhalten, erreicht zwei Uhr die Linie Dösen—Zuckelhausen und setzt nun zum Vorgehen auf Probstheida an. Probstheida wird an diesem Tage nicht genommen; überhaupt bleibt das Dörferdreieck Connewitz—Probstheida—Stötteritz fest in der Hand Napoleons, der vom Hügel der Quandtschen Tabaksmühle (dem jetzigen Napoleonstein) die militärischen Unternehmungen leitet und der von hier aus seine Garden an die gefährdeten Stellen dirigiert. Die Hauptentscheidung fällt im Nordosten. Von der Armee Bernadottes, der vierten Kolonne, wird gegen drei Uhr von Paunsdorf Besitz ergriffen (auf diesem Teil des Schlachtfelds vollzog sich auch der Übergang der Sachsen) und schon seit zwei Uhr steht die benachbarte Schlesische Armee (die 5. Kolonne) in erbittertem Ringen um den Parthenübergang und Schönefeld, das sie nach siebenmaligem Sturm gegen 4 Uhr erobert. Die 3. Kolonne Bennigsens — zwischen Barclay und Bernadotte — arbeitet sich, durch diese Erfolge gefördert, während der Abendstunden dem Tal der Rietzschke folgend über Mölkau, Stünz und Sellerhausen ganz in Stadtnähe heran. Hier also, wo Marschall Ney auf feindlicher Seite den Oberbefehl hat, ist die Front der Franzosen soweit zurückgebogen, daß auch die Stellung im Südosten unhaltbar wird. In den Vormittagsstunden des 19. erfolgt der französische Abmarsch, der in dem schwierigen Gelände der Leipziger Gegend, zumal nach der vorzeitigen Sprengung der Elsterbrücke, immer mehr in regellose Flucht ausartet. Der Eintritt in die Stadt wird zuerst am äußeren Grimmaischen Tor (dem heutigen Standort des Friciusdenkmals) von Truppen der vierten Kolonne, bald darauf auch von Blüchers Kräften im Norden und dann an immer zahlreicheren Stellen erzwungen. Die Stadt selbst aber wurde von beiden Seiten verschont. Am 20. Oktober lädt Blücher sein „liebes Malchen", das er sich näher wissen wollte, während die Verfolgung nach Westen ging, nach Leipzig ein: „es ist ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig, welches man in Brand schissen wollte dadurch gerettet daß ich verboht keine Granaten hinein zu werffen, so wird man euch uf Henden tragen."

Aber ein angenehmer Aufenthalt war die Stadt trotzdem nach den Kämpfen nicht. Weniger die sogenannten, von den Zeitgenossen beweglich beklagten Verwüstungen waren daran schuld — die Zerstörung der Gärten, der Alleen, der Friedhöfe, einige Feuersbrünste in der Zeit des Hin und Her; so sehr sie den Mitlebenden erschreckten, die Nachwelt kann sich mit den Nebenwirkungen der Katastrophe nicht beschäftigen —, es war vielmehr die Überlastung der Stadt

mit Verwundeten und Sterbenden, die schreckliche Verdopplung ihrer Bewohnerzahl, ohne daß ausreichende Hilfe zu schaffen war. Der Typhus brach aus und forderte zahllose Todesopfer.

Die Stadt kam zunächst unter russische Verwaltung und erfuhr noch einmal in einer mutterwitzig-patriarchalischen Form, was aufgeklärter Despotismus war. Die Regelung des Wiener Friedens und seiner Teilung Sachsens gab dadurch zu besonderen Sorgen Anlaß, daß Leipzig, von seinem thüringisch-sächsischen Kulturkreis abgeschnitten, in die äußerste Ecke des Staates rückte. Man mußte schon von Amputation der Glieder, nicht mehr von einem operativen Eingriff reden. Wird darüber wirtschaftlich hinwegzukommen sein? Wird ein solcher Friedensschluß nicht eine feindselige Spannung zwischen den deutschen Staaten hinterlassen? Beide Befürchtungen sind nicht eingetreten, Leipzig ist im 19. Jahrhundert eine Stadt von gesamtdeutschem Streben geworden. Wie diese Entwicklung vor sich gegangen ist, wird Gegenstand des folgenden Beitrages sein.

Literatur:

1. Ernst Kroker, Leipzig im Siebenjährigen Kriege in den Quellen zur Geschichte Leipzigs, 2. Bd. 1895. Ebendarin auch die von Wustmann herausgegebenen Urkunden zur Geschichte des Leipziger Rates. — Nur in Handschrift vorhanden Otto Günzel, die Leipziger Ratswahlen von 1630 bis 1830. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtewesens im Zeitalter des Absolutismus. — Auszüge aus Johann Salomon Riemers Leipzigischem Jahrbuche. Quellen Bd. 1, S. 195—456 (in der Einleitung eine systematische Besprechung der damaligen chronistischen Literatur).

2. Ernst Kroker, Handelsgeschichte der Stadt Leipzig. 1925. Darin Hinweise auf sämtliche Einzelaufsätze und Schriften, aus denen ich nur Ernst Hasses Geschichte der Leipziger Messe (1885) hervorhebe.

3. F. G. Leonhardi, Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig. 1799. — Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Herausgegeben von Steche und Gurlitt. 16. Leipzig-Land (1894), 17/18. Stadt Leipzig (1895). — Hugo Koch, Sächsische Gartenkunst. 1910.

4. Ernst Kroker, Leipziger Kleiderordnungen in den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig. 10. Heft (1902). — Von 1701 werden die Leipziger Adreßbücher eine für die Erkenntnis des sozialen Aufbaus unserer Stadt wichtige Quelle. — Benjamin Heideckes Tableau von Leipzig im Jahre 1783. Wustmanns Leipziger Neudrucke 3. Bd. 1902. — Otto Kirn, Die Leipziger Theologische Fakultät in fünf Jahrhunderten. Band I der Festschrift der Universität Leipzig. Herausgegeben von Rektor und Senat. 1909.

5. Otto Kaemmel, Geschichte des Leipziger Schulwesens. 1909. — Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. 1879. — Gustav Wustmann, Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek 1677—1801. Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig II, 1906.

6. Georg Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig. 1909. — Zur bildenden Kunst vgl. Steche=Gurlitt unter Nr. 3. — Gustav Wustmann, Der Leipziger Kupferstich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. (Neujahrsblätter III) 1907. — Abgeschlossene baugeschichtliche Arbeiten von Nikolaus Pevsner über das Leipziger Barock und von Hermann Kuhn über Dauthe sind bisher ungedruckt geblieben. Vgl. Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden 1925, Heft 7—8. — Rudolf Wustmanns Musikgeschichte Leipzigs bricht mit dem Jahre 1650 ab. Die Fortsetzung von Arnold Schering ist im Erscheinen begriffen. — Fritz Reuter, Die Geschichte der deutschen Oper in Leipzig am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts (1922) ist im Augenblick ebenfalls noch ungedruckt.

7. Unter der großen 1813=Literatur empfiehlt sich als zeitgenössische Schilderung Dr. J. C. Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren. 1850. (Auch neu gedruckt in den Xenienbüchern.) — Eingehendere Kenntnis der Völkerschlacht ist zu gewinnen aus Fr. Seyfert, Leipziger Schlachtfeldführer. Dresden 1913. — Das Bildmaterial der Zeit ist am bequemsten in Albert Mundts Bilderbuch der Freiheitskriege (1913) vereinigt.

Für Lehrausflüge geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Art geben Unterlagen und Ratschläge:

Alt=Leipzig. Ein Führer zu den baugeschichtlichen Resten der inneren Stadt. Herausgegeben vom Leipziger Dürerbund, 1911, und Leipziger Lehrausflüge, herausgegeben von Kurt Krause, 1920 (Friedrich Schulze, Kunstwanderungen durch Leipzig und Hanns Weißbach, Über die Schlachtfelder um Leipzig). Eingehendere kunstgeschichtliche Angaben bei Steche=Gurlitt, s. Nr. 3. — In das reiche, gerade für das 18. Jahrhundert und die Zeit der Völkerschlacht wesentliche, historische Anschauungsmaterial des Stadtgeschichtlichen Museums führt ein: Friedrich Schulze, Das Stadtgeschichtliche Museum, 1922.

V.

Durch Befreiung und Einigung zur modernen Großstadt

Walter Lange

Hierzu Tafel XIX—XXIV

1. Leipzig im Biedermeier.

„Drei Tage und drei Nächte
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins Reine gebracht."

Mit diesem Vierzeiler zieht der sanftmütige Dichter des „Liebesfrühlings", zieht Friedrich Rückert die Summe der furchtbaren Ereignisse, die sich auf den blutgetränkten Blachfeldern von Leipzig, die sich in der schwer heimgesuchten Stadt selbst abgespielt hatten. Die Herbstmesse war eben ausgeläutet, als am 18. Oktober 1806 nach der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstedt des Imperators Heerscharen durch Leipzigs Tore drängten, um ganz Deutschland die Totenmesse zu halten. Am selben 18. Oktober mußte der geschlagene Beherrscher Europens, auch ein fluchbeladener „Fliegender Holländer", bekennen:

„Die Frist ist um, und abermals verstrichen
sind sieben Jahr'. Voll Überdruß wirft mich
das Meer ans Land."

Das Völkermeer, das um Leipzig brandete, warf ihn am Ende an jenes Eiland, wo er „Erlösung" fand von seinem Kaiserwahn. Die große Abrechnung hatte begonnen. Der Zahltag war eröffnet für sieben drangvolle Jahre. Was Blücher mit aller Kraft seines starken Herzens erstrebte, den Korsen selber zu fassen, mochte nicht gelingen. „Das Loch im Westen" blieb offen. Der Imperator entkam. Es kostete ein weiteres Jahr und Gut und Blut, um Europa zu befrieden. Bereits 1814 verkündete Ernst Moritz Arndt in seinem „Wort über die Feier der Leipziger Schlacht": „Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober 1813 geschehen, darüber ist in ganz Teutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur eine Stimme . . . Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich seyn, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln." Es sollte mehr sein, ein Dom der jungen Freiheit, ein weithinragendes Mal der deutschen Einheit. Aber auf dem Wiener Kongreß wurden die deutschen Stämme schnöde um die schönste ihrer Hoffnungen betrogen, die der Frühling 1813 hatte erblühen lassen: ein einiges, großes, ein besseres, freies Deutschland. Als dürftiges Ergebnis war ein „Teutscher Bund" von 35 souveränen deutschen Fürsten, Ländern und Ländchen und 4 freien Städten geblieben, der in dieser

Form niemals die Hoffnungen auf einen festeren Zusammenschluß verwirklichen konnte. Als Lohn der Freiheitskämpfer — denn es galt nicht nur einen Befreiungs-, es galt unsern Urgroßvätern auch einen Freiheitskampf! — kam der kautschukartige § 13 der Bundesakte zustande: „in allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Das Wann und Wie war der Willkür preisgegeben. Und nur einer wagte aus freiem Herzen im Gegensatz zu seinem Staatsminister Wolfgang von Goethe seinem Lande eine Verfassung zu geben, der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar im Jahre 1816. Im übrigen war der Wiener Kongreß ein Tummelplatz der Frivolität im Politischen wie im Moralischen. Hier wurde geschachert um die Länder und Ländchen, geschachert um die Seelen wie um Zahlen. Auch um das Königreich Sachsen, dessen König nach der Völkerschlacht als Gefangener nach Preußen abgeführt worden war, wurde gehandelt. Es sollte von der Landkarte verschwinden, der Siegespreis werden für Preußen, das den Hauptanteil an den Opfern dieses Befreiungskampfes getragen hatte. Nicht höhere Einsicht, sondern Neid und Mißgunst gegen ein allzu starkes Preußen rettete dem Sachsenfürsten die Souveränität in einem stark verminderten Königreiche. Eine Teilung Sachsens war unvermeidlich. Preußen erhielt 367,5 Quadratmeilen mit 864404 Einwohnern, das heißt das zwar dünner bevölkerte, aber reiche Agrarland, während bei Sachsen 271,676 Quadratmeilen mit 1182744 Einwohnern verblieben, die nur durch die kleine böhmische Enklave auf 272 Quadratmeilen abgerundet wurden. Das dichter bevölkerte, einer reichen industriellen Entwicklung vorbestimmte Gebiet, das sich in Zukunft nicht mehr wie bisher aus eignem Grund und Boden ernähren konnte, blieb Königreich. Schon 1816 und 1817, wo man Mißernten zu verzeichnen hatte, machte sich die unglückliche Teilung schwer fühlbar, und zwar um so schmerzlicher, als der klägliche „Teutsche Bund" nichts tat, ihn auszugleichen, überdies das „stammverwandte" Österreich seine Grenzen für die Getreideausfuhr nach dem Norden sperrte. Abermals brach eine Katastrophe in den Jahren 1842, 1846 und 1847 herein, die gleichfalls durch die Abhängigkeit von stärkeren Agrarstaaten sich schlimmer auswirkte als anderswo. 1842 war infolge der allgemeinen politischen Lage im gesamten Vaterlande durch Mißwachs eine Kartoffelkrankheit und durch große Brände — Oschatz, Sayda und Adorf waren völlig abgebrannt — Teuerung und Unruhe erzeugt worden. Kluge Maßnahmen der sächsischen Regierung, besonnene Aufklärungsarbeit und eine im nächsten Jahre bessere Ernte halfen rasch über die Notzeit hinweg. Schlimmer war es in den Jahren 1846 und 1847, wo der Notstand sich auch über die andern deutschen Staaten erstreckte. Sachsen zählte damals 1836664 Einwohner, die einer Einfuhr von 1 Million Scheffeln Getreide bedurften. Abermals verschloß das bundesfeindliche Österreich seine

Grenzen für die Ausfuhr von Getreide. Der Bund tat manches, doch unvollkommen. Am besten bewährte sich von allen deutschen Regierungen die sächsische, die die Frachtsätze für Getreide und Lebensmittel auf den Eisenbahnen ermäßigte, auf Staatskosten Getreide herzuführte, den Bäckern die durch Zunftzwang und Brottaxe eingeschränkte Freiheit des Betriebes erleichterte, durch Straßenbauten und andere öffentliche Arbeiten der Arbeitslosigkeit steuerte. Alles in allem Maßnahmen, die auch unsre Heimatstadt unmittelbar im Schlimmen wie im Guten in Mitleidenschaft zogen. Zum letzten Male haben wir in Sachsen die unglückselige Teilung von 1814 gespürt, als im Weltkriege unser inzwischen als Industrieland stark ausgeprägtes engeres Heimatland, insbesondere unsre Stadt Leipzig zwar für die gesamte deutsche Heimat und Armee Kriegsrüstung schaffen durfte, auf der andern Seite aber ständig gegen eine Benachteiligung in der Lebensmittelzufuhr — oft genug vergeblich! — anzukämpfen hatte. Die Bayern nahmen unsern verhungerten Landsleuten das Stückchen Fleisch oder Butter rücksichtslos ab, das sie etwa „hinten herum" über die bayrisch-sächsische Grenze praktizierten. Nicht viel anders benahm sich Preußen. Wir waren als stärkster Industrie-, als dichtestbevölkerter Bundesstaat (neben dem Ruhrgebiet) auf Gnade und Ungnade den andern ausgeliefert. Denn Leipzig, bis zur Teilung Sachsens im Jahre 1814 ein handels- und kulturpolitischer Mittelpunkt der Wettiner Lande, war nun an die äußerste Nordwestecke des übrig gebliebnen Rumpfkönigreiches gerückt. Es wurde Vorposten gegen den größeren eifersüchtigen Nachbarstaat Preußen, der nur ungern auf Leipzig als Messestadt verzichtet hatte. Hier war es vor allem England, das für den Verbleib dieser Messe- und Handelsstadt, dieses großen Umschlagplatzes englischer Waren bei Sachsen sich eingesetzt hatte. Leipzig als Pfand in Preußens Hand würde diesem ein wirksames Bestimmungsrecht über den englischen Handel gegeben haben. So aber ließen sich Englands Beziehungen zu Deutschland ungefährdeter ausbauen, auch konnte man Leipzig zu einem Mittelpunkte des Schmuggels mit englischen Waren machen. Merkwürdig ist die Tatsache, daß schon Napoleon bei Eröffnung seines gigantischen Handelskrieges gegen England mit der Verkündung der Kontinentalsperre in Leipzig einen wichtigsten Punkt zu treffen trachtete, tatsächlich auch traf. Schon am 19. Oktober 1806 hatte der General Macon, Kommandeur der französischen Besatzungstruppen in Leipzig (er starb am 27. X. 1806 und wurde auf dem alten Johannisfriedhofe bestattet, wo noch heute sein Grabstein steht), den lieben Leipzigern in einer Proklamation verkündet: „Messieurs! Das Glück der Waffen hat Leipzig in die Hände Napoleons des Großen gegeben. Ihre Stadt ist in Europa als eine Hauptniederlage englischer Waren bekannt und in dieser Hinsicht Frankreichs gefährliche Feindin." Und so schmerzlich die Beschlagnahme aller englischen

Waren für die Stadt Leipzig geworden war, letzten Endes hat auch hier des Dichters Weisheit sich bewährt „von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Leipzig ging aus den Wirren der Napoleonischen Kriege, aus dem Wirtschaftskampfe Frankreichs gegen England als ein starkes Bollwerk des internationalen, im besondern des englischen Handels hervor. Ein bedeutender englischer Nationalökonom, William Jacob, der im Auftrage vom Hause der Lords den europäischen Kontinent bereist, alle festländischen Großstädte kennengelernt, die Verhältnisse mit Scharfblick studiert hatte, beurkundet in einem bedeutsamen Werke[1]: „Leipzig ist, was die Bevölkerungsziffer angeht, die zweite Stadt Sachsens, aber an Wohlhabenheit, Tätigkeit und Prosperität rangiert es weit vor der Hauptstadt... Die traurigen Ereignisse, deren Schauplatz sie gewesen ist, haben die Stadt in ihrer Wohlhabenheit zwar sehr beeinträchtigt... Aber es bleibt noch immer eine große kommerzielle und industrielle Hauptstadt, und in der allgemeinen Depression sämtlicher geschäftlicher Unternehmungen macht Leipzig noch immer mehr den Eindruck der Prosperität, als irgendeine andere Stadt, die ich auf dem Kontinent gesehen habe." Das Urteil stammt aus dem Jahre 1815 und steht als Auftakt vor einer friedlichen, am Ende des Jahrhunderts sich überstürzenden Entwicklung als Handelsmetropole Deutschlands. Und von Leipzig als Messestadt im besondern sagt der gleiche Beobachter: „Man kann sie als den Mittelpunkt betrachten, an dem der Handel vom Osten Europas und von Asien den des westlichen Europas und der verschiedenen Kolonien in den übrigen Teilen des Erdballs trifft."

So sehen wir das Rumpfkönigreich Sachsen, dieses Liliput unter den Königreichen Europas, durch seine Messehauptstadt mitten hineingestellt in den großen internationalen Wirtschaftsverkehr, sehen diese Stadt in der Nordwestecke Sachsens durch ihre Bedeutung hineingezogen in die großen politischen und handelspolitischen Berechnungen der Mächtigen dieser Erde. Vor einen alle Kräfte herausfordernden Konkurrenzkampf gestellt, mußten die alten, jahrhundertealten Tugenden und Fähigkeiten dieser Stadt und ihrer zähen Bevölkerung jetzt erst recht geweckt werden. Denn Preußen — verständlich, aber auch traurig zugleich! — trieb hinfort im wohlverstandenen eignen Interesse eine Politik gegen Leipzig als Vorort des internationalen Handels, suchte mit allen Mitteln in Halle an der Saale einen Gegenpol gegen Leipzig zu schaffen. Die Straßen- und Verkehrs-, die Zoll- und Wirtschaftspolitik, die Eisenbahn- und Kanalpolitik sind durch Jahrzehnte hindurch bis zum Abschluß

[1]) „A View of the Agriculture, Manifactures, Statistics, and State of Society, of Germany, and Parts of Holland and France. Taken Jacob Esp. F. R. S. London: John Murray, Albemarle Street 1820."

der deutschen Einheitsbewegung 1870/71 unter diesem Gesichtspunkte betrieben worden. Auch nachdem ein einiges Deutsches Reich unter Preußens Führung im kleindeutschen Sinne geschaffen, als Leipzig als Mittelpunkt des Reiches Sitz des neuen höchsten deutschen Gerichtshofes, des Reichsgerichtes, geworden war, ist diese Politik weiter betrieben worden. Sie wird in unausrottbarem Partikularismus auch weiter betrieben nach den Ereignissen von 1918/19, die mit der Weimarer Verfassung eine schärfere Zentralisation des Bismarckischen Reiches, eine Reichseisenbahn und allgemeine deutsche Reichspost brachten.

Doch kehren wir zurück in jene Zeiten, da Leipzig sich in die Grenzmark gedrängt, beinahe in das größere Preußen aufgenommen sah. Die Stimmung im Lande war nicht eben die beste. Und am Ende hatten doch auch die Sachsen gleich allen andern deutschen Stämmen, ganz abgesehen von dem tragischen Muß der Armee, edles Blut für die gemeinsame Sache geopfert. Der große geistige Wegebereiter des Befreiungskampfes, Johann Gottlieb Fichte, ein Leinewebersohn aus der sächsischen Lausitz, Theodor Körner, der freiwillige Lützower und Heldensänger, hatten das Leben hingegeben. Der Rektor der Leipziger Universität, Prof. Krug, war anno 14 mit seinen Studenten begeistert hinausgezogen mit dem „Banner der freiwilligen Sachsen". Leipzigs nachmaliger, von reinstem Idealismus getriebener Theaterdirektor Karl Theodor Küstner (ein Leipziger Kind) hatte die Musen hinter sich gelassen, war dem Kriegsrufe gefolgt. Von tausend andern zu schweigen. War es zu verurteilen, wenn unsre Urgroßväter, damals noch junge Brauseköpfe, auf den Gassen sangen:

„Die Preußen haben uns 's Land gestohlen,
Wir werden's uns schon wiederholen!
Geduld, Geduld, Geduld!"

Unser Leipziger Geschichtsschreiber Große berichtet von der Teilung Sachsens noch aus eignem Erleben: „Das war ein Riß, der einen allgemeinen Schrei des Entsetzens verursachte. Vor allem aber fühlte sich Leipzig ins Herz getroffen, fühlte sich fast von drei Seiten durch die Klauen des über die nahen Grenzen herübergreifenden schwarzen Adlers gepackt, fühlte sich von manchem Bedürfnisse, z. B. Holz, gänzlich abgeschnitten, fürchtete durch das preußische Zollwesen seinen Handel bedroht." Man denke an den alten, schon vom Kurfürsten August angelegten, 1587 vollendeten Floßgraben, auf dem das für das Salzsieden in den Salinen bei Dürrenberg nötige Salz herangeführt wurde. An ihn gewann 1610 auch Leipzig durch einen Seitenarm Anschluß, holte auf ihm die Hölzer aus den Vogtländischen Wäldern heran. Auf dem „Floßplatze" wurden sie abgelagert. Auch der Floßgraben ging an Preußen verloren. Seine Nutznießung wurde Sachsen im Frieden von Wien sichergestellt. Die Verbindung

Leipzigs mit einem schiffbaren Strome war geplant gewesen, wurde aber durch die Napoleonischen Kriege in der Ausführung unterbrochen, unterbrochen durch kleinlichen Partikularismus bis auf diesen Tag. So hatten die Pessimisten wohl Recht, wenn sie mancherlei Schädigung durch die Neuordnung der politischen Dinge innerhalb des „Teutschen Bundes“ befürchteten. (Vgl. Sächsische Wanderbücher, Rund um Leipzig, herausgegeben v. Kurt Krause 1924. Seite 193ff. „Wanderungen am Floßgraben“.)

Dennoch wäre es ungerecht, sich unsere Bevölkerung auf diesen Partikularismus eingestellt zu denken. Vor allem die Jugend fühlte wie im übrigen Deutschland schmerzlichst den grausamen Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Als das „Sendschreiben der Jenaischen Burschenschaft an sämtliche protestantische Universitäten Deutschlands“ zur würdigen Begehung des dreihundertjährigen Reformationsjubiläums nach Eisenach und der Wartburg einlud, als man mit Bedacht den 18. Oktober wählte, um gleichzeitig ein Dank- und Siegesfest der Schlacht bei Leipzig zu feiern und zum dritten „eine erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten vaterländischen Hochschulen“ herbeizuführen, da ging auch von Leipzig unterm 30. August 1817 begeisterte Zustimmung aus:

„Unsern freundlichen Gruß zuvor!

Lieben Brüder!

Ihr erhaltet hier die gewünschte Antwort auf Euer freundschaftliches Schreiben vom 11ten dieses Monats — ... Die würdevolle Feier eines für jeden deutschen Mann in mehreren Beziehungen so denkwürdigen und begeisternden Zeitraumes und die dadurch herbeigeführte fröhliche Zusammenkunft so vieler deutscher Burschen hat ganz unsern Beifall, und dankbar nehmen wir Eure Einladung an ...“

Wir kennen den Sturm der Reaktion, den dieses wahrlich würdevolle, von heiligem Ernst erfüllte Fest auf der Wartburg bei den höfischen Schranzen in Wien und Berlin auslöste. Wir wissen, daß der großdenkende Karl August von Weimar sich gegen die Zumutung auflehnte, seine Landeskinder und ihre Gäste beschmutzen zu lassen. Und auch der Altmeister von Weimar, der sich eben noch gegen die Verleihung einer Verfassung aufgelehnt hatte, der dem jugendlichen Überschwang vom Frühjahr 1813 sein Verständnis versagte, seinem Sohne die Teilnahme als Freiwilliger untersagt hatte, derselbe Goethe mußte jetzt in Ansehung der Wartburgpilger aus freiem Herzen bekennen: „Was kann es Schöneres geben, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden.“ Es half alles nichts. Die

Niederträchtigkeit reaktionärer, um ihre Sessel bangender Minister, die Kleingläubigkeit geheimer und ratloser Kabinettsräte brachte die „Karlsbader Beschlüsse" heraus, die die Burschenschaft verboten, die Universitäten, Professoren wie Studenten unter eine unwürdige Vormundschaft und tyrannische Disziplinarverordnung stellten. Das geschah am 20. September 1819. Und als man ein Jahr später, sieben Jahre nach der großen Schlacht, in nächtlichem Dunkel sich draußen vor den Toren Leipzigs auf dem Schlachtgelände zusammenfand zu ernster Feier, da mußte der Redner dieser Stunde, der Leipziger Karl von Hase in traurigem Ernste zum Himmel klagen: „Und wie alles Schöne am schönsten aufblüht in der Jugend, hat dies Jahrhundert kein schönres Fest gesehn, als das heut vor drei Jahren unsre Brüder feierten auf der Luthersburg, auf der Wartburg. Wie es auch verlästert worden, es bedarf keiner Schutzrede, alle die großen Entschlüsse, die dort beschlossen in den jungen Gemütern, die Herzen, die dort versöhnt, die Begeisterung, die dort aufgeflammt für ein ganzes Menschenleben sind seine Zeugen vor Gott, werden einst Zeugen sein vor einem gerechten Volke ... Heut ist der Tag des dritten Jahres — heut der Abend, da die Flammen glühten und die Lieder und die Herzen — öd und finster ist's um Wartburgs Türme und Berge, öd und finster auf dem heilgen Gottesacker, da wir stehn, öd und finster ist's auf Deutschlands Bergen, ist's im ganzen weiland Deutschen Reiche, und Sünde heißt's, der Vergangenheit zu denken, Sünde, Deutschlands Befreiung zu feiern!" Hier im Dunkel einer kalten Oktobernacht, im frostigen Wehen eines herzlosen Windes sprach er es aus, was auf Jahrzehnte hinaus die Besten des Vaterlands, die Besten unsrer Stadt beseelen sollte: „Wenn nun das ganze Volk dahinsinkt und nur leise spricht von Fürstenwort und Verfassung und Vertrag, wenn die Schlechten ihre Häupter erheben und ihr Volk schmähen und verleumden, und die Fürsten betrügen, deren Freunde sie heißen wollen, durch ihre Speichelleckereien und verfluchten Beweise von der Rechtmäßigkeit der Despotie, von der Unreife des Volks für eine freie Verfassung, wenn kein Mann mehr steht und spricht frei und kühn, wenn nur die einsame Träne fließt, die tatenlose, wenn alle das Vaterland verlassen, — nun dann heraus du treue Jugend! mit dem Geiste das Vaterland errettet! . . ."

Was die Leipziger mit stolzer Freude erfüllen darf, ihre liebe Stadt wurde tatsächlich eine Hochburg dieser vorwärtsdrängenden besseren Jugend, eine Pflanz- und Kultstätte freiheitlichen Geistes, der sich fürs erste freilich nur literarisch austoben konnte. Denn im Politischen herrschte eine finstere Reaktion, die mit brutaler Gewalt das Metternichsche System der Bevormundung der Völker aufrechterhielt. Sachsen, wie alle andern Staaten, wie vor allem auch Preußen, im Schlepptau dieser österreichischen „Metternichtserei", nahm den-

noch eine eigenartige Sonderstellung ein, ließ die Zügel lockerer als jeder andre deutsche Bundesstaat, Sachsen-Weimar ausgenommen, nicht aus Sympathie für die Freiheitsbewegung, als vielmehr aus nüchtern praktischen Erwägungen heraus. Eine strenge und schablonenmäßige Durchführung der Zensur hätte Leipzig, die Buchdrucker- und Buchhandelsstadt, schwer schädigen, die Handelsgeschäfte und mit ihnen die Staatskasse beeinträchtigen müssen.

2. Rund um die Altstadt.

Der Geheimbericht eines österreichischen Spitzels, unterm 9. September 1833 an Metternich in Wien gerichtet, wirft ein grelles Licht auf diese Zustände. Da heißt es: „Wenn man bedenkt, daß von den 937 fremden und einheimischen Buchhandlungen und den 73 Kunst- und Musikalienhandlungen, welche Deutschland aufzuweisen hat, wenigstens zwei Drittel derselben, folglich 673 Buchhändler mit dem hiesigen Platze zu Schutz und Trutz verbunden sind, daß sie hierorts einen abgesonderten Staat in den verschiedenen deutschen Staaten bilden, worüber sich ihr merkantilistischer Einfluß ausbreitet, daß sie sich gegenseitig durch alle erdenklichen Mittel unterstützen, deren unzählige ihnen zu Gebote stehen, und daß die ihnen eigentümlichen Rechtsbegriffe nicht die lautersten zu sein scheinen — so möchte dem heimlichen Einbringen verbotener Bücher um so schwerer auf die Spur zu kommen sein, als Tausende von Mitschuldigen aus Eigennutz, Verkehrtheit der Begriffe, bösem Willen, Schadenfreude oder Neugierde, zu dieser Art von Schleichhandel bereitwillig die Hand bieten."

So spiegelt sich die Buchdrucker- und Buchhändlerstadt Leipzig in den Luchsaugen des Reaktionärs. Seine Anschauung der Verhältnisse ist das beste Zeugnis für die Bedeutung der Buchhändlermetropole. Denn dies war Leipzig wirklich geworden. Nach mancherlei Ansätzen im 18. Jahrhundert war 1825 der „Börsenverein der deutschen Buchhändler" begründet, zu seinem Sitz Leipzig erwählt worden. Er war die Sammelstätte aller deutschsprachigen Buchhändler, die Schweizer und Österreicher eingeschlossen, als solcher ein Bollwerk gegen die Reaktion, eine Hochburg des deutschen Einheitsgedankens, der sich hier in einer merkwürdigen Ehe von Geist und Materie, von Schriftsteller und Verleger offenbarte. Die Buchhändler waren in dieser Einheitsorganisation wackere Schrittmacher einer kommenden, nicht nur geistigen Einheit der Nation. In der ersten Deutschen Buchhändlerbörse, sie steht heute noch nahe der Nikolaikirche in der Ritterstraße, haben sie sich 1836 ein Eigenheim geschaffen, das 1888 durch einen stattlicheren Neubau in der Hospitalstraße im norddeutschen Rathausstile abgelöst wurde.

So wurde denn Leipzig in solchem Zusammenhange zu einer wahren Fluchtburg aus Österreich oder Preußen ausgewiesener freiheitlicher Schrift-

ſteller. Viele von ihnen fanden auf Jahre, gar manche bis zu einem ſeligen Ende in Leipzig eine zweite Heimat. Der liebenswürdige Böhme Carl Herloßſohn ging nicht wieder weg von Leipzig. Er ruht draußen auf dem Alten Johannisfriedhofe, vergeſſen von den meiſten, die nicht ahnen, daß das zum Volkslied gewordene:

„Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Wenn die Roſen nicht mehr blüh'n"

aus ſeinem Herzen kam.

Wie aber ſah dieſe Heimat aus? — Welches Antlitz zeigte ſie Heimiſchen wie Fremden? — Welche geiſtige Phyſiognomie ſchufen beide ihr in ſinnvollem Zuſammenwirken?[1]) Das Stadtbild der Biedermeierzeit iſt eines der liebenswürdigſten im Wandel der Jahrhunderte. Das Alte Rathaus, die Heimſtätte des Stadtgeſchichtlichen Muſeums, birgt im Großen Feſtſaale eine koſtbare Arbeit des Leipziger Tapeziermeiſters und Stadtleutnants Merzdorf, ein mit Fleiß und äußerſter Genauigkeit aufgebautes Modell unſrer Stadt. Vollendet wurde es 1822 und zeigt uns ſo in anſchaulichſter Form das Leipzig der Völkerſchlacht, das Leipzig der anbrechenden Biedermeierzeit. Wie auch der beigefügte Stadtplan kund tut, war es umgeben von einem Kranz ſchöner Gärten und Parkanlagen. Nur einige Häuſerzeilen, um die Hauptfernſtraßen ſich gruppierend, bilden die Vorſtädte. Als Feſtung war Leipzig ſchon im 18. Jahrhundert bedeutungslos geworden. Noch immer aber trotzte an der Südweſtecke der Stadt die Pleißenburg mit ihrem dicken Turme, wie ſie nach dem Schmalkaldiſchen Kriege Hieronymus Lotter wieder aufgebaut hatte (ſ. Tafel XXII). Die innere Stadt, im weſentlichen noch dasſelbe Bild wie vor Jahrhunderten bietend, noch immer von Mauer und Graben umgürtet, zum Teil von lieblichen Promenaden eingerahmt, war in ihren Hauptzugängen nach wie vor durch Tore geſperrt. Kam der Fremde von Süden her auf der Grimmaiſchen Chauſſee gen Leipzig gezogen, ſo führte ihn ſein Weg an dem alten Johannishoſpitale und der Johanniskirche vorbei, die noch bis 1850 vom Friedhof umgeben war. Parallel dem Grimmaiſchen Steinweg verlief als einzelne Häuſerzeile die Johannisgaſſe. Im vorderen, dem Auguſtusplatze zugekehrten Teile war ſie von vornehmen Herrenhäuſern im Barockſtile und ſchönen Gartenpavillons beſetzt, im hintern, nach dem Hoſpitale zu, von ärmlichen Vorſtadthäuſern begrenzt. Sie hat ihren urſprünglichen Charakter bis auf dieſen Tag bewahrt, und mit Freude ruht das Auge auf den ſtattlichen Barockfronten im Eingang der Gaſſe. Auch die Hinterfronten zeigen noch Reſte ſchöner Gartenanlagen.

[1]) Die folgende Stadtſchilderung ergänze man durch einen Gang durch die Anſichtenabteilung des Stadtgeſchichtlichen Muſeums (Hauptgeſchoß, Räume 5—8) und Beſichtigung des Stadtmodells im Großen Feſtſaale (ſ. Tafel XIX).

Nach Westen schloß sich hinter der Johannisgasse der Groß-Bosische Garten an, der, in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts angelegt, nach 1800 einen bedauerlich verwahrlosten Eindruck machte. Der hintere Mittelteil mit der Orangerie und dem Lusthause war an einen Schenkwirt verpachtet (zwischen heutiger Linden- und Königstraße). Dort tummelten sich die Leipziger, klatschten über den lieben Nächsten, genossen Süßigkeiten und lauschten einer Musik, die zweimal in der Woche von der hiesigen Regimentskapelle, mehr laut als schön, in Szene gesetzt wurde. Der Garten reichte südlich bis an das heutige Johannistal, die ehemalige Sandgrube des Rats, die der um Leipzig wohlverdiente Stadtrat Dr. Seeburg zu einem grünenden Idyll umgewandelt hatte. Die auf das Johannistal stoßende Ulrichs- beziehungsweise Sandgasse wurde ihm zu Ehren in Seeburgstraße umgetauft. Die Sandgasse war schon im 18. Jahrhundert eines der erbärmlichsten Vorstadtviertel mit einer ärmlichen und verwahrlosten Gesellschaft. Hier, im linken ehemaligen Nachbarhäuschen der noch stehenden Nr. 30/32 wohnte eine Zeitlang der Großvater Richard Wagners mit seiner jungen Frau (vgl. Richard Wagner-Gedächtnisraum im St. M. O. 18).

Nicht viel anders war das Bild östlich unsrer Hauptzugangsstraße, dem Grimmaischen Steinwege. Vom Johannisplatze ging schon damals die Quergasse ostwärts, eine der schönsten Straßen des vorstädtischen Leipzig mit villenartigen Häusern, von blühenden Gärten und parkähnlichen Anlagen umrahmt. „Und wer da sehen will, wie ein versteinertes Konversationslexikon sich ausnimmt, der spaziere hinaus und beschaue das große und schöne Grundstück der Gebrüder Brockhaus", so schreibt Ferdinand Stolle 1834. Noch heute hebt sich dieser bescheiden vornehme Bau vorteilhaft von seiner protzig geschmacklosen moderneren Nachbarschaft ab. Auch hier, bei seinem Schwager Friedrich Brockhaus, ging der junge Richard Wagner ein und aus. Auf die Quergasse mündete von der Promenade her (heute Georgiring) die Hintergasse, heutige Schützenstraße, mit ihren Häusern den Breiterschen Wintergarten begrenzend. Nur noch der Name der Wintergartenstraße, die ihn ostwärts begrenzte, erinnert an dieses Parkidyll, das eine Zucht seltener, hier nicht heimischer Pflanzen und Bäume kultivierte. Hier in dem Mittelbau der Orangerie wohnte, gleichfalls vorübergehend, der junge Richard Wagner mit Mutter und Schwestern. Auch dieser ursprünglich private Park war jetzt der Allgemeinheit zugänglich. Bezeichnend für den wahrhaft demokratischen Zug der Zeit ist die Begründung, mit der er feierlich förmlich eröffnet wurde. Da heißt es in einem Flugblatt (St. M. O. 14):

„Da nun von mehreren Seiten her der Wunsch sich hat vernehmen lassen, daß jeder Gebildete an dem Freudengenusse des Wintergartens Teil nehmen dürfe: so erkläre ich hierdurch, daß ich mit Freuden diesen Wunsch des gebil-

deten Publikums erfülle . . . daß der Einheimische wie der Fremde freien Zutritt hat, unter Florens blühenden und grünenden Kindern, in mäßig geheizten Zimmern, Donnerstags und Sonntags, durch musikalische Unterhaltungen Erhöhung seines Vergnügens finden, an jedem Nachmittage aber sowohl durch Kaffee, Thee, Chokolade und dergleichen, Befriedigung seiner Wünsche erlangen könne. Möge schuldloser Naturgenuß die sehnenden Herzen recht Vieler erfüllen und seine Befriedigung im Wintergarten mit Zufriedenheit gesucht und gefunden werden! Leipzig, in der Michaelismesse 1815. C. A. Breiter."

In liebenswürdigster Form offenbart sich in der Öffnung des Wintergartens ein demokratischer Zug, der später in dem Werke Dr. Schrebers und Dr. Hauschilds Triumphe feiern sollte. Vergl. S. 276 f.

Jenseits des Grimmaischen Steinwegs lagerte sich zwischen Vorstadt und Altstadt das freie Gelände des Augustusplatzes, benannt nach dem König Friedrich August I. von Sachsen. Von zwei großen runden Rasenbeeten und zahlreichen Pappeln geziert, teilte ihn die Hauptstraße in zwei gleiche Hälften, strebte selbst nach dem Grimmaischen Tor mit seinem Schuldturm, der 1835 dem Café Français des unternehmungslustigen Zuckerbäckers Wilhelm Felsche weichen mußte. Nach Ost und Süd war der Platz noch unbegrenzt. Im Norden erhob sich der künstliche Schneckenberg über das Niveau des Platzes, beherrschte das Idyll des Schwanenteiches mit seinen entzückenden Anlagen im englischen Stile, mit seinem gotischen Tore diesseits der heutigen Osthalle unsres Hauptbahnhofes, ließ das Auge frei in die Parthenlandschaft bis hinaus gen Mockau und Thekla schweifen. Die ganze Anlage war eine Schöpfung des kunstsinnigen Bürgermeisters Kurf. Sächs. Geh. Kriegsrates Dr. Carl Wilhelm Müller, der 1801 starb, und zu dessen Gedächtnis das 1819 aufgestellte Denkmal, von Pappeln umrahmt, noch heute vor dem Hauptbahnhofe steht.

Auf dem Schneckenberge hatte der junge Lützower Theodor Körner am 24. Mai des eisernen Jahres seine „wilde verwegene Jagd" gedichtet. Hier hatte Gellerts Monument, eine Stiftung seines Verlegers Wendler, ausgeführt nach Oeserschem Entwurfe, einen würdigen Platz gefunden, nachdem es zuerst in Wendlers Garten und darnach im Universitätshofe Aufstellung gefunden hatte. 1864 sank es in Trümmer. Nur das Marmorrelief des Dichters blieb erhalten (St. M., Hauptgeschoß, Raum 4). 1909 wurde es von Prof. Max Lange neu modelliert, vom Bildhauer August Schiemann ausgeführt, in einer würdigen Reproduktion in den Anlagen südlich der Frauenberufsschule aufgestellt. Der Schneckenberg wurde abgetragen. An seiner Statt baute sich die Bürgerschaft Leipzigs einen monumentalen Musentempel, das Neue Theater. Am 28. Januar 1868 wurde es mit Goethes „Iphigenie" geweiht. Auf kurze Frist wurde

der in Leipzig lange Jahre heimisch gewesene Heinrich Laube Direktor des Städtischen Theaters, nachdem er als Burgtheaterdirektor in Wien sich den Ruf des bedeutendsten Theatermannes erworben hatte.

Der Süden des Augustusplatzes war damals ebenfalls noch offen. Erst im Juli 1856 fand die Grundsteinlegung zu dem vornehmen Museumsbau statt, der, nach den Entwürfen des kgl. griechischen Baurats und Professors Ludwig Lange (München) ausgeführt, am 8. Dezember 1858 geweiht wurde. Der 1836 begründete Kunstverein hatte sich die systematische Sammlung von Werken der bildenden Kunst und Begründung eines Museums aufs Programm gesetzt. Ermöglicht wurde die Ausführung des Planes erst durch das großherzige Vermächtnis des Kaufmannes Schletter, der seine wertvolle Sammlung, dazu 45000 Taler mit der Bestimmung der Stadt schenkte, sie zum Museumsbau zu verwenden.

Nur erst die Südwestecke des Augustusplatzes war abgeschlossen und zwar durch die erste Leipziger Bürgerschule (heutige Frauenberufsschule), erbaut von Dauthe, seit 1796 auf der alten Moritzbastei. Diese ragt noch heute mit ihrem Festungswerk aus den Anlagen hervor, im Innern in weiten Kellern und Gewölben die Weine der Leipziger Weinhändler Gebrüder Erckel beherbergend. Die alten Klostergebäude an der Stadtseite, wo sich 1544 die Universität eingenistet hatte, wurden 1831—1835 vom Baudirektor Geutebrück zum stattlicheren Augusteum umgewandelt. 1893—1897 wurde dieser würdige Bau durch Arwed Roßbach nochmals verändert und erweitert. Die herrliche Wandelhalle und stattliche Nebengebäude waren neben einer feierlichen Front nach dem Augustusplatze das Ergebnis. Die Klostergebäude zierte damals noch ein wetterfester, farbiger Kachelfries von Christusköpfen und Rosetten, die anno 1500 zur Zierde der Grabenfront des Pauliner Klosters angebracht worden waren. Ein Stück des Frieses wird noch im Stadtgeschichtlichen Museum aufbewahrt (St. M. H. 2).

Jenseits der Universitätsgebäude, linker Hand vom Grimmaischen Steinwege erstand 1836—1838 das große Postgebäude, das mit Abwandlungen noch heute den Augustusplatz gen Osten abschließt. So sehen wir im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts eine umfängliche private wie öffentliche Bautätigkeit sich entwickeln, die den enggeschlossenen Ring um die Altstadt mehr und mehr sprengt, die Entwicklung Leipzigs zur Großstadt vorbereitet; denn noch um die Mitte des Jahrhunderts hieß Leipzig in „Lorcks Eisenbahnbüchern Nr. 20" „die kleine Stadt mit dem großen Rufe".

Verlassen wir nun den Augustusplatz, der als einer der größten und schönsten Deutschlands gilt, und wenden uns an der Bürgerschule vorbei nach der südlichen Promenade! Hier durchquerte ein aufgeschütteter Damm, die sogenannte Moritzpforte, den trocken gelegten Stadtgraben und stellte eine Brücke her zwischen der

noch Alter Neumarkt benannten Universitätsstraße und dem Roßmarkte. (Bild von Gerhardt St. M. H. 7.)

Von hier aus genoß man einen lieblichen Blick über den mit blühenden Gärten belegten Graben nach der Brücke beim Peterstore und der alten Pleißenburg, die malerisch die Stadt nach Südwesten hin abschloß (s. Tafel XXII). Heute ist dieses alte Festungsdreieck durch das Neue Rathaus und das mit ihm durch Brückengang verbundene Stadthaus eingenommen. Nur der untere Teil des alten Pleißenburgturmes ist erhalten geblieben und beherbergt in seinen dicken Mauern das Ratsarchiv. Nach Süden erstreckte sich wie heute noch der Roßplatz, einstmals die Tummelstätte aller zum Verkaufe nach Leipzig gebrachten Pferde aus Ungarn, aus Polen, aus Rußland. Vom schönen Peterstore, einem Triumphtore, 1722 nach Plänen des Dresdner Zwingererbauers Pöppelmann erbaut, 1860 pietätlos abgebrochen (s. Tafel XXIII), schweift der Blick hinüber nach der Esplanade, oder, wie der freie Platz später genannt wurde, nach dem Königsplatze. Auch er war, mit dem Friedrich-August-Denkmal (nach Oesers Entwurf), von lieblichen Anpflanzungen eingerahmt, ein Idyll. Wenn der Platz heute so wenig schön, so nackt sich darstellt, so ist die Torheit der Leipziger daran schuld, die ihn seiner natürlichen und notwendigen Umrahmung beraubten. Links zweigt die alte Windmühlenstraße ab. Dort, wo der Bayrische Platz sich befindet, stand einst eine Windmühle, auf dem Holzstiche von 1547 deutlich sichtbar in Flammen stehend (s. Tafel XXV). Nach Süden aber verläuft die alte Zeitzer Chaussee, die noch in der Gegend der Albertstraße vom äußeren Peterstore gesperrt wurde. Am Beginn der Zeitzer Straße, dort, wo nach rechts die Münzgasse abzweigt, befand sich seit alters der Petersschießgraben unsrer Leipziger Büchsenschützen, der ältesten, 1443 begründeten Gesellschaft unsrer Stadt. 1833 zogen sie in ein neues stattlicheres Heim in der Wintergartenstraße, den nachmaligen Krystallpalast, der noch heute im Giebelfelde das Wahrzeichen der Gesellschaft, gekreuzte Armbrust und Büchse mit der Jahreszahl 1443, und die Worte: Laboris industriis civibus requies trägt. Linker Hand vom Petersschießgraben stand das 1833 vollendete „Römische Haus“ des Buchhändlers Dr. Härtel (Breitkopf und Härtel), das wertvolle Gemälde von Genelli und Preller zierten. Prellers Fresken, die berühmten Odysseelandschaften, sind nach dem Abbruch in der Wandelhalle der Universitätsbibliothek würdig untergebracht.

In Gegend der heutigen Emilienstraße befand sich ein Anwesen mit großem Vorgarten, das sogenannte „Storchnest“, das seinen Namen in der Tat trug; denn seit alten Zeiten nisteten auf dem First des Daches brave Störche zur Freude aller Kinder, zum Ärgernisse aller Frösche. Hier wohnte auch bei seinem zweiten Aufenthalte 1840—1848 Heinrich Laube, der nachmalige berühmte Burgtheaterdirektor, mit seiner Frau Iduna.

Pilgern wir westwärts, so streifen wir den alten Floßplatz, der im Stadtmodell noch eben durch seine aufgestapelten Balken erkenntlich ist, heute nur noch mit seinem Namen an die einstmalige Bestimmung erinnert (vgl. S. 227 f). Jenseits breitete sich eine stattliche Seenplatte aus, die sogenannten Schimmelschen Teiche, deren einer eine Insel mit Gastwirtschaft trug. „Buen retiro" war ein Lieblingsort der Leipziger an allen Sonn- und Feiertagen. Und wer sich nicht im Kahne übersetzen lassen wollte, der balancierte auf einem schmalen wippenden Stege hinüber auf das von fröhlichem Lachen und von Tanzmusik widerhallende Eiland. Hier fanden eine Zeitlang auch unsre Leipziger Fischerstechen statt. Wer hätte damals ahnen können, daß diese wäßrige Gegend einmal Trägerin eines der vornehmsten Leipziger Viertel werden könnte, Trägerin des Reichsgerichtes, des neuen Gewandhauses, der Universitätsbibliothek, des neuen Konservatoriums, der Kunstakademie, der Gewerbeschule, zahlreicher Villen und schöner Straßen. Hier hat das 19. Jahrhundert ein gut Stück Pionierarbeit geleistet. Diesseits der Schimmelschen Teiche nach Norden zu schloß sich das Idyll der alten Wasserkunst an, die schon auf den Bildern der Belagerungen des Dreißigjährigen Krieges sichtbar ist. Jahrhundertelang hat sie mit ihrer „roten" und ihrer „schwarzen" Kunst, den beiden Pumpwerken, unsre Stadt mit gereinigtem Pleißenwasser versorgt. Ein Stück der alten Holzröhrenleitung beherbergt das Stadtgeschichtliche Museum (St. M. O. 14). Nach Westen aber weidete sich der Blick an der üppig grünenden Elster- und Pleißenaue, aus der nur hier und da ein Kirchturm herausragte, Wahrzeichen eines der vielen heute als Vororte mit Leipzig verwachsenen Dörfer. Erst in den fünfziger und folgenden Jahren hat der tatkräftige Pionier Dr. Carl Heine den Westen erschlossen, mit der Stadt durch Damm- und Straßenbauten verbunden, während bisher allein die alte Frankfurter Chaussee die Verbindung mit dem wilden Westen vermittelt hatte. Kehren wir nun an die Westpromenade unsrer Stadt zurück, die schon im 18. Jahrhundert der Lieblingsspaziergang der vornehmen Leipziger gewesen war! Hier dehnte sich schon im 18. Jahrhundert westwärts eine wunderschöne Parkanlage, der Kleinbosesche, jetzt Reichelsche Garten. Im französischen Parkstil streckte er seinen Halbkreis bis zum heutigen Westplatz (vgl. Tafel XXIV). Lauschige Parkwege, herrliche Bosketts, zu Figuren verschnittene Bäume und Sträucher, Wandelgänge und Kolonnaden schnitten sich in mathematisch genau verlaufenden Linien. Heute erinnern nur die Kolonnadenstraße an längst verschwundene Pracht und ein großer turmartiger Pavillon in der Schlippe, die von der Otto-Schillstraße zur Zentralstraße bzw. zu Lurgensteins Garten durchführt. Noch weiter nordwestlich schloß sich der berühmte Gerhards Garten an, den heute die Lessingstraße durchschneidet. Hier, nahe dem Japanischen Pavillon ertrank in der Hochwasser führenden Elster am

19. Oktober 1813 der fliehende Polenfürst Poniatowsky, dessen Denkmal im Knick der Straße steht. Eine stattliche Sammlung von Erinnerungsstücken an Poniatowsky aus dem Besitze der Familie Gerhard befindet sich im Stadtmuseum (St. M. O. 12). Ein anderer Gartenpavillon ziert heute den Albertpark. Hinter dem Pleißenmühlgraben, an dem sich von der Wasserkunst her die alten Leipziger Mühlen dicht anreihten, Nonnenmühle, Thomasmühle (die einzige, die noch steht), die Barfußmühle (nach den Barfüßermönchen der Barfüßer- oder Matthäikirche benannt) und die Angermühle, hinter diesem Pleißenmühlgraben befand sich damals wie noch heute ein ältestes Stück Siedlung unsrer Leipziger Gegend, das Naundörfchen, durch das bei der heutigen Hauptfeuerwache vorbei anno 13 Napoleon fliehen mußte. Selbst Reste von Pfahlbau sind von dem leider erneuerten Hahnreihbrückchen aus hinter der Feuerwache sichtbar. Wir durchschreiten das bescheidene alte Nest und gelangen auf den Ranstädter Steinweg, die alte Zugangsstraße von Frankfurt her. Der Elstergraben ist seit den 80er Jahren überbrückt (Bild von Heyne St. M. H. 7).

Wo heute die Elektrische rast und ein reger Großstadtverkehr sich abspielt, da rauschten damals noch die Wasser der Elster, die auf der einen Seite durch einen schmalen Fuß-, auf der andern durch einen nicht gar breiten Fahr- oder Steinweg beengt waren. Durch diese hohle mörderische Gasse mußte sich die ganze geschlagene Armee der Franzosen durchquetschen. Dort, wo sie die Elsterbrücke zu früh in die Luft sprengten, steht heute ein Kugeldenkmal. Kurz vorher, linker Hand befindet sich ein bescheidenes Häuschen, Nr. 39, wo einst der Großvater Richard Wagners wohnte, der Ahn des größten Sohnes unsrer Stadt. Schrägüber befand sich die „Große Funkenburg" mit einem hübschen Garten- oder Landhäuschen, in dem der liebenswürdige Komponist Albert Lortzing jahrelang wohnte und seine schönsten Spielopern komponierte. Hier tagte auch in den gemütlichen Kneipräumen die „Alte Funkenburger Garde", ein Stammtisch, der uns in einem hübschen Scherenschnitt erhalten ist (St. M. O. 14). Mancher alte Fuhrmannsgasthof, der hier in alter Zeit die Messefremden, ihre Geschirre und Fuhrleute beherbergte, ist verschwunden, so die Blaue Hand, die Goldene Sonne. Ein letzter muß eben einem Neubau weichen: die Goldene Laute, wo noch heute wie vor 100 und 200 Jahren die Botenfuhrleute Quartier machten. Hier im Hofe wohnte eine Zeitlang, bescheiden und erbärmlich für moderne Begriffe, Heinrich Marschner, einst ein gefeierter Komponist, der hier seinen „Vampyr" und Teile der „Jüdin" komponierte (St. M. O. 22).

Jenseits aber dehnte sich, wie heute noch, wenn auch durch moderne Straßenzüge etwas zurückgedrängt, das alte liebe Rosental, der schönste Wald unsrer

Leipziger mit seinen alten Eichen, seinen üppig grünenden Laubbäumen. Wir wenden unsere Schritte wieder stadtwärts und schauen auf das stattliche Ranstädter Tor, wo noch Wagners Großvater Torgeldeinnehmer war, erblicken das statt 1816/17 umgebaute Komödienhaus, unser liebes Altes Theater, das der Student Goethe 1766 mit eingeweiht hatte, wo Schiller seinen großen Triumph mit der „Jungfrau von Orleans" feierte, wo auch die ersten Kompositionen des jugendlichen Wagner, einige Ouvertüren, zuerst aufgeführt wurden.

In der Nähe des Theaters, am Eingange zum Brühl linker Hand, stand „der Weiße und Rote Löwe", das Geburtshaus Richard Wagners, auf dem Plane Nr. 318, heute rechter Flügel des Kaufhauses Brühl. Wir wenden uns nun ostwärts um das Alte Theater herum nach der Ostpromenade. Hier fesselt das Auge ein vornehm klassizistischer Bau, Löhrs Haus, einem reichen Handelsherrn gehörig, der jenseits bis an die Gerberstraße und an die Parthe hinüber einen idyllischen Park hatte anlegen lassen. Auch dieses Idyll mußte der anwachsenden Großstadt weichen. Die Löhrstraße verläuft mitten hindurch. Nur das Hauptgebäude, das Herrenhaus ist uns im Hotel Fürstenhof, wenn auch mit etwas veränderter Fassade, erhalten geblieben (St. M. O. 6). Wir gelangen wieder nach dem Hallischen Pförtchen, wo die alte aus dem Süden des Reiches kommende Via Imperii, das heißt auf deutsch die „Reichsstraße", aus der Stadt wieder heraustritt, um durch die Gerberstraße die äußere Hallesche, die alte Salzstraße zu gewinnen. Die Parthe aber läuft noch in weitem Bogen bis an die Hinterfront der Gerbergasse heran, diese an ihren Gehöften und Gärten bespülend. Hier schwemmten die Gerber ihre Felle. Vornan aber stand an dem nachmals Blücherplatz getauften freien Raume, wo anno 13 der greise Retter unsrer Stadt hereingestürmt war, das Akzisegebäude. Hier mußten die Güter gewogen und verzollt werden. In der breiten Front des heutigen Hauptbahnhofes stand nur ein größeres Bauwerk, der sogenannte Pichhof, wo seit 1740 sämtliche Bierfässer gepicht wurden. Hier nahm Richard Wagners Mutter 1827 nach ihrer Rückkehr aus Dresden zuerst wieder Quartier mit ihren Töchtern Rosalie und Louise, mit dem ältesten Sohne und Goldschmied Julius und dem jüngsten Richard Wagner. Hier sind Richards erste Kompositionen entstanden. Wir kehren durchs Hallesche Pförtchen in die Altstadt zurück und müssen dem greisenhaft gemütlichen Stadtsoldaten und Torgeldeinnehmer unsern Torgroschen abladen. Denn die Stadt ist noch spröde und verschlossen gegen die Außenwelt wie in mittelalterlichen Zeiten. Jeder, der das Tor passiert, muß den Torgroschen entrichten. Oft genug gab dieser rückständige Brauch Anlaß zu Ärgerniß, Streiterei, ja sogar zu Aufruhr, vor allem der Studenten.

3. Leipzig zwischen den Revolutionen 1830—1848.

Im Jahre 1824 beginnt ein freieres Lüftchen zu wehen. Da war an Leipzigs Ecken und Toren eine Kundmachung zu lesen, die allgemeine Freude auslöste: „Von Heute an hört die Thoreinlaßgeld-Einnahme auf. Am 30ten August 1824. LS Der Magistrat zu Leipzig." (St. M. O. 15a). Wie hier zwischen Stadt und Vorstadt, zwischen Stadt und Land die ersten mittelalterlichen Fesseln fallen, so sollten bald auch die abscheulichen Zollschranken von Bundesstaat zu Bundesstaat niedergerissen werden. Schon auf der Leipziger Ostermesse 1819 hatten Fabrikanten einen „Verein zur Beförderung des deutschen Handels und Gewerbes" begründet, dessen Führung der Schwabe Friedrich List übernahm. Dieser Verein war bereits beim Bundestage in Frankfurt vorstellig geworden, um die Aufhebung der Binnenzölle und die Einrichtung eines allgemeinen deutschen Zollsystems zu erwirken. Aber der reaktionäre Bundestag von Metternichs Gnaden hatte — übrigens mit Recht! — revolutionäre Absichten hinter diesen Anträgen gewittert und sich abweisend verhalten. Unter Führung der Minister v. Motz und Massen war Preußen nunmehr seine eignen Wege gegangen und hatte mit Energie und Umsicht eine Zolleinigung angestrebt.

1833 kam ein „deutscher Zollverein" zustande, dem sich schließlich trotz manchen Widerstrebens auch Sachsen anschloß. Die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel beunruhigte die Gemüter. Besonders die Leipziger Kaufmannswelt weissagte Unheil und schickte warnende Eingaben nach Dresden. Ja in Dresden verstieg man sich gar zu unlauteren Machinationen, indem man dem Minister von Zeschau, der Verhandlungen mit Preußen zu führen hatte, einen schmutzigen Anschlag ans Haus klebte: „Allhier wird von einem Parvenu, einem preußischen Landrat, so sächsischer Finanzminister geworden ist, das Land für Geld und Orden an Preußen verkauft." Alles in allem verständliche Gegenwirkungen, auch Nachwirkungen der unglückseligen Teilung Sachsens, die Leipzig stark dem Grenzkampf ausgeliefert hatte. Die Auswirkung war trotz mancher indirekter Steuern, die den Ausfall an Zöllen für den Staatshaushalt ersetzen mußten, günstig. Frei flutete der Verkehr von Nachbarstaat zu Nachbarstaat, von Bruderstamm zu Bruderstamm. Mit dem Fallen der Schlagbäume war ein guter Schritt auf dem Wege zur Einheit der Nation getan. Und bald sollte ein weiterer, nicht minder großer getan werden.

1833 kam Friedrich List, der biedere Schwabe, der geniale, vielleicht genialste und doch so unglücklich endende deutsche Nationalökonom nach Leipzig, um hier im Herzen Deutschlands, in Leipzig, der Stadt der Mitte, den Bau der ersten großen deutschen Überlandbahn zu betreiben, Leipzig zielbewußt zum Ausgangspunkt eines deutschen Eisenbahnsystems zu machen (St. M. O. 16).

Im Hotel de Bavière, einem der vornehmsten Absteigequartiere — es stand Ecke Preußergäßchen und Petersstraße, wo sich heute Kaufhaus Althoff erhebt —, hat er oft mit Gleichgestimmten gesessen und disputiert. Heinrich Laube, der damals als jugendlicher Draufgänger die „Zeitung für die elegante Welt“ redigierte, schreibt in seiner Lebensbeichte: „Welche Verspottung, welche Verhöhnung hat List damals erlitten! Jetzt will sich niemand mehr daran erinnern, aber ich weiß es noch wie heute, daß er nur ein kleines Häuflein junger Brut, zu der ich selbst gehörte, um sich vereinigen konnte, die seinen Belehrungen offenes Ohr und offenen Geist entgegen brachte, und dieses unter die Leute hinaustrug, die solche „Märchen“ mit ungläubigem Lächeln anhörten. An der großen Wirtstafel des Hotel de Bavière, die jetzt durch Eisenbahnreisende verfünffacht ist an Umfang, war damals niemand, der uns geglaubt hätte, wenn wir Lists Pläne empfahlen. Projekte! Projektmacher! hieß es, so oft die Rede darauf kam. Wenigstens drei Jahre waren erforderlich, Lists Vorschlägen Verständnis und Kredit zu verschaffen, und ganz wie es Kolumbus erging, kamen hinterher die ausbeutenden Vespuccis, die dem eigentlichen Entdecker allenfalls ein wenig Ruhm, eine kleine Entschädigung gönnten... Aber was er damals in Leipzig mit unsäglicher Anstrengung, mit Aufbietung all seiner Überzeugungskraft zustande gebracht hat, es ist nichts mehr und nichts weniger als die Gründung der deutschen Eisenbahnen.“ Und wie die Besten der Nation diese erste Eisenbahn begrüßten, bezeugt ein Lied des heute vergessenen Dichters Karl Beck, der dieses durch Aktienkapital auf die Beine gebrachte Unternehmen also feierte:

„Die Papiere, feilgeboten,
Steigen, fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.

Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe, blank gegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.“

Auch eine andere Stimme der Zeit sei hier vermerkt, die mit feinem Instinkt und mit bewußter Bosheit gegen die reaktionäre Demagogenriecherei der Nation eine republikanische Einheit ankündigt: „Daß sich die Leipziger so nach Eisenbahnen sehnen, ist mir in der That unbegreiflich; es sind sonst so kluge Leute unter ihnen! Herr, vergieb ihnen, diesmal wissen sie wirklich nicht, was sie thun! Und der hochweise Rath kann selbst die Hand dazu bieten! Auf der Liste der Petenten um eine Eisenbahn so viele aristokratische Notabilitäten und unzählige Juste-Milieus! — Wie? Alle diese Leute wissen nicht, daß wenn einmal Eine Eisenbahn im Gange ist, eine zweite und dritte etc. nicht aus-

bleiben kann? Wissen nicht, daß all alsdann die Demagogische Einheit Deutschlands bewerkstelligt ist? daß sich dann die Demagogen in Hamburg und Wien, in Breslau und am Rhein im Nu vereinigen könnten?" Also Lohbauer in den „Nächtlichen Briefen des Hochwächters 1833—1835". Einige Leipziger Handelsherren und Bankiers sind als Gehilfen von Lists Werk zu nennen: Gustav Harkort, ein zugewanderter Westfale und Garnhändler, Albert Dufour-Feronce, ein Seidenhändler, der Kaufmann Karl Lampe und der Bankier Wilhelm Seyfferth, der Stifter des Johannaparkes. Dort, wo heute die Osthalle des stattlichen Hauptbahnhofes sich erhebt, erstand der erste Bahnhof Deutschlands, der Dresdner Bahnhof. Am 27. April 1837 konnte die erste Teilstrecke bis Althen bei Wurzen, am 7. April 1839 die Gesamtstrecke in feierlichster Form eröffnet werden. Noch hängt als Erinnerungsmal von der Decke der großen Ratsstube im Stadtgeschichtlichen Museum die sogenannte Eisenbahnfahne herab, die die Frauen des Direktoriums stickten und bei der Feier überreichten. Sie, die die symbolische Vereinigung beider Städte im Leipziger und Dresdner Wappen deutet, machte die erste Fahrt nach Dresden mit. Bald folgten, wie es List geplant und erhofft, die übrigen Hauptlinien nach, immer den uralten Handelswegen folgend.

1837—1839 Leipzig—Dresden—Schlesien—Polen—Rußland.

Böhmen—Wien—Balkan—Orient. (Via regia, d. i. Königsstraße, auch Hohe Straße).

1840 Leipzig—Halle—Rheinland—Nordsee (alte Salzstraße).

1842 Leipzig—Altenburg—München—Brenner—Italien—Bodensee—Schweiz (Via imperii — Reichsstraße).

1856 Leipzig—Erfurt—Frankfurt—Mainz—West- und Südwesteuropa (Kinzigstraße).

1859 Leipzig—Bitterfeld—Berlin—Ostsee.

1866 Leipzig—Grimma—Döbeln—Dresden und Nebenstrecken.

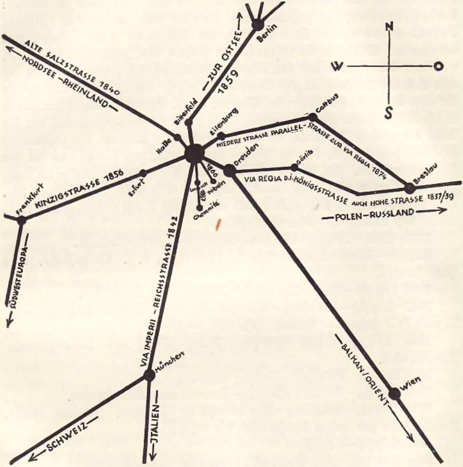
1874 Leipzig—Eilenburg—Breslau—Polen—Rußland. (Niedere Straße, Parallelstraße zur Hohen Straße oder Via regia.)

1887 Leipzig—Lausigk.

Vom Bau zahlreicher Querverbindungen sei hier abgesehen.

Jetzt war es möglich, rasch von Ost nach West, von Nord nach Süd die Länder zu tauschen. Die Menschen rückten einander näher. Eine neue Möglichkeit der Verständigung, des Sichverstehenlernens war erobert. Ohne Zollverein, ohne Eisenbahn war Bismarcks Werk undenkbar. Und Leipzig war der Ausgangspunkt dank Friedrich List, der in Hamburg vergeblich seine Idee zu verwirklichen getrachtet, schließlich Leipzig, das auch ein Mittelpunkt großer Kohlenlager war, als sinn- und zweckmäßigsten Ausgangspunkt erkoren hatte.

Unmerklich sind wir in das vierte Jahrzehnt der deutschen und der Leipziger Geschichte eingetreten und haben noch eines Ereignisses zu gedenken, das am Ende des dritten Jahrzehnts als Auftakt zu freierem Leben der Nation wie der Stadt zu werten ist.



Skizze des deutschen Eisenbahnsystems mit Leipzig als Ausgangspunkt.

Im Jahre 1830 fand in Frankreich wieder einmal eine Umwälzung, die sogenannte Julirevolution, statt. Eine revolutionäre Welle schlug über Deutschland hinweg bis hinüber nach Polen, wo sie sich im blutig niedergeschlagenen Polenaufstand tot lief. Auch in Deutschland wetterleuchtete es am politischen Horizont. In Leipzig und Dresden kam es gar zu leichten Entladungen,

ohne daß die Miterlebenden sich der tieferen Zusammenhänge mit dem großen politischen Geschehen Europas bewußt geworden wären.

Harmlos, fast lächerlich harmlos war der äußere Anlaß zu der Erregung, die sich schließlich zu einer Revolution en miniature mit sehr ernsten Folgen, den Septemberunruhen von 1830, auswirkte. Nahe dem Geburtshause Richard Wagners auf dem Brühl begann der Spuk.[1]) Polterabend in einem Bürgerhause. Alter Sitte treu ergeben — vergeblich kämpfte die Polizei dagegen an — gehen Töpfe, wunderschöne Töpfe in Scherben. Freunde, Verwandte und Bekannte und ausgelassene, frohe Jugend tollt sich aus und huldigt glückverheißend dem bräutlichen Paar und seinen Eltern. Zwei Polizisten wollen es nicht leiden und gar zu Verhaftungen schreiten. Vor der erbosten Schar müssen sie Reißaus nehmen.

„Wie bald auf Gassen und Straßen
Fängt der da an zu rasen!
Mann, Weib, Gesell und Kind,
Fällt sich da an wie toll und blind;
Und wills der Wahn gesegnen,
Nun muß es Prügel regnen,
Mit Hieben, Stöß' und Dreschen
Den Wutesbrand zu löschen. —
Gott weiß wie das geschah?" —

Die Menge schwillt an und wälzt sich fort nach dem Kloster in der Klostergasse vor des Hauptmanns Haus, das ist des Oberhofrichters, Konsistorial- und Polizeipräsidenten von Endes Wohnung. Sämtliche Scheiben gehen in Scherben. Polterabend! — Indes erwacht die Academia. Mit fröhlichem „Bursche heraus!" macht sie mobil. Die Volksseele kocht. Wildes Rufen erfüllt die Luft. „Vivat die Freiheit!" — „Vivat Lafayette!" — „Nieder mit der Polizei!" — „Revolution!" Und als nun gar die Laternen funkeln, da jubelt's durch die Menge: „Köpfe weg!" und 26 dieser freundlichen Lichtspender gehen in Stücke. Gegen Mitternacht geht man zu Bett. Brav und bieder, wie es einem guten Bürger gebührt. Siegreich behauptet die vorsichtig wieder auftauchende Polizei die leeren Gassen der nächtlichen Pleißenstadt. Der Nachtwächter betritt die Bühne, reibt sich die Augen, sieht sich verwundert um, schüttelt den Kopf und stimmt mit etwas bebender Stimme seinen Ruf an:

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen:
die Glock hat Eilfe geschlagen.
Bewahrt euch vor Gespenstern und Spuk,
daß kein böser Geist eure Seel' beruck'!
Lobet Gott den Herrn!"

[1]) Die folgende Schilderung der Septemberunruhen von 1830 ist mit einigen Änderungen und Kürzungen entnommen aus: Walter Lange, „Richard Wagner und seine Vaterstadt Leipzig". Verlag Kistner und Siegel, Leipzig 1921.

Mit dieser köstlichen Meistersingerszene des zweiten Aktes endet der 2. September 1830. Zündstoff hatte sich reichlich aufgespeichert in den Herzen unsrer Groß- und Urgroßväter. Die Feier der Übergabe der Augsburgischen Konfession hatten behördliche Gleichgültigkeit, versteckte Gegenwirkung und bureaukratische Kurzsichtigkeit verekelt. Übrigens durchaus nicht im Sinne des greisen Königs Anton, der nach dem Abscheiden seines hochbetagten Bruders Kurfürst Friedrich August III., des I. als König von Napoleons Gnaden, die Regierung angetreten hatte. Es war zu Auftritten gekommen, die schon einmal mit dem Einschlagen der Fenster des Polizeipräsidenten von Ende und Tötung eines Handlungskommis durch Polizisten endigten. Heftige Erbitterung gegen die Polizei war zurückgeblieben. Dazu kam die tiefe Unzufriedenheit mit einem damals noch absolutistisch regierenden Stadtregimente. Schließlich hatte auch noch der Ratsbaumeister Erkel ehrenwerte Leipziger Meister in Harnisch gebracht, weil er eiserne Bettstellen fürs Jakobshospital nicht am Orte, sondern draußen in Markranstädt hatte anfertigen lassen. Es mußte anders werden. Vergnüglich schmunzelnd steckten die ehrsamen Bürger die geballten Fäuste in die Taschen und sahen mit stiller Genugtuung diesen den Rat und die Polizei kompromittierenden Vorgängen zu. Ein „dringender und wohlgemeinter" Appell des Rates, zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung beizutragen, predigte tauben Ohren. Kaum dämmerte es, als auch am 3. September der Spuk von neuem begann. Voreiligerweise hatte von Ende seine Scheiben am Mittage wieder einsetzen lassen. Am Abend gingen sie abermals in Scherben. Ferdinand Stolle, der Gründer des „Dorfbarbiers", berichtet in seinem „Neuen Leipzig" von 1834: „War am Donnerstag Lehrburschen-, am Freitag die Gesellenrevolution gewesen, so war am Sonnabend die Meisterrevolution." Die Polizei war machtlos, der Rat unentschlossen. Das einrückende Militär wagte nicht einzugreifen. Seine Haltung wurde als Parteinahme für die Bevölkerung aufgefaßt, löste Jubel und Ovationen aus. Man erzwang von Endes Abdankung, allerlei Zusagen und die Freigabe der Verhafteten, die mit Jubel empfangen wurden. Auch die S t u d e n t e n s c h a f t hatte ihre besondere Aktion begonnen. „Man sang das ‚Gaudeamus igitur'", berichtet Richard Wagner, der sich als grüner Thomaner unter die Studentenschaft gemischt hatte, „bildete sich in Kolonnen, und zog nun, verstärkt durch alles Junge, was es mit den Studenten hielt, ernst und entschlossen vom Markte aus nach dem Universitätsgebäude, um dort die Karzer zu sprengen. Mir klopfte das Herz in unglaublicher Erregtheit, als ich zu dieser Bastillenerstürmung mitmarschierte." Der Rektor Professor Krug, der schon anno 13 und 14 das Herz auf dem rechten Flecke gehabt hatte, mit der studentischen Jugend gegen Frankreich gezogen war, hatte in weiser Voraussicht dieser Forderung seiner Studiosi bereits die un-

gezogenen Lieblinge der Alma mater entlassen und mit dieser Maßnahme die Studentenschaft für sich als den spiritus rector der weiteren studentischen Aktionen gewonnen. Anders die große Menge, zu der sich zweifelhafte Elemente hinzugesellt hatten, die in rasender Tollheit alle Schranken von Recht und gerechter Empörung übersprangen. Die Wohnung des Polizeiamtsaktuarius Jäger, nahe am Grimmaischen Tore gelegen (heute linker Flügel von Bamberger und Herz), wurde geplündert und völlig demoliert. Rache für unliebsames Auftreten. Die Möbel flogen aus dem zweiten Stock auf die Straße. Ein Flügel wanderte dieselbe Bahn. Die Betten wurden aufgeschlitzt und das Märchen von Frau Holle zu allgemeiner Heiterkeit aufgeführt. „Ich entsinne mich mit Grauen der berauschenden Wirkung eines solchen unbegreiflichen, wütenden Vorganges", erzählt Richard Wagner, der Augenzeuge und Mitwirkende dieser Vorgänge, „und kann nicht leugnen, daß ich, ohne die mindeste persönliche Veranlassung dazu, an der Wut der jungen Leute, welche wie wahnsinnig Möbel und Geräte zerschlugen, ganz wie ein Besessener mit theilnahm. — Es war das rein Dämonische solcher Volkswutanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit hineinzog." Als endlich die Bürgerschaft glaubte, dem Rate und der bewaffneten Macht genügend zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß sie selbst nicht mehr übergangen werden könnte, überdies durch lichtscheues, von außen zugezogenes Verbrechergesindel die allgemeine Sicherheit völlig verloren zu gehen drohte — bereits waren Brandstiftungen geplant, eine schon ausgeführt worden —, da ließ man sich herbei, dem Rufe zur Bildung einer Bürgerwehr, der nachmaligen Kommunalgarde seligen Angedenkens, zu folgen. Der Stadthauptmann Frege wurde ihr erster Kommandant. Aus den Beständen des Theaters und der Gewehrniederlage der Gebrüder Sellier, wo Robert Schumann bei seinem Lehrer Friedrich Wieck ein- und ausgegangen war (Gedenktafel am Handelshofe), bewaffneten sich die Bürger ohne Unterschied des Standes. Die Studenten trugen wieder öffentlich ihre Mensurwaffen. Was sonst noch fehlte, wurde mit Äxten und Stöcken ausgerüstet. Eine weiße Armbinde diente zuvörderst als Ausweis, bis später die mit Luxus betriebene Uniformierung erfolgte. Erst im März 1870 wurde die Kommunalgarde aufgelöst. Eine Opizsche Reihe von kolorierten Zeichnungen gibt ein lebendig frisches Bild von diesen Septembervorgängen (St. M. O. 15a und 15b).

Planlos wie ein Septembergewitter aus heiterem, nur leicht bewölktem Himmel waren diese Ereignisse über die Stadt hereingebrochen. Planlos, ohne eigentliche Führung waren auch die nächsten Aktionen der Landesregierung gegenüber. Es regnete Petitionen und Beschwerden. Von wirklich fortschrittlichen, sei es gewerblichen oder politischen Forderungen war eigentlich nicht die Rede. Die Innungen wünschten eher eine Rückkehr zu mittelalterlicher

Zunftordnung, dem Gegenteil moderner Gewerbefreiheit, die erst am 15. Oktober 1861 verkündet wurde. Höhere Gesichtspunkte vertrat eine Eingabe der Leipziger Buchhändler, als deren Verfasser Dr. Seeburg zeichnete. Sie drängte auf Aufhebung, zum mindesten Erleichterung der Zensur und Aufhebung des Privilegiums der Leipziger Zeitung, die als politische Kindermuhme angesprochen werden konnte. Leipzigs Beispiel brachte auch die Dresdner auf den Plan. Und so kam die ganze Bewegung schließlich auf ein rein politisches Gebiet, endete mit wesentlichen Verbesserungen im Staats- und Stadtregiment. Am 14. September wurde eine königliche Verordnung mit größtem Jubel empfangen, die eine Verfassung und eine neue Städteordnung auszuarbeiten in Aussicht stellte. Ohne den Willen der Bürgerschaft sollte kein Militär in die Stadt gelegt werden, worauf die Bürgerschaft erklärte, gern den Dienst mit den Truppen gemeinsam zu übernehmen. Die Antwort, die der zum Mitregenten erklärte Prinz Friedrich August (als König der zweite), gab, beseitigte ein letztes Mißtrauen zum Segen des Landes, zum Segen auch unsrer Stadt. „Ich habe mich nicht getäuscht, — das Vertrauen, welches ich in Sie vom ersten Augenblicke an setzte, hat sich herrlich bewährt. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen; darum bitte ich, vertrauen Sie auch mir. Ich glaube es zu verdienen, mein Inneres sagt es mir."

Am letzten Oktober 1830 feierte ganz Sachsen, insbesondere Leipzig, ein Friedens- und Versöhnungsfest, holte die Feier der Übergabe der Confessio Augustana nach. Glockenläuten, Böllerschießen, Gottesdienst, feierlicher Aktus auf dem Marktplatze nach festlichem Umzuge aller Schichten der Bevölkerung, am Abend Illumination des Rathauses, der ganzen Stadt (s. Tafel XX). Was war erreicht? Die Polizei wurde in städtische Verwaltung übernommen. Der alte Rat trat zurück. Zum ersten Male wählten Vertreter der Bürgerschaft, die Stadtverordneten, einen neuen Rat, der nunmehr Rechenschaft abzulegen hatte über seine Finanzwirtschaft. In Leipzig geschah dies bereits im April 1831, in den übrigen Städten nach Veröffentlichung der neuen Städteordnung vom 2. Februar 1832. Man atmete auf. Man glaubte einer glücklichen Zukunft entgegen zu schreiten. Und doch war es erst ein Auftakt, eine Ouvertüre zu dem großen Meisterwerke deutscher Einigung. Zollverein und Eisenbahngründung nahmen wir schon vorweg. Sie erfüllen das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, das im übrigen in verständnisvoller Zusammenarbeit von Regierung und den nach der Verfassung erwählten beiden Kammern dem Lande zu Heil und Frommen diente. Auch vornehm und fortschrittlich gesinnte Männer des sächsischen Adels, vor allem Bernhard von Lindenau und Julius Traugott von Könneritz, sind als wohlwollende, besonnene, die Gegensätze mildernde Faktoren zu nennen.

Unter solch friedlichen Auspizien konnten Künste und Wissenschaften gedeihen, konnte vor allem ein regsames Schriftstellertum bei aller Scheelsucht der Wiener und Berliner Regierungen in leidlicher Freiheit sich bewegen, Buchdruck und Buchhandel sich glänzenden Aufschwunges erfreuen. Es wurde immer „heller" und aufgeklärter in Sachsen, in Leipzig. So sehr man vom romantischen Standpunkte aus die Einführung der Gasbeleuchtung bedauern mochte, am 4. September 1838 strahlten die ersten Gaslaternen auf. „Überall Gaslicht! Überall blendende Literatenaugen! Ach, und auf zehn lichtverbreitende Schriftsteller kommt erst ein Stück Volk!" so spottete 1843 mit einigem Ernst der Leipziger Verleger Bartholf Senff in seinem „Bunten Leipzig." Vor allem das Theater (St. M. O. 21) hatte eine glückliche Periode hinter sich, die mit ihren Leistungen als vorbildlich für alle folgenden bezeichnet werden muß. Küstners und seiner idealen Theaterleitung ist schon gedacht. Damals war Heinrich Marschner nach Leipzig gekommen und feierte mit seinem in Leipzig komponierten „Vampyr" am 29. März 1828 einen ersten großen Triumph (vgl. S. 237).

Inzwischen hatte der treffliche Küstner die Theaterleitung aufgegeben. Das Leipziger Theater wurde auf drei Jahre Kgl. Sächs. Hoftheater unter der Intendanz von Dresden mit eignem Künstlerpersonal. Am 28. August 1829 feierte man in einer glänzenden Erstaufführung des „Faust" den achtzigjährigen Geburtstag des Altmeisters von Weimar. Wagners älteste Schwester spielte das Gretchen, und Laube meldet noch in späten Jahren, „nie habe er das Gretchen mit so intensiver Kraft der Empfindung spielen sehen". Mit Goethes „Iphigenie" ging dieses Intermezzo zu Ende, und Friedrich Sebald Ringelhardt übernahm das Regiment. Unter ihm leistete seit 1833 der liebenswürdig bescheidene Albert Lortzing Treffliches, vor allem als Komiker (St. M. O. 22). Mit den Kollegen Leberecht Berthold und Max Ballmann hat er den Leipzigern jahrelang köstlichste Stunden gesunder Fröhlichkeit geschenkt. „Von der angenehmsten und liebenswürdigsten Persönlichkeit begünstigt, heiter, lebhaft, voll Frohsinn und Laune, gewandt und gefällig in seinen Manieren, war er ein Bonvivant und Salonliebhaber, der seines Gleichen suchte." Vor allem aber wurde er unsterblich als Schöpfer seiner Spielopern, von denen die besten im stillen Gartenhäuschen der alten Großen Funkenburg entstanden. Riehl schreibt vom Schöpfer und seinem Werke: „Ein Künstler, der nicht mehr scheinen will, als er wirklich ist ... durchaus naiv ... Er ist sein ganzes Leben lang ein Naturkind geblieben ... Er griff das deutsche Volkslied auf und wob es in mannigfacher Veränderung und Nachbildung als den köstlichsten Schmuck in seine Opern ein." — „Die beiden Schützen", der unverwüstliche „Zar und Zimmermann", die „Schatzkammer des Inka," zu der Robert Blum den Text

schuf, „Caramo", „Hans Sachs", „Casanova", „Der Wildschütz", „Undine" und der „Waffenschmied" sind als Kinder seiner Leipziger Muse rühmlichst zu nennen, von denen die beiden Schützen, Zar und Zimmermann und der Wildschütz wahrhaft glänzende Erfolge errangen. Noch einmal nach kurzer Pause betätigte sich Lortzing unter Schmidts Theaterleitung als Dirigent, ohne daß der allzu bescheidene die nötige Autorität zu erringen vermochte. Undankbar hat man ihn ziehen lassen. Er ist in Armut dahingegangen.

Des jungen Wagner war schon gedacht worden, der nach glücklicher Lehre beim Thomaskantor Weinlig die ersten selbständigen Schritte als Komponist tat, ja mit einer ersten und einzig vollendeten Symphonie in C-Dur im Gewandhause zu Gehör kam. Das war anno 1833, als gleichzeitig Clara Wieck sich als ausgezeichnete Pianistin bewährte, sie, die schon als neunjährige im Gewandhause ihren ersten Sieg gefeiert hatte (geb. am 13. September 1819, seit 1840 Frau Robert Schumanns). Ihr Vater, als trefflicher Klavierpädagoge bewährt, hatte auch Robert Schumann an sich gezogen, der nun beim Meister Unterricht nahm, manche freie Stunde mit gleichgestimmten Freunden im historischen „Kaffeebaume" philosophierte und verplauderte. Nicht fruchtlos waren diese Gespräche, aus denen schließlich die Gründung einer „Neuen Zeitschrift für Musik" hervorging (1834). Im ernst gemeinten Scherz nannten sich die Freunde und Mitarbeiter „Davidsbündler", die gleich David den Kampf wider die Philister aufnehmen wollten. Diese Zeitschrift wurde in den vierziger Jahren, als Schumann schon in Dresden weilte, das Kampforgan der „Zukunftsmusik", der Meister Liszt und Wagner und aller, die sich um sie scharten. 1835 öffnete das Gewandhaus — es stand an Stelle des jetzigen Städtischen Kaufhauses — dem jungen Meister Felix Mendelssohn-Bartholdi seine Pforten (St. M. O. 22). Bis zu seinem Tode am 4. November 1847 hat er das Institut und sein Orchester glänzend geleitet, gefeiert von den Zeitgenossen wie kaum einer zuvor. Dirigent und Komponist hatten beide Teil an dem Ruhme dieses vornehm feinsinnigen Mannes, dem der Dank gebührt, den gottseligen Meister Johann Sebastian Bach wieder von den Toten erweckt zu haben. Am 4. April 1840 hatte Mendelssohn zum ersten Male wieder Bachs Matthäuspassion (Faksimile St. M. O. 22) in der Thomaskirche aufgeführt, die der Schöpfer selber nur ein einziges Mal am Karfreitage 1724 in der Thomaskirche zu Gehör gebracht hatte. Seitdem lebt Bach, wurde zum belebenden Strome, der mitten durch die musikalische Welt sich ergießt. Seiner Liebe für den großen Meister gab Mendelssohn selbstlosen Ausdruck, indem er vom Erlös gewisser Konzerte ein erstes Bachdenkmal jenseits des Thomaskirchhofes und der altehrwürdigen Schola Thomana in den Anlagen schuf, das noch heute dort steht. Ein zweites stammt von der Künstlerhand des Leipziger Meisters Carl Seffner und wurde am

Kantatesonntag, dem 17. Mai 1908, auf dem Thomaskirchhofe geweiht. Dem Meister selbst, der im November 1847 dahinschied, errichteten seine Verehrer ein würdiges Ehrendenkmal vor dem neuen Gewandhause nach dem Entwurfe von Werner Stein (1892), während sein Zeitgenosse Robert Schumann sich eines bescheidnen Males in den Promenadenanlagen hinter der Frauenberufsschule erfreut.

Mit Hilfe des Blümnerschen Legates, des ehemaligen Leipziger Oberhofgerichtsrates Blümner, konnte am 2. April 1843 das Königliche Konservatorium der Musik begründet werden. Sein erster Leiter und Förderer war Mendelssohn. Auch Schumann unterrichtete hier kurze Zeit, ferner Moritz Hauptmann, der an Stelle des heimgegangenen Thomaskantors Weinlig trat. Wir finden auch von Anbeginn den Namen Klengel vertreten, den Vater unsres als Cellisten bedeutenden Prof. Julius Klengel. Dr. Franz Brendel übernahm theoretische Vorträge gleichzeitig mit der Redaktion der von Schumann begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik".

Auch die bildende Kunst erfreute sich zunehmender Förderung. So baute man der Kgl. Akademie der bildenden Künste ein stattlicheres Heim in der alten Pleißenburg aus, die ja schon 1764 die erste Zeichenakademie unter Vater Oeser aufgenommen hatte. Nächst Oeser verwaltete sie Tischbein, dann Dauthe. Ihm folgten Bause und Schnorr von Carolsfeld, seit 1862 Ehrenbürger Leipzigs. Droben in der alten Pleißenburg hat längere Zeit auch der Maler Carl Werner sein Atelier gehabt. Von seiner Hand stammt manch farbenfreudiges Aquarell unsrer Stadt, außer dem erwähnten Peterstore (siehe Tafel XXIII) u. a. zwei Innenansichten vom älteren Alten Rathause (St. M. H. 7). Auch von den vorgenannten Meistern besitzen die Leipziger Museen zahlreiche Werke. Unter den Bildhauern haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts Immanuel August Hermann Knaur, in Leipzig 1811 geboren, und Kietz bekannt gemacht. Kietz schuf die hübsche Wagnerstatuette in weißem Marmor, die im Richard-Wagner-Gedächtnisraum des Stadtgeschichtlichen Museums Aufstellung fand.

Vor allem aber war es wieder die Literatur, die mächtig vorwärtsdrängte, zur eigentlichen Trägerin auch des politischen Fortschritts wurde. Literaten und Buchhändler marschierten an der Spitze, wie im Beginn der dreißiger Jahre, so auch im Beginn der vierziger Jahre. Damals hatte Heinrich Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" die jugendlichen Geister um sich gesammelt, die bald von dem argwöhnischen Bundestage als „Das junge Deutschland" verfolgt werden sollten. Das Jahr 1840 bedeutete einen weiteren Auftakt in der Bewegung. Die vierhundertjährige Feier der Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg gab den Anstoß zu einer volkstümlichen Kundgebung

größten Stiles[1]). Keine Stadt beging sie so feierlich großzügig wie „Die Bibliothek Deutschlands", wie Leipzig. — „Die Nation ist zum Bewußtsein gekommen" — schrieb ein Augenzeuge der Feier —, „daß sie auf einer hohen Stufe der Intelligenz und der Zivilisation steht; sie freut sich dessen und will sie behaupten und will höher steigen. Glück mit ihr!" Frohe Klänge der die Stadt durchziehenden Musikbanden weckten am Sankt Johannismorgen 1840 die Leipziger Bürgerschaft. Die Glocken der alten Stadtkirchen von Sankt Nicolai und Sankt Thomae riefen zu Dankgebet und ernster Feier. Um 10 Uhr setzte sich ein Festzug in Bewegung, in fröhlichem Hochgefühl die Gewerken und Innungen, die Schulen und die Geistlichkeit, die Professoren und Studenten, die Militärs und Kommunalgarde, die Behörden des Königs und der Stadt, die Männer der Feder und der werktätigen Berufe zu gemeinsamer Feier vereinend. Es war seit der Reformationsfeier am letzten Oktober 1830 keine gleich gewaltige Kundgebung erlebt worden. „Bei hellen Festes Rauschen", wie es Richard Wagner, der Sohn dieser Stadt in seinen „Meistersingern" zu innigem Erlebnis gestalten sollte, zogen sie zum Marktplatz, wo ein Standbild Gutenbergs der feierlichen Enthüllung harrte (St. M. O. 1). An der Spitze aber marschierten die Buchdrucker. Ihnen voraus trug man die erste Mainzer Bibel von 1450 (ein Exemplar befindet sich im B. M.), den Sachsenspiegel von 1490 (s. Richterstuhl St. M. 9), die Festausgabe des Neuen Testaments von 1840 und ein Album, in dem die Gründung und Geschichte der zur Zeit in Leipzig bestehenden Offizinen niedergelegt war. Zu ihren Häupten aber wehte eine neue Fahne, von den Frauen der Buchdruckerei- und Schriftgießereibesitzer gestickt. Soeben erst hatte sie Richard Wagners Schwester Luise, die Frau Friedrich Brockhausens, der Innung „als Palladium der Freiheit des Geistes" zu treuen Händen überreicht.

Dichtgedrängt stand das Volk in erwartungsvoller Aufmerksamkeit auf dem altehrwürdigen Marktplatze. Wie oft hatte er die Helden des Schwertes, fremden wie deutschen Sieges gesehen! Heute wurde er einem frühen Helden der Erfindung geweiht. Ein kraftvoller Männerchor, eine Kantate, gedichtet von dem Freiberger Magister Prölß, vertont von dem gefeierten Gewandhausdirigenten Mendelssohn, rauschte über die tausendköpfige Menge dahin. Er leitete die Weiherede ein, die Raimund Härtel, der Mitinhaber der Breitkopfschen Firma und Bruder des Erbauers des Römischen Hauses, an die lauschende Menge hielt. „Auf ein Zeichen des Redners waren die Verhüllungen gesunken, welche das Standbild und die Tribüne umgaben. Die Statue Gutenbergs, gebildet nach dem Mainzer Standbild, erschien, und schien ernst, doch freundlich herab-

[1]) Die folgende Schilderung der Gutenbergfeier von 1840 ist mit einigen Änderungen und Kürzungen entnommen aus: Walter Lange, „Heinrich Laubes Aufstieg". Verlag H. Haessel, Leipzig 1923.

zuschauen auf die Tribüne, deren Hüllen gleichzeitig gesunken, wo man zwei Pressen in Tätigkeit erblickte, das Gießen der Schrift sah. Eine heilige Stille widmete die Versammlung dieser Erscheinung, die aber bald einem unendlichen Jubel Platz machte, als die fertige Schrift ausgeteilt, als das Lied, welches die Pressen gedruckt, in tausenden von Exemplaren ausgeworfen, auf das Publikum herabregnete." Dann aber brauste ein Hochgesang der dankbaren Freude, des Bekennens zu edler Tat aus tausend Herzen, von tausend Lippen, ein Lied von Robert Prutz nach der Weise des Lutherischen Trutzliedes gedichtet:

„Ein Morgenstrahl aus finstrer Nacht,
Ein Blitz, der wärmt und zündet,
Das ist des Geistes Göttermacht,
Der sich in Thaten kündet.
Heil darum dem Mann,
Der die Kunst ersann,
Die wie mit Sonnenflug
Thaten des Geistes trug
Bis an der Erde Grenzen!

Und nicht dem Einen gilt es nur,
Der kühn vorangegangen;
Heut' allen gilts, die auf der Spur
Des Lichtes vorwärtsdrangen,
Allen fort und fort,
Deren Schwert das Wort,
Die einst mit Siegesmacht
In der Gedankenschlacht
Das erste Banner trugen."

Am Vorabend des Festes hatte Meister Lortzing mit der Uraufführung des von ihm vertonten Deinhardtsteinschen „Hans Sachs" dem Jubel dichterisch musikalischen Ausdruck verliehen in einer Gestalt, die gleichfalls in die Glanzzeit aufstrebenden deutschen Bürgertums hineingehört. Robert Blum, der von Köln nach Leipzig gekommen war, hier als Theatersekretär eine zweite Heimat gefunden, sich auch literarisch und politisch als gefeierter Volksredner betätigt hatte, Robert Blum hatte einen Epilog gedichtet, der am Schlusse der Aufführung zum Vortrag gelangte. Eine Strophe mag den Geist des Gedichtes, das sehr greifbare Ziele, vor allem die Pressefreiheit, verkündete, andeuten:

„Dir huldigt eine Welt! Dich zu verehren
Erhebet sich der Dankbarkeit Altar;
Zu Deinem Feste drängt in Jubelchören
Sich ringsumher der Völker frohe Schar.

Und nur ein Wunsch, dem Herzen nicht zu wehren,
Spricht aus der Freude, tiefgefühlt und klar;
Daß auch der Presse letzte Fessel falle!
Dann ist sie eine Himmelsgab' für alle."

Und Dr. Karl Halthaus, der Herausgeber eines „Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst" schrieb in seinem Geleitwort: „Wenn die Menschen insgesamt mittelbar und unmittelbar Gewinn aus der Presse ziehen und ihr sonach Dank schulden, so liegt es doch insbesondere denen ob, welche ihr geistige Hebelkraft geben und eine solche wiederum von ihr empfangen." Und auch eines Wortes aus der Rede Brockhausens sei noch Erwähnung getan, das nicht minder bezeichnend für die Bedeutung und Vorbedeutung der Stunde war: „Wie nicht diesen Erfolg, so ahnte Gutenberg indeß wohl nichts davon, daß die Erzeugnisse seiner Presse noch nach Jahrhunderten in Deutschland ein Gegenstand ängstlicher Beaufsichtigung und Kontrolle sein würden, und daß gerade seinem Vaterlande Deutschland im Jahre 1840 die Freiheit der Presse fehlen werde ... Deutschland wird einst eine gesetzliche Pressefreiheit erhalten, und ist dazu berechtigt, darf sie erwarten. Laut und dringend verlangt sie die öffentliche Meinung, der auf die Dauer keine irdische Macht zu widerstehen vermag ... möchte unser Sachsen, der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs, wie in so vielem Guten so auch hier mit einem schönen Beispiele vorangehen!"

Mehrere Tage hatte das Gutenbergfest gewährt. Glanzvoll war es vorübergerauscht und hatte dennoch nicht allenthalben restlose Zufriedenheit ausgelöst. Die Schriftstellerwelt war nach ihrer Meinung nicht zu der ihr zukommenden Geltung gelangt. Sie sollte bald andere Gelegenheit haben, ihre Belange und ihren Anteil am Kampfe um eine bessere staatliche wie persönliche Zukunft zur Geltung zu bringen. Überdies hatte man anfangs sich allzu ängstlich vor einer lutherisch trotzigen Ausgestaltung der Feier hüten wollen. Vor allem der nachmalige Bürgermeister Dr. Otto Koch und Robert Blum hatten auf eine „politisch-nationale und fortschrittlich-demonstrative" Ausführung des Festprogrammes hingedrängt. Nunmehr fand man sich im Namen Friedrich Schillers, jenes andern deutschen Vorkämpfers der Freiheitsidee zusammen, der in Leipzig sein göttliches Lied „An die Freude!", Teile seines Gedankenfreiheit fordernden „Don Carlos" und Marquis Posa gedichtet hatte. Man stöberte das vergessene Häuschen wieder auf, wo er damals gehaust hatte, sammelte allerlei Reliquien, und bald feierte auch Leipzig, wie vordem schon Stuttgart und Breslau, sein erstes großes Schillerfest. Blum würdigte des Dichters „historisch-prophetische Bedeutung, seinen Kampf für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit". Marquis Posas Rede erklang: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!" vom Theaterregisseur Düringer und Schauspieler Wollrabe vorgetragen.

Die Festgemeinde sang das „Lied an die Freude". Julius Hammers Trinkspruch auf „das eine, starke, freie Vaterland und die echte Gesinnung, die es erstrebt", löste einen Sturm der Begeisterung aus, der mit dem Gesange von Nikolaus Beckers Lied bekräftigt wurde:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein!"

Im Theater gab man die „Räuber". Blum, der Legationsrat Wilhelm Gerhard, uns als Besitzer von Gerhards Garten schon vertraut, Carl Herloßsohn, Theodor Apel, der Jugendfreund Richard Wagners, der Schriftsteller Robert Heller, Heinrich Laube, Gustav Kühne haben sich wiederholt bei den ersten Schillerfeiern als Redner und Prologdichter bewährt. Und acht Tage nach dem zweiten Schillerfeste 1842 trat der noch heute blühende „Schillerverein" ins Leben, sammelte die Gemeinde aller Vorwärtsstrebenden. Der Professor Karl Biedermann, der sich später als Vertreter einer preußenfreundlichen Politik betätigte, sprach in Summa aus, was dieses Jahr der Feste bedeutete. „Das Jahr 1840 ist für Deutschland das Jahr der Wiederbelebung des nationalen Gedankens. Volle fünfundzwanzig Jahre lang hatte derselbe geschlummert, ja, war er so gut wie erstorben gewesen ... Die Bemühungen der Patrioten waren ausschließlich auf die Entwicklung des inneren Staatslebens in den einzelnen deutschen Ländern hingelenkt worden." Und Sachsen, insbesondere Leipzig durfte für sich in Anspruch nehmen, bei allen Hemmungen und Erschwerungen, die Regierung und Regierte gerade von außen, von Preußen und dem allmächtigen Österreich mit seinem Metternichschen Kurse, zu erfahren hatten, nach Kräften einen gesunden Fortschritt betrieben zu haben. Noch dem lebenden Friedrich List hat Heinrich Laube 1843 das glänzende Zeugnis ausgestellt: „Zehn solcher Männer, und die großen Fragen über wirkliche und mächtige Einheit Deutschlands, über Holstein und Schleswig, die unser und nur unser sein sollen, über die Ostseeprovinzen, die unser sein sollten, über die südlichen Donauländer, die unsere Kolonien und Thore sein könnten, diese und ähnliche Fragen würden sicherlich zu unserm Vorteile entschieden. Denn die fähigen Männer bilden die Macht und die Zukunft der Nation."

War es ein Wunder, daß das so rüstige, fortschrittliche Leipzig Männer in seine Mauern zog, die anderswo in deutschen Landen verschmäht, verfolgt, ausgewiesen wurden? — Bei der zweiten Schillerfeier hatte Julius Mosen gedichtet:

„Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag er nun brausen mit der Wetterwolke,
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum,
Denn mit dem Weltgeist Eins in jeder Regung
Fühl' er des Daseins leiseste Bewegung!"

Der Dichter Hofmann von Fallersleben, der eben 1840 auf dem Felseneiland von Helgoland sein „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen, der seiner Heimatliebe zwei Jahre vorher in dem Liede:

„Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand",

innigsten Ausdruck verliehen hatte, dieser biedere, vom Amte entsetzte Professor kam nach Leipzig, mit Liebe und Begeisterung empfangen. Georg Herwegh, der eben seine „Lieder eines Lebendigen" aus der Schweiz heraus ins deutsche Land hinein geschmettert hatte, kam zur dritten Schillerfeier und trug sein Lied vor:

„Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geschlagen;
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag ist erwacht!
Die Nacht!
Die Nacht soll blutig verenden!"

Das klang wie dumpfes Grollen eines von ferne nahenden Gewitters. Und eher, als man es ahnte, sollte sich die allgemeine Unzufriedenheit auch in Leipzig in einem blutigen Ereignis entladen. Am 12. August 1845 fand wie alljährlich eine große Parade der Leipziger Kommunalgarde vor dem Oberstkommandierenden der sächsischen Garden, dem Prinzen Johann statt. Schon am Tage hatte sich durch einen unglücklichen Zufall eine gewisse Mißstimmung Luft gemacht, von Gassenjungen und jugendlichem Pöbel zu lautem Lärmen gesteigert. Am Abend, als der Prinz am Roßplatze im Hotel de Prusse in Gesellschaft der Spitzen der städtischen, staatlichen und militärischen Behörden zu Abend speiste, machte sich der Unmut gegen den Prinzen, in dem man — übrigens ungerechtfertigterweise — einen Gegner der überwiegend protestantischen Bevölkerung Sachsens witterte, deutlicher bemerkbar. Er führte nach dem Zapfenstreich der Kommunalgarde zu offenem Skandal, wobei z. T. Gesindel die Situation verschärfte. Das Lärmen, Pfeifen und Johlen des Janhagels wird, ohne daß eine ernstliche Warnung von seiten der Wachen ausging, übertönt durch den ernsten Gesang des Lutherischen Trutzliedes. Schillers „Räuberlied" folgt nach. Eine würdige Protestation gegen einen vermeintlich feindselig katholisch gesinnten Prinzen. Da geschieht das Unheil. Wie ein Augenzeuge berichtet, erhebt ein zwölfjähriger Bengel einen Stein. Die erste Scheibe im Hotel de Prusse geht in Trümmer. Die Führer glauben an offnen Aufruhr, der dem Prinzen ans Leben gehe. Man verliert den Kopf. Militär wird in der Pleißenburg alarmiert. Kommandos ertönen und zwei Salven krachen

über den Roßplatz in die wild fliehende Menge. Sieben Unschuldige färben die Erde mit ihrem Blute. Ganz Leipzig, ganz Sachsen, ganz Deutschland loht auf in heller Empörung über den Mord. Freiligrath, damals in der Schweiz, widmet „Leipzigs Toten" ein revolutionäres Lied. In Erinnerung an die Bartholomäusnacht vom 23./24. August 1572 singt er acht Strophen mit dem Kehrreim:

„Ich bin die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig, mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Man hätte Schlimmstes befürchten müssen, hätte nicht der sonst so radikale Robert Blum mit der Kraft seiner Beredsamkeit zur Besonnenheit gemahnt, in seiner würdigen Grabrede die Geister zu weihevoll versöhnlicher Stimmung erhoben (s. Tafel XXII).

Eine Lithographie zeigt uns die große Trauerversammlung mit den sieben Särgen in der Mitte, Robert Blum auf der Rednerbühne vor der ehrwürdigen Johanniskirche. Ein Leipziger aber dichtete Verse, die hier nicht fehlen dürfen:

„Ob bang sich auch der Sinn zur Zukunft richte,
Er hofft doch auch. Es schreitet die Geschichte
Zerschmetternd und versöhnend ihren Pfad.
Der Zeit Bewußtsein steigt mit raschem Flügel
Aufklärend von der Siebenhügelstadt,
Von Leipzig, wo die sieben Grabeshügel."

Bei aller Tragik des Geschehens darf der Historiker sich gerechterweise freuen, daß der diesmal so geschmähte, ungerecht beargwöhnte Prinz Johann in nicht zu langer Frist einer der vornehmsten und mit gutem Recht beim Volke beliebtesten Könige des Sachsenlandes geworden ist, ein König, der in wahrhaft philosophischer Güte segensreich regiert hat.

4. Das liberale Leipzig 1848—1849.

Die blutige Augustnacht von 1845 war der Auftakt zu tatkräftigerem Geschehen, das bald ganz Deutschland in Fiebern der Begeisterung und Liebe, der Niedergeschlagenheit und des Hasses schütteln sollte. Es sollte sich zeigen, daß die sprichwörtlich höflichen, als „gemütlich" verschrieenen Sachsen auch herbere Töne finden konnten. Laube urteilte: „Nüchtern, verständig, arbeitsam, sparsam und rationalistisch, will sagen: trocken, verständig und jede Zucht der Phantasie abweisend. Dabei zäh und hartnäckig, ja wenns sein muß, auch tapfer. Im geselligen Verkehr durchaus liebenswürdig höflich. Hier,

bei diesem Volkscharakter, fand denn auch 1848 die Revolution in ihren nüchternsten Konsequenzen einen breiten Boden, und von hier aus entwickelten sich auch in neuerer Zeit die konsequentesten Sozialdemokraten."

Es ist verständlich, wenn die Regierungen, nunmehr auch die sächsische, in ihren Maßnahmen nervöser, furchtsamer, reaktionärer wurden. Freiherr von Lindenau, der, entsprechend seiner liberalen Auffassung der Dinge, mit Um- und Nachsicht das Ministerium geführt, die Pressegesetze nur milde angewendet hatte, war zurückgetreten. Das neue Ministerium verschärfte die Zensurpraxis. Helds „Lokomotive", wie bezeichnenderweise ein solches Blättchen hieß, wurde verboten. Die „Vierteljahrsblätter" des Verlegers Otto Wigand wie auch Robert Blums „Vaterlandsblätter" teilten das gleiche Geschick. Der wackere Professor Biedermann hatte sich beim Verfassungs- oder, wie man damals sagte, Konstitutionsfeste 1845 mißliebig über die öffentlichen Zustände ausgesprochen. Die weitere Abhaltung von Vorlesungen wurde ihm verboten, auch nachdem ein in drei Instanzen durchgeführtes Ermittlungsverfahren nichts Greifbares gegen ihn gezeitigt hatte. Seine „Deutsche Monatsschrift", soeben in eine Vierteljahrsschrift „Unsre Gegenwart und Zukunft" umgewandelt, wurde beim Erscheinen verboten. Eine Milderung der Zensur in Preußen, ferner der von Preußen 1847 beim Bundestage gestellte Antrag, die Aufhebung der Zensur solle jedem Einzelstaate gestattet sein, verbitterte die Sachsen um so mehr, als sie bisher sich einer größeren Beweglichkeit als die übrigen Staaten zu erfreuen gehabt hatten. Große Unruhe brachte auch die früher erwähnte Mißernte von 1846 und 1847 mit ihren wirtschaftlichen Nöten, Arbeitslosigkeit, geschäftlichem Niedergange. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die Botschaft von der Pariser Februarrevolution 1848. Fast gleichzeitig trafen in Leipzig Nachrichten von revolutionären Ausbrüchen in den süddeutschen Staaten ein. Unterm 3. März wurde eine Mahnung des Bundestages zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und zur Eintracht zwischen Völkern und Regierungen bekannt. Aber schon am 1. März hatten die Stadtverordneten eine Adresse an den König beschlossen, der der Rat der Stadt beitrat. Blum hatte sich als zündender Redner im Stadtparlament bewährt und die Versammlung zu diesem Schritte fortzureißen vermocht. Man forderte in ernsthaften, doch versöhnlichen Worten Pressefreiheit, Reform der Bundesverfassung, die dem Sehnen, den Wünschen der Nation nach einem innerlich freien und einigen, nach außen starken Deutschland gerecht werde, sowie Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage selbst. Von den Segenswünschen der Bevölkerung geleitet, fuhr die Deputation unter Führung des Bürgermeisters Groß am 2. März nach Dresden ab. Der König lehnte ab unter Berufung auf die von ihm gewahrte Verfassung. Mit Unmut empfing man das Resultat, das die Deputation am

3. März zurückbrachte. Die Stimmung war gereizt, und verhängnisvolle Übereilung war zu befürchten. In mannhafter Rede bestimmte Blum die Volksmassen vom Rathausbalkon herab zu einer neuen Adresse, in der man den König über die wahre Stimmung aufklären, Entlassung der mißliebigen Minister fordern solle. Es ging also eine zweite und schließlich noch eine dritte Deputation nach Dresden. Auch die Universität schloß sich in einer Sonderadresse der Bewegung an. Selbst die Bauernschaft ließ nicht länger auf sich warten und machte von dem Rechte der Bittstellung Gebrauch. Als erster Gewinn war eine kgl. Verordnung vom 9. März anzusehen, die eine vorläufige Aufhebung der Pressezensur verfügte, der bald das Gesetz selber folgen sollte. Es ist datiert vom 18. November 1848. § 1 begann: „Im Königreiche Sachsen ist die Zensur für immer aufgehoben." Am 16. März sprach auch ein neues Ministerium „An das sächsische Volk". Neben dem bisherigen Präsidenten der 2. Kammer Dr. jur. Braun und seinem Freunde Georgi zeichnete Dr. von der Pfordten, der mit Laube und andern Männern in der akademischen Legion der Leipziger Kommunalgarde, der 10. Kompanie noch eben Dienst getan hatte. Laube berichtet selbst als Augenzeuge von dessen Berufung. „Ich unterhielt mich mit von der Pfordten. Er war liberal wie wir alle, und zwei Männer von geistiger Bedeutung nahmen teil an unserm Gespräche. Wir konstituierten Deutschland und konnten uns nicht über Preußen einigen, und doch gabs keine Möglichkeit brauchbarer Konstituierung ohne Preußen. Da wurde ein Brief abgegeben an von der Pfordten. Er enthielt die Berufung ins Ministerium nach Dresden. Die beiden andern wurden eine Viertelstunde später ebenfalls zu wichtigen Ämtern abgerufen. Die Hauptwache war diesen Abend äußerst fruchtbar." Also geschehen in der Hauptwache der Leipziger Kommunalgarde in des hohen Rats Burgkeller am Naschmarkte, dort wo sich heute der stolze Städtische Handelshof erhebt.

Der Abend des 16. März strahlte wider von festlicher Illumination. Ganz Leipzig, ganz Sachsen schwamm in Begeisterung und glühender Hoffnung auf baldige Erfüllung deutscher Sehnsucht. Von den Häusern aber wehten lange schwarz-rot-goldene Fahnen, die Symbole der lange ersehnten Einheit des Reiches, die schon die Väter und Brüder auf den Schlachtfeldern von 1813 in Wunden und Tod erträumt hatten, die die junge Burschenschaft in ihrem schwarz-rot-goldenen Bruderbande, ihrem heiligsten Symbol zum Ausdruck gebracht hatte. Die Folge dieses ersten Schrittes zu einer freiheitlicheren Regierung war die ungehemmte Bildung zahlreicher politischer Vereine. Blum wandelte seinen schon 1845 begründeten sogenannten Redeübungsverein — er maskierte nur seine politische Tendenz — in einen „Deutschen Vaterlandsverein" um. Er wurde die stärkste Organisation dieser Art und zählte Ende September

des gleichen Jahres bereits 300 Zweigvereine mit 30000 Mitgliedern. Der „Deutsche Verein", der die gemäßigteren Elemente beherbergte, zählte zu gleicher Frist 30 Zweigvereine mit 10000 Mitgliedern. Der von Ferdinand Stolle begründete „Dorfbarbier" jubilierte und ironisierte zugleich: „Da dem deutschen Volke à la Papageno 33 Jahre der Mund verschlossen war, ist's kein Wunder, wenn, nachdem das Schloß abgenommen, auch kauderwelsche Reden mit unterlaufen." Von März bis Dezember des Jahres 1848 bekam Sachsen zu seinen bereits bestehenden Blättern und Blättchen noch 70 neue hinzu, eine wahre Sintflut von Papier, die zu einem guten Teile in Leipzig ihren Ausgangspunkt hatte.

Die Atmosphäre war geladen. Jeden Augenblick konnte eine gewaltsame Entspannung erfolgen. Besonnene Männer mahnten immer von neuem zur Besonnenheit, zur Ruhe, zur Gesetzlichkeit aller Maßnahmen. Selbst der radikale Volksredner und Herzensaufwühler Blum, der das Vertrauen weitester Kreise wenn auch nicht sonderlich der Kaufmannschaft in Leipzig besaß, bremste. Unsaubere, unzufriedene, unfähige, abenteuernde Existenzen, Hetzer, Gernegroße und Scharlatane aus allen, vor allem süddeutschen Ländern, aus Polen und Frankreich traten auf und versuchten im Trüben zu fischen. So wurde u. a. ein Leipziger Bürger von einem Franzosen angebettelt mit den dummfrechen Worten: „Ick bin gekommen zu macken revolution und find kein Arbeit." — „Ein Arbeiter, der sich nicht wie ein Schäflein leiten lassen will, für Viele", war eine Mahnung an die Arbeiterschaft unterzeichnet. Da hieß es: „Hört ihr Arbeiter und Mitgenossen! Da nun schon seit den Unruhen viel Zeit vergangen ist, und wir theilweise davon sehr gelitten haben, so hat gewiß mancher gedacht, daß die neuen Volksversammlungen alles gut machen würden. Wir haben darinnen manches gehört, manchmal recht Einfältiges, aber auch manchmal recht Vernünftiges, zuweilen aber auch Aufreizendes, was einem redlichen Manne ordentlich aufs Herz fiel, da dann oft auf die, die uns Brot geben, gezielt wird... Glaubet nicht den Vorspiegelungen so manches Redners; die wollen sich nur reden hören und denken wohl gar durch unsre Vereinigung was zu werden, lachen uns dann aus und lassen uns stecken. Vor allen traut denen nicht, die den Mund recht vollnehmen und goldne Berge versprechen... Und halten wirs lieber mit unsern Meistern, wie wirs gewiß auch gern haben, wenns einmal, wenn wir Meister sind, unsre Gesellen mit uns halten sollen. Fragt doch einmal alle die schönen Redner, warum sie denn früher, ehe Versammlungen erlaubt waren, gar nichts für uns getan haben?"

Der von Heinrich Laube mitbegründete „Deutsche Verein" veröffentlichte eine von ihm entworfene und mitunterzeichnete Ansprache „An unsere sächsischen Mitbürger!" Da heißt es u. a.: „Unser Name hat unter den deutschen Stämmen einen guten Klang; wir sind geachtet als ein gesittetes, maßhaltendes,

dem Gesetz und der Ordnung treues Volk — und haben uns diesen Ruhm in schwerer Zeit erhalten. Aber die Versuchung ist da, ihn zu verscherzen, und die Geschichte der jüngsten Tage in unserm Sachsen ist nicht rein vom Aufstand und wilder Zerstörung. Sollen uns Menschen, deren Hand der Leidenschaft dient und die Freiheit mißbraucht, unsren guten Namen beflecken? Soll rohe Gewalt die Tafeln des Gesetzes zerbrechen und die Brandfackel den Rechtsbrief des Eigentums vernichten? Nein, die Gesetzlosigkeit soll den Bürger nicht rechtlos machen und die blinde Wuth nicht den Segen des Fleißes zerstören. Auf, scharet Euch um das Gesetz! Das Gesetz muß Allen heilig sein! Wer die Gewalt an seine Stelle setzen will, ist der Freiheit Feind." —

Der äußeren Gründe gab es genug, die Ordnung und Gesetz gefährden konnten. Die schon erwähnte Arbeitslosigkeit, die Folgen der beiden Mißernten, schlechte Messegeschäfte infolge allgemeiner Unsicherheit im Geld= wie im allgemeinen Verkehr. Das Leipziger Tageblatt brachte als bezeichnendes Motto der Lage eine Konjugation, die beredt alles zum Ausdruck brachte:

„Ich bezahle nicht,
Du bezahlst nicht,
Er bezahlt nicht,
Wir bezahlen nicht,
Ihr bezahlt nicht,
Sie bezahlen nicht."

Bei Julius Koffka erschien eine Broschüre: „Dreißig unfehlbare Mittel zu der goldnen Kunst, sich aus allen Geldverlegenheiten zu befreien." Nur die Waffenhändler hatten gute Tage. Denn frühzeitig schon hatte man zur Bewaffnung der Bürgerschaft und Studentenschaft aufgerufen. Selbst eine Bürgerartillerie sollte aufgestellt werden. Auf dem Schützenhofe instruierten die Büchsen= und die Schützenmeister der altehrwürdigen Schützengesellschaft die Bürger im Scharfschießen. Selbst ein großes Extrakonzert wurde von Rektor und Studentenschaft am 5. April 1848 im Hotel de Pologne (dem heutigen „Nachtfalter" in der Hainstraße) abgehalten, um die notwendigen Mittel zur Anschaffung von Waffen und Munition zu erhalten. Der Aufruf an die studierende Jugend zur Waffenübung war unter anderm von Dr. Götz, dem nachmals berühmten Turnvater unterzeichnet. Erst kürzlich am Pfingstfest 1926 hat man ihm zu seinem 100. Geburtstage in Lindenau ein Denkmal geweiht. Waffenhändler, Musikalien= und Buchhandlungen, Fahnen= und Dekorationsgeschäfte hatten sich nicht über mangelnden Absatz zu beklagen. Zahlreiche Anzeigen im „Leipziger Tageblatt", das damals noch allein die öffentliche Meinung der Bürgerschaft speiste, bezeugen dies. Da heißt es u. a.

„Flintengurte,

Flintenpfropfe, Schnuren an Pulverhörner, Cocarden mit und ohne Adler, Nationalbänder u. a. derartige Artikel empfiehlt . . ."

„Die Leipziger Cocardenfabrik

liefert für Militair, Communal-Garden, Freischaren etc., Cocarden mit und ohne Adler oder Nummer in 16 Sorten durch Robert Blum . . ."

„Schwarz-roth-gold-

Cocarden à Dtzd. 25, 15 und 6 Ngr., desgleichen Bänder im Ganzen und Einzelnen bei G. Ettler u. Comp., Kaufhalle."

„Literarische Anzeigen

in allen Musikalienhandlungen, Musik-, Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Was ist des deutschen Vaterland?

Lied von Arndt, comp. von Gustav Reichardt etc. etc."

Unter solchen Umständen war das sogenannte Vorparlament in Frankfurt a. M. zusammengetreten. Es sollte die vorbereitenden Verhandlungen führen, die Wahl einer gesetzgebenden Nationalversammlung beschließen und in die Wege leiten, sich mit gewissen Grundfragen befassen. Heinrich Laube und Robert Blum fuhren beide nach der alten Kaiserkrönungsstadt. Jener schrieb Stimmungsberichte. Dieser nahm als Vertreter an den Verhandlungen teil. Am 7. Mai 1848 fand die Wahl statt. Im „Leipziger Tageblatt" war zu lesen: „In diesen Tagen, in denen überall ein heftiger Wahlkampf geführt wird, ist Leipzig ruhig und einig, denn alle Stimmen nennen einen Mann als den tauglichsten, und ein Name ist in aller Munde, Robert Blum . . ."

In Nr. 129 wird das Wahlergebnis verkündet: „Als Nationalvertreter wurde heute R. Blum mit 49 unter 71 Stimmen als Stellvertreter desselben Dr. H. Wuttke mit 41 erwählt."

Noch ein andres Ereignis bewegte unsre Großväter, der Befreiungskampf der Schleswig-Holsteiner wider die Dänen. Wider Recht und Gesetz hatte Friedrich VII. die Herzogtümer Dänemark einverleibt. Preußische und andere Bundestruppen kamen den nordischen Brüdern zu Hilfe. Auch aus Leipzig gingen Freischaren ab. Unterm 20. April wird gemeldet: „Heute Morgen verließ eine neue Schar Freiwilliger unsre Stadt, um sich in Holstein mit dem vor einigen Tagen von hier abgegangenen Freicorps des Dr. Hamm zu vereinigen." — Es war aber dennoch ein ungleicher Kampf, der starke Erbitterung in unsern Seestädten auslöste. So schrieb man unterm 19. April in Rendsburg: „Während die Dänen mit ihren wenigen Schiffen die Ostsee beherrschen und alle deutschen Häfen bedrohen, geht durch ganz Deutschland ein Schrei der Entrüstung über die Wehrlosigkeit unsrer Küsten, über deren gänzlichen Mangel an kriegsgerüsteten Schiffen." In gleichem Tone alarmierten Hamburg, Kiel, Stralsund und andre Küstenstädte. Und trotz eines Sieges des alten Wrangel über die Dänen bei

Schleswig am 23. April mußte der klägliche, in ganz Deutschland mit einem Sturm der Entrüstung aufgenommene Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen werden, weil die Dänen durch ihre Blockade den ganzen deutschen Ostseehandel zu vernichten drohten. Schon im Anfang Juni kam in der jungen Nationalversammlung zu Frankfurt der Beschluß zur Begründung einer deutschen Flotte zustande, der für unsre Stadt besondere Bedeutung gewinnen sollte. Ein Leipziger Kind, der in Anger-Crottendorf im Hause Breitestraße 15 am 10. September 1804 geborene Karl Rudolf Bromme, genannt Brommy, übernahm nach erfolggekröntem Dienste als Führer der Griechischen Flotte (1827 bis 1843) die Errichtung und das Kommando einer neuen deutschen Flotte. Mit lebhafter Anteilnahme berichten die Leipziger Blätter von dem Fortgange der Sammlungen für die Flotte, von den Fortschritten der Ausrüstung. Aber trotzdem erfüllten sich die Hoffnungen nicht. Die Zeit war noch nicht reif, die Schwierigkeiten im innern Aufbau des Vaterlandes noch zu groß, um Kräfte nach außen freizubekommen. Die Flotte wurde schließlich 1854 ruhmlos versteigert (St. M. O. 8). Sie blieb Episode. Erst einer jüngeren Periode sollte es vorbehalten bleiben, eine starke, in allen Weltmeeren geachtete Flotte erstehen zu sehen, in der auch der Kreuzer „Leipzig" einen Ehrenplatz einnahm. Unvergessen wird es bleiben, wie nach glänzendem Siege bei den Falklandsinseln auch dieses Schiff unterging im hoffnungslosen Kampfe gegen überlegene Macht des Feindes.

Die deutsche Kriegsflotte konnte nur das Werk eines einigen Deutschlands sein. Einheit aber war damals nur erst eine Sehnsucht der Väter. Bei der Weihe einer Reudnitzer Kommunalgardenfahne kam sie auch wie sonst zu überzeugendem Ausdruck: „Seid einig — sprach der Redner zu den „Bürgern" —, seid einig und liebet euch untereinander. Die Fürsten haben erkannt, daß nur in einem einigen ganzen Deutschland das Wohl der Fürsten mit dem des Volkes wohnen kann, denn durch Deutschlands Zerstückelung ist alles Unheil über dasselbe gekommen. Sind wir einig und verbrüdert, so trotzen wir aller Despotie und Anarchie nach innen und außen . . . Wollte Gott, daß alle Fürsten Deutschlands so wie unser König, aus dem Innern ihres Herzens die Worte sagen: Um des Wohles Deutschlands willen bringe ich zu jeder Stunde meine Krone zum Opfer. Das heißt deutsch gesinnt sein!"

Während so im Kleinen die Hoffnung schöne Blüten trieb, war man im Großen bemüht, sie zur Frucht reifen zu lassen. Im März kam die neue Reichsverfassung nach widrigen Parteikämpfen zustande. Man wählte einen Reichsverweser. Eine Zentralgewalt wurde geschaffen, die sich aber bald als zu schwach erweisen sollte. Auf der Reise nach Frankfurt berührte, von Dresden kommend, der Reichsverweser Erzherzog Johann in Begleitung des sächsischen Königs

auch die Stadt Leipzig, von den Leipzigern mit „nicht endenwollendem Jubel" begrüßt.

Am 3. Juli hatte die Landesregierung den neuen Reichsverweser anerkannt. Am 6. August zierten die sächsischen Truppen ihre Feldzeichen mit schwarz-rot-goldenen Bändern und legten neben der sächsischen auch die deutsche Kokarde an. Auch wurden die Truppen auf den Reichsverweser als den allgemeinen Kriegsherrn vereidigt, eine Szene, die sich in Leipzig auf dem festlich geschmückten Marktplatze vollzog (Bild St. M. O. neben 15b).

In Frankfurt aber las dem neuen Reichsverweser der Leipziger Professor Biedermann die von der Nationalversammlung getroffenen gesetzlichen Bestimmungen vor, die jener beschwören mußte. Damit hörte der Bundestag auf. Der Reichsverweser trat an die Spitze der neuen Zentralgewalt.

Im engeren Vaterlande nahmen die Dinge einen Lauf, der nicht zum Besten der Einheit und Befriedigung des großen deutschen Vaterlandes ausschlagen sollte. Ein allzu schroffer Radikalismus verdarb manches, was sich mit Ruhe und Besonnenheit, im wohlverstandenen Ausgleich der widerstrebenden Kräfte hätte ermöglichen lassen. Auch das Militär war in den Parteihader mit hineingezogen. In Dresden mußte gar die demokratisch durchsetzte rote Leibgardedivision aufgelöst werden. In den radikalen Vaterlandsvereinen verkündete man mit partikularistischer Leidenschaft: „Lieber in Sachsen frei, als im einigen Deutschland unfrei!"

Auch in Frankfurt gediehen die Dinge nicht zum Besten. Österreich tat alles, um der Reaktion zum Siege zu verhelfen. Als vorübergehend die fortschrittlichen Elemente in Wien die Oberhand gewannen, sandte die vereinigte Linke des Frankfurter Parlaments eine Abordnung nach Wien, mit ihr auch den Leipziger Robert Blum, um dem Gemeinderat von Wien und dem österreichischen Reichstage Glückwünsche zu überbringen. Die unglückselige Entwicklung der Dinge machte Blum zum Gefangenen und schließlich zum Märtyrer der deutschen Freiheit. Blum wurde, obwohl als Abgeordneter immun, am 9. November 1848 auf der Brigittenau erschossen. Ganz Deutschland hallte wider von einem Schrei der Empörung. In Leipzig kam es gar zu Ausschreitungen. In ohnmächtigem Wutausbruch riß man vom österreichischen Konsulate das Wappenschild herunter. Vorher hatte eine machtvolle, aber würdige Kundgebung und Volksversammlung in der Thomaskirche stattgefunden. Man hatte unter der Kanzel Blums Bild aufgestellt, dieses umrahmt von zwei roten Fahnen mit dem schwarzen Reichsadler und goldenen Fransen. Das Lutherlied wurde gesungen, Abhaltung einer Totenfeier, Versorgung von Blums Familie, Zurückforderung und Überführung seines Leichnams nach Leipzig beschlossen. Interpellationen beim Parlament und bei der sächsischen Regierung folgten.

In würdigen, von wahrer Herzlichkeit getragenen Worten gedachte ein anders eingestellter Abgeordneter, der Leipziger Professor Biedermann des so jäh aus dem Leben gerissenen Blum: „Ich habe vielfach mit Blum auf dem gleichen Boden für die gleiche Sache gekämpft. Ich habe ebensooft als Gegner ihm gegenüber gestanden... Aber mit Freuden und aufrichtig zolle ich dem Dahingeschiedenen die Achtung, welche hohes Talent, unermüdlicher Eifer, unbezwingbare Energie und aufopfernde Hingebung an eine Idee jederzeit in Anspruch nimmt. Möge, was er getan und erstrebt, wofür er gestritten, entbehrt und zuletzt gestorben, jener wahren Freiheit zugute kommen, von der ja doch jeder ein Bruchstück zu erfassen und zu verwirklichen vermag und deren geheiligter Tempel erst aus der Vereinigung aller dieser Bruchstücke sich auferbaut. Friede seiner Asche!"

Die weisheitsvollen Worte Biedermanns von den Bruchstücken, die zusammen den geheiligten Tempel ergeben, waren in den Wind gesprochen, denn gerade die Ermordung Blums trieb den Radikalen erst recht den Wind in die Segel, und speziell die Vaterlandsvereine wurden ein Hort der Republik. Der Landtag wurde, nachdem zum ersten Male nach dem neuen Wahlgesetz gewählt war, eindeutig von den Radikalen beherrscht. Die Galerie wirkte hierbei in unverantwortlicher Weise mit. Der souveräne Unverstand begann Triumphe zu feiern. Der wackere Landtagsabgeordnete Julius Kell gab ihm trefflichen Ausdruck, als er am 2. Februar 1849 in der 2. Kammer verkündete: „Die Gründe der Regierung kenne ich nicht, aber ich muß sie mißbilligen."

Am 28. März 1849 verkündete das Deutsche Parlament die neue deutsche Reichsverfassung. Abschnitt III, Artikel I, § 68 lautete: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen." Man trug sie in einem kleindeutschen Sinne dem Könige von Preußen an, der erklärte, sie nur annehmen zu können, wenn ihm die Kaiserwürde mit Zustimmung aller deutschen Regierungen angetragen würde. Das war am 3. April. Am 28. erfolgte die endgültige Ablehnung. In glücklichster Weise hatte der Leipziger Biedermann in seiner Rede vom 15. Januar 1849 — er hielt sie in der 152. Sitzung des Parlaments — die Erblichkeit des Kaisertums betont, Preußen als starken Militärstaat und notwendiges Rückgrat nach innen wie außen mit seinem Könige als Kaiser wärmstens empfohlen, mit Österreich aber in einer Weise sich abgefunden, die durch die späten Ereignisse bei Ausgang des Weltkrieges eine traurige Bestätigung gefunden hat (Beier-Dobritzsch, Bd. II, S. 424ff).

Für Anerkennung der neuen Reichsverfassung erklärte sich am 15. April 1849 nachdrücklich der Deutsche Verein in Leipzig in einer Eingabe an die Nationalversammlung. Wie Wetterleuchten wirkten die Worte: das deutsche Volk

„wird sie — die Reichsverfassung —, wenn es sein muß, erkämpfen". Daß die größeren Regierungen, so auch die sächsische, mit der Annahme der Reichsverfassung zögerten, erklärte Dr. Göschen im Leipziger Stadtparlament für ein „Wühlen von oben". So geschehen in der Sitzung vom 26. April 1849.

Eingaben des Rates und der Stadtverordneten gehen an das Ministerium nach Dresden und ersuchen um endliche und „unverkümmerte" Annahme der Reichsverfassung. Die beiden Kammern beschließen die Annahme. Der König beantwortet diesen Aktus mit Auflösungsdekret für den 29. April. Auf Gerüchte von erneuter Ministerkrise lassen die Leipziger abermals eine Deputation nach Dresden ab. Das geschah am 2. Mai. Am 3. Mai wird plötzlich das Bataillon der Schützen in der Pleißenburg alarmiert. Es soll nach Dresden abtransportiert werden. Man reißt die Schienen auf. Von Dresden kommen Reisende, berichten von starker Bewegung in Dresdens Straßen, besonders nahe dem Schlosse. Am 4. wird das traurige Ergebnis der Leipziger Deputation bekanntgegeben. „Mitbürger! Wir sind hiermit in eine schwere Katastrophe eingetreten." Gegen die Herbeirufung fremder, preußischer Truppen hat man energisch Verwahrung eingelegt. Die Unruhe wächst. Man fordert Waffen. Man will nach Dresden ziehen. Sammlungen zur Beschaffung von Waffen werden veranstaltet. Am 6. Mai erfährt der Rat von Abgesandten, die er nach Dresden auf Kundschaft schickte, um die Dinge in der Residenz. Der Rat beschließt und veröffentlicht seine Absicht, daß die Gemeinde Leipzig unter dem Schutze der Zentralgewalt sich befinde. Gleichzeitig ermahnt er zur Ruhe und Besonnenheit. Die Bürgerwehr werde für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen, sofern diese vonnöten. In Dresden konstituiert sich eine provisorische Regierung. Vom Königstein, wohin sich der König in Sicherheit gebracht, werden die Aufruhrartikel verkündet. Die Dinge gehen ihren unheilvollen Lauf. Die Preußen rücken ein. Der Kampf beginnt und endet mit der Niederlage der Aufständischen. Auch in Leipzig kommt es trotz aller Bemühungen des Rates zu Unruhen. Ruhestörer versuchen von der Burgstraße her in die Pleißenburg einzudringen, werden aber von der Kommunalgarde zurückgedrängt. Selbst Barrikaden erstehen am Thomaskirchhof, an der Reichsstraße, auf dem „Neuen Neumarkt", dem heutigen Neumarkt. „Die größte und festeste hatte man am Grimmaischen Tore am Café Français errichtet . . . Nicht wenig aber wurde die Bestürzung der Stadt und das Schauerliche der ganzen Szene erhöht, als plötzlich vom Augustusplatze die helle Lohe emporschlug und das Gerücht sich verbreitete, man habe sämtliche Buden, die den Platz bedecken, in Brand gesteckt." Doch war es nur ein Scheiterhaufen, dessen weithinstrahlende Flamme Zuzug vom Lande herbeilocken sollte. Am kommenden Morgen wird die Barrikade erstürmt, schon vorher im Hause beim Grimmaischen Tore der Gardist Gontard am Fenster zu

Tode getroffen. Mantel und Uniform, im Stadtgeschichtlichen Museum aufbewahrt, zeigen den Kugeleinschlag, der noch heute von dem unseligen Bruderkampfe eindringlich kündet (St. M. O. 8).

Im Ganzen aber war es in Leipzig bei allem Radikalismus noch recht gemütlich hergegangen im Gegensatz zu dem konservativen Dresden, wo sich im revolutionären Überschwang eine Provisorische Regierung gebildet hatte, der Aufstand im Großen organisiert und durchgeführt worden war. Mit Hilfe preußischer Truppen wurde der Aufstand niedergeschlagen. Die alten Gewalten traten wieder in ihre Rechte. Die Reaktion war noch einmal für kurze Frist Herrin des Landes. Dankbar muß anerkannt werden, daß die sächsische Regierung vom Standrecht keinen Gebrauch machte, keine Ausnahmegerichte einsetzte, vielmehr die Aburteilung der Aufrührer den ordentlichen Gerichten übergab. Zahlreiche Männer wurden steckbrieflich verfolgt. Mancher entkam, so auch Leipzigs größter Sohn, Richard Wagner, der zuletzt Hofkapellmeister in Dresden, gleichfalls steckbrieflich verfolgt wurde laut Beilage der amtlichen „Leipziger Zeitung" zu Nr. 140 von 1849 (St. M. O. 18). Die radikalen Beamten, soweit sie sich aus den Vaterlandsvereinen rekrutiert hatten, mußten ihre Ämter niederlegen. Auch der Leipziger Bürgermeister Klinger, einer der Radikalen, früher Bürgermeister von Dippoldiswalde, mußte vom Schauplatz seiner einjährigen Tätigkeit in Leipzig abtreten. An seiner Stelle wurde der im Kuhturm geborene Oberförsterssohn Dr. Otto Koch zum Oberhaupt der Stadt gewählt. Bis zu seinem Tode im Jahre 1876 hat er zum Segen der Stadt regiert, führte das Gemeinwesen aus den schweren Wirren der ausgehenden Biedermeierzeit und ersten Einigungsversuche des großen Vaterlandes hinüber in die glücklichere Zeit endlicher Einheit eines deutschen Reiches. Zwei große Perioden der Leipziger und der vaterländischen Geschichte sind hier im Wirken einer Persönlichkeit umspannt.

5. Durch die Reaktion zur Reichseinheit.

Den aufregenden Jahren nach 1840, die in den Ereignissen von 1848/49 einen ersten, wenn auch unglücklichen Abschluß fanden, folgten Jahre der Ermattung und Ermüdung, doch auch wieder Jahre der Sammlung und Klärung. Erfreulich ist, daß das liberale Leipzig eine Gruppe von Männern sein eigen nannte, die den Einheitsgedanken im kleindeutschen Sinne mit Preußen als Führerstaat erstrebten. Der wackere Professor Biedermann stand mit an erster Stelle. Im Frankfurter Parlament hatte er programmatisch und prophetisch zugleich verkündet: „Ich spreche für Preußen, weil ich nach allen Erfahrungen, Beobachtungen und Überlegungen, die ich in dieser Sache gepflogen

habe, keine andere Möglichkeit sehe, Deutschland in kürzester Zeit stark, einig und mächtig zu machen. Wir müssen, meine Herren, den mächtigsten Staat an die Spitze stellen, einmal, damit wir nach Außen einen festen Hort haben bis dahin, wo wir vielleicht noch nicht so geeinigt sind, daß die Vereinigung der einzelnen Kräfte eine einzige große Kraft ersetzen. Lassen Sie in diesem Augenblicke einen Krieg ausbrechen; es ist ungewiß, ob die vielen kleinen Staaten mit ihrer durch ihre Kleinheit bisher gehemmten inneren militärischen und sonstigen Entwicklung imstande sein werden, dem Reiche die Kräfte zu Gebote zu stellen, daß es mit vereinter Macht dem Feinde widerstehen kann." Die Jahre 1864, 1866 und 1870/71 haben dieser Gruppe von Männern Recht gegeben, die sich ganz im Sinne der bald für das Große und Ganze Bedeutung gewinnenden Politik Bismarcks bewegten, so sehr bewegten, daß Biedermanns „Deutsche Allgemeine Zeitung" — sie erschien bei Brockhaus in Leipzig — den Anschluß an Bismarcks Politik empfahl. Das war in den Apriltagen 1866, als Bismarck für Preußen den Antrag auf dem Bundestage stellte, auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechtes ein Parlament zu wählen und einzuberufen.

Die Dinge waren reif zur Entscheidung. Und nicht mehr nur in theoretischen Betrachtungen, sondern vor allem in großen volkstümlichen Kundgebungen kam dies zu lebendigem, das Volk in seiner ganzen Breite fortreißendem Ausdruck. Wie im Vormärz, so feierte man auch vor 1866 und 1870/71 große Nationalfeste als ein wirksames Mittel zu dem höheren Zwecke politischer Neugestaltung des Vaterlandes. Ganz Deutschland, und nicht zuletzt Leipzig beging 1859 Schillers hundertsten Geburtstag als einen Morgen kommender Einigung und Freiheit. Das Jahr 1863 vereinigte die gesamte deutsche Turnerschaft, die Brüder des meerumschlungenen, vom Bunde verlassenen Schleswig-Holstein, die wackeren Männer aus österreichischen Landen zu dem dritten Deutschen Turnfeste in Leipzig. Draußen auf dem ehemaligen Floßplatze hatte man eine Riesenhalle erbaut, umgeben von einem weiten Festplatze. Der Bürgermeister Dr. Otto Koch hielt zur Begrüßung der deutschen Turner eine Rede und stellte die Gewissensfrage: „Aber haben wir ein gemeinsames deutsches Vaterland? Sind wir nicht vielmehr nur so und so viele geschiedene deutsche Volksstämme? So fragen viele von Ihnen und haben schon viele vor Ihnen gefragt. Und ich antworte darauf nicht etwa in der uns Deutschen gar oft zum Vorwurf gemachten Glaubensseligkeit, sondern mit dem klaren und vollen Bewußtsein des kalten Verstandes: Ja! und abermals ja! Wir haben ein solches! (Bravo!)" Mächtig brauste Arndts Lied aus abertausend Herzen: „Was ist des deutschen Vaterland?" — Ein gewaltiger Festzug bewegte sich am 3. August 1863 durch die Stadt am ehrwürdigen Rathause vorbei, das geschmückt mit den Farben Schwarz-

Rot=Gold sämtliche deutschen Stämme an sich vorüberziehen sah. Mit endlosem Jubel wurden die Schleswiger und die Holsteiner begrüßt, die nur heimlich sich über die von den Dänen wohlbehütete Grenze ihrer engeren Heimat bei Nacht und Nebel hatten fortstehlen können. Dr. Götz, der 1915 hochbetagt heimgegangene Führer der deutschen Turnerschaft, mahnte mit ernsten Worten: „Gehen wir nach Hause zu sorgen, daß die Turnerei die sittliche Zuchtstätte der Jugend sei. Wir müssen nicht der weißgekleidete, sondern der beste Teil der Männer sein, damit Männer erstehen, die ein einiges Vaterland wollen und es zu beschützen vermögen." Am Alten Rathause wurde feierlich eine Gedenktafel angebracht, die noch heute von dem Auftakt zu deutscher Einigung kündet. Der letzte Festtag galt dem Gedächtnis der Männer und Taten von 1813. Die „Wacht am Rhein" Schneckenburgers und Körners „wilde verwegene Jagd", vom unvergeßlichen Meister Carl Maria von Weber in Töne gesetzt, klangen wie Gebet und Gelübde gegen den Leipziger Schlachtfeldhimmel. Dann ergriff der Professor Dr. Heinrich von Treitschke das Wort. Auch seine Rede verband Sehnen der Toten von 1813 mit dem Wollen der Lebenden, sprach „von der ungeschmälerten Macht der Einzelstaaten, die doch nichts anderes ist als die Ohnmacht des ganzen Deutschlands". — Und vorher schon hatte er den großen Sinn dieser wie ähnlicher Feiern mit dem Geiste des Hellenentums erfüllt: „Saaten des Wohlwollens auszustreuen für künftige Zeiten, das schien den alten Griechen die Absicht der volkstümlichen Feste und Wettkämpfe, das gelte auch uns als der edelste Zweck!" — In einem höheren Sinne bewährte sich das spöttelnde Dichterwort:

„Turner, Sänger, Schützen
Sind der Freiheit Stützen!"

Und noch ein zweitesmal im gleichen Jahre sah Leipzig eine festliche Volksversammlung aus weiten Gauen deutscher Lande, als man in den Oktobertagen die fünfzigjährige Erinnerungsfeier der Völkerschlacht beging, draußen bei Stötteritz einen Grundstein zu einem Ehren= und Totenmale legte. Wer hätte ahnen können, daß von Arndts Aufruf 1814 bis zu diesem Tage nun abermals fünfzig Jahre dahingehen sollten, damit am hundertsten Gedenktage das Totenmal geweiht werde? Für das gewaltige Ehrenmal, das dank der zähen Schaffenskraft von Clemens Thieme und seinen Getreuen 1913 vollendet wurde und das heute als ein Mahn= und Wahrzeichen für kommende Geschlechter weit in die deutschen Lande hineinschaut, senkten damals 540 Vertreter von 240 deutschen Städten den Grundstein in die Erde. Noch waren 1400 Mitkämpfer, ergraute Veteranen, Zeugen dieser feierlich ernsten Handlung. Und abermals sprach der Leipziger Otto Koch, das Oberhaupt der

Stadt, die Weiherede und schloß mit dem Wunsche: „daß das jüngere Geschlecht ähnlich werde jenem opfermutigen Heldengeschlechte, dessen letzte Zeugen unsere Feier verherrlichten, daß das Vaterland eine Verfassung empfange, welche dasselbe einig und frei macht, welche nicht duldet, daß sein verletztes Recht, und wäre es das geringste, ungesühnt, seine verpfändete Ehre uneingelöst bleibe, wie sie zum bittersten Schmerz der Nation in Schleswig-Holstein dank unsrer Bundesverfassung noch heute uneingelöst ist."

Die Worte klangen in deutsche Lande hinaus wie ein Auftakt zu dem Waffenklirren, das nur wenig später die nordische Küste erfüllte. Am 18. November verkündete die neue dänische Verfassung die Einverleibung Schleswigs in Dänemark. Ganz Deutschland verlangte vom Bunde vollständige Trennung der beiden Herzogtümer von Dänemark. Und 1864 rückten deutsche und österreichische Truppen in Schleswig ein.

Schon im Juli 1861 war in den „Grenzboten" — sie erschienen unter Gustav Freytags Mitarbeit in Leipzig — ein Aufruf an die Nation, zunächst an die „Mitbürger in Leipzig" erschienen, „welche wiederholt an patriotischer Opferwilligkeit weit größere Städte hinter sich ließen, und die als Bewohner einer Handelsstadt vorzüglich Veranlassung haben, zu bedenken, welche hohen praktischen Interessen in der Frage eines wirksamen Schutzes unsrer Nordseehäfen verflochten sind." Der Aufruf galt zur Herbeischaffung von Gaben zum Baue einer deutschen Kriegsflotte. Und jetzt 1863/64 durften die Söhne der Stadt ihre Bereitschaft bezeugen, auch mit Blut und Leben für die nordischen Brüder einzustehen.

Warum diese Dinge mit größerer Ausführlichkeit erzählt werden? — Weil die Bedeutung, die Entwicklung der Stadt Leipzig mehr als die jeder anderen, mindestens sächsischen Stadt, mit den Geschicken des ganzen Vaterlandes verbunden war. Noch war Leipzig Grenzstadt, Vorposten gegen Preußen. Im Falle eines Unglücks war sie bisher schon in jedem Kriege in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt — mithandelnd, — mitleidend. 1866 haben zum letzten Male preußische Reiter als Feinde der sächsischen Lande ihre Pferde in der Elster und Pleiße getränkt. Die Politik des Königs Johann, der inzwischen nach dem tödlichen Unglücksfall seines Bruders Friedrich August 1854 die Regierung übernommen hatte, neigte wie die seiner Vorgänger nach Österreich hin, konnte das alte Mißtrauen gegen den stärkeren und glücklicheren Nachbarstaat nicht überwinden, besaß nicht die Witterung jener Männer, die auf das Große und Ganze im kleindeutschen Sinne hindeutete. Zum letzten Male drohte der Dynastie wie dem Lande das Schicksal. Wie Preußen anno 1814 nahe daran war, das Napoleonische Sachsen sich einzuverleiben, so wollte es jetzt das österreichisch eingestellte in sich aufgehen lassen. Eine vom Bürgermeister Dr. Otto Koch unterzeichnete

Eingabe des Leipziger Rates an die sächsische Regierung sprach dies deutlich aus „unter Hinweisung auf die Gefahr, welcher Sachsen als Staat entgegengeht", wenn es sich, statt neutral Gewehr bei Fuß zu halten, in der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich auf die österreichische Seite stellt. Die Dinge hatten sich arg zugespitzt. Die Frühjahrsmesse 1866 hatte mit einem Fiasko geendet. „Der tiefe Ernst der politischen Lage Deutschlands — so begann die erwähnte Eingabe — hat bereits seit Monaten den materiellen Verkehr mit den größten Besorgnissen erfüllt und denselben allmählich in den weitesten Dimensionen dergestalt gelähmt, daß nicht nur der geschäftliche Credit untergraben, sondern auch das Nationalvermögen unsres gesamten deutschen großen Vaterlandes die empfindlichsten Verluste ... erlitten hat." Und nicht zuletzt schritt man zu den ernstesten Vorstellungen auch in der „Liebe zu unserm großen deutschen Vaterlande".

Doch der Rat und Biedermann standen nicht allein. Auch andere bedeutende Köpfe hatte die Stadt an sich gezogen, die in verwandtem Sinne wirkten: Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag. Die Universität zählte damals drei der bedeutendsten Philologen zu den ihren: den trefflichen Moritz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommsen. Mit ihnen trat auch Gustav Freytag in freundschaftlichen Verkehr, als er im Jahre 1848 zum ersten Male sich in Leipzig niederließ, um Kurandas „Grenzboten" als Redakteur zu betreuen. Im sogenannten „Kitzing", einem geistgeschwängerten heiter-ernsten Stammtischkreise in der damals beliebten Gaststätte „Kitzing und Helbig" fanden sich die Gleichgesinnten zusammen, zu denen auch der tatkräftige Karl Mathy gehörte, wie auch der ehrwürdige Gustav Harkort, der noch als Freiwilliger 1813 mitgezogen war. Treitschke war 1862 hinzugetreten. Aus diesem Kreise wurde mit Nachdruck die Kandidatur Stephanis, des zweiten Bürgermeisters von Leipzig, zum Reichstage unterstützt. Die „Grenzboten", kaum erst nach Leipzig übergesiedelt, vertraten Preußens Standpunkt, wiewohl es nicht leicht war, nach dem unglückseligen Vertrag von Olmütz die Patrioten im kleindeutschen Sinne bei der Stange zu halten. 1866 schrieb in einem längeren Aufsatze Freytag von der Lage der Leipziger: „Seine Stadt ist plötzlich eine Grenzstadt geworden, von feindlichem Lande umgeben — Einwohner derselben Landschaft, Stammgenossen und Verwandte sind plötzlich Feinde, deren Truppen in den nächsten Wochen gegeneinander im Felde stehen können. Das ist kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, es ist in Wahrheit ein Kampf zwischen Verwandten, zwischen Nachbarn und Vertragsgenossen ..." Und später heißt es, tröstlich im Hinblick auf den höheren Zweck dieser kriegerischen Auseinandersetzung: „Der Krieg ist entbrannt nicht wegen altem Zwist zweier Großmächte, um speergewonnenes Land, sondern in Wahrheit, weil der eine den Muth hatte, eine neue

Organisation der Deutschen in festerem Bunde zu fordern." In solchem Sinne klingt er aus in Bismarcks, noch immer mit Mißtrauen betrachteter Forderung „für ein frei gewähltes Parlament, was jetzt ihn und sein Volk aus der Verwirrung herausheben kann" (Grenzboten 1866, Nr. 26). Wie stark noch immer der alte, nicht ohne Mitschuld Preußens gezüchtete Partikularismus war, davon wußten unsre Großväter allerlei aus eignem Erleben zu berichten. So plaudert A. Friedrich noch im Leipziger Tageblatte von 1906: „Ins Haus der Eltern kam ein preußischer Landwehrmann, der mit eingezogen war, ein guter Freund der Familie, der im Feindesland den Streit der Volksstämme nicht in seine persönlichen Beziehungen mischen ließ. Die Eltern waren gleichmäßig freundlich gegen ihn, aber die Kinder betrachteten ihn mit gemischten Gefühlen. Das dreijährige Kleinste gab endlich der Gesamtstimmung den rechten Ausdruck. Es wendete sich von ihm ab, als er ihm die Hand reichen wollte, und knurrte vor sich hin: ‚Du kriegst kein Händchen, du kannst wieder gehen, du bist ein Preuße.' — Es waren die Nachklänge des siebenjährigen Krieges, die Ausklänge der Teilung Sachsens von 1814. Doch, dem Himmel sei Dank: Es wurde Frieden. Die Angst, die uns peinigte, Sachsen würde abermals geteilt werden und wir würden eines Morgens als Preußen aufstehen, ging vorüber. Alles blieb, wie es war, und sachte begannen wir, besser und immer besser von unsern Nachbarn zu denken."

So naiv der Bericht die Stimmung wiedergibt, diese allmähliche innere Befreiung von Mißtrauen war die Voraussetzung der so rasch folgenden wahrhaften Einigung. Zum letzten Male stand Sachsen auf der falschen Seite. Zum letzten Male mußte es ehrenvoll, aber verlustreich den Rückzug des frei erwählten Kampfgenossen Österreich decken. Dann trat es rückhaltlos und innerlich frei auf die Seite des bisherigen Gegners, die Hand zum „Norddeutschen Bunde" unter Bismarcks Führung reichend.

Am 31. August 1867 war der Leipziger Vizebürgermeister Dr. Eduard Stephani als nationalliberaler Abgeordneter in den Reichstag des neuerstandenen Norddeutschen Bundes gewählt worden. In seiner Person nahm die Stadt Leipzig unmittelbaren Anteil an den Arbeiten, die das neue Deutsche Reich mit schaffen halfen. Im Oktober 1869 hatte das 107. Infanterieregiment seinen Einzug in die alte Pleißenburg gehalten und eine Entwicklung der Stadt Leipzig als Garnisonstadt eröffnet, die unaufhaltsam bis zum Ausbruche des Weltkrieges angehalten, nicht unwesentlich den Charakter der Stadt mit beeinflußt hat. 107 wurde zum Stammregiment des reichsdeutschen Leipzig. Wenn heute, wo seine Regimentsnummer nicht mehr besteht, wohl aber das Reichswehrregiment 11 als Traditionstruppe gelten darf, der alte 107er Parademarsch ertönt, so werden tausendfache Erinnerungen an Kriegs- und Friedenszeiten wach.

Schon 1863 hatte der elfte ordentliche Landtag in Dresden, an dem satzungsgemäß auch zahlreiche Leipziger in der ersten und zweiten Kammer mitwirkten, einen erfreulichen finanziellen Abschluß tätigen können. Er führte zur Aufbesserung der Beamtengehälter und Pensionen emeritierter Geistlicher, zur reicheren Unterstützung der höheren Schulen wie der Universität, zur Erweiterung des Eisenbahnnetzes, Besserungen, die ganz besonders auch für Leipzig Vorteile brachten. So konnte man am 28. Oktober 1866 die Eisenbahnlinie nach der schönen Muldenstadt Grimma eröffnen, die die Parallelstrecke über Döbeln nach Dresden einleitete. Für die Armee trat die Regierung ein. Und während bisher regelmäßig der Antrag auf ihre Verminderung eingebracht worden war, verständigte man sich nach einigem Widerstande für Vermehrung des Offizierkorps und seine bessere Ausbildung. Prophetisch klangen die Worte des Prinzen Johann, der in der Finanzdeputation sich mit Sachkenntnis betätigte: „Ja, meine Herren, verkennen wir nicht, es können in kurzer Zeit Ereignisse eintreten, wo die Geltung, ja vielleicht die Selbständigkeit unseres engeren Vaterlandes von den Taten unsrer Armee abhängen können, wo man weniger fragen wird nach unsrer ausgezeichneten Industrie, nach unserm vortrefflichen Ackerbau und unseren guten Gelehrtenschulen, sondern wo man fragen wird: ‚Wie haben sich unsre Sachsen geschlagen?‘ und danach wird der Wert unsres Vaterlandes bemessen." Schneller als der Redner wohl selber ahnen mochte, trat diese Frage an das Land heran. 1866 rettete tatsächlich die tüchtige Armee nicht nur die Österreicher vor einer vernichtenden Niederlage, sondern auch das kleinere Vaterland vor seiner politischen Vernichtung. In einem höheren Sinne sollte die treffliche sächsische Armee 1870 als nützliches Glied der gesamten Kriegsmacht des Norddeutschen Bundes des Prinzen Worte bestätigen.

Als in den Julitagen dieses Jahres die schon scheinbar beseitigte Kriegsgefahr in nächste Nähe rückte, ja die Mobilmachung des Norddeutschen Bundes zur Wirklichkeit wurde, da war nur ein Wort auf allen Lippen, nur ein Wunsch in allen Herzen, mitzuraten und mitzutaten für des Vaterlandes Größe und endliche Reichseinheit. In dem Augenblicke, als Leipzig für seinen neuen Musentempel auf dem ehemaligen Schneckenberge einen Nachfolger Heinrich Laubes wählte, wurde die Mobilmachung bekannt. „Wie sich Leipzig dabei benahm — erzählt der wackere emeritierte Burgtheaterdirektor Heinrich Laube in seinen „Erinnerungen" von seiner zweiten und dritten Heimat Leipzig —, eine Handelsstadt, deren politischen Impuls ich seit 1832, also seit fast vierzig Jahren kannte, und wie dieser Puls wechselte und wuchs, das ist immerhin bemerkenswert ... Damals war Leipzig engsächsisch und Preußen verhaßt ... Im Jahre 1848 entwickelte diese ruhige Kaufmannsstadt einen so ultrademokratischen Inhalt, daß sich niemand mehr seines Eigentums sicher fühlte ...

Anno 1870 waren alle grellen Gegensätze verschwunden, Preußen war beliebt geworden, hoch und niedrig erhob sich gegen die freche Herausforderung Frankreichs. Das Land ... war einig darüber, Gut und Blut einzusetzen bis aufs letzte gegen den Nationalfeind ... Ich will nur nachdrücklich betonen, daß die Kriegserklärung anno 1870 in Leipzig eine zum äußersten entschlossene Bevölkerung fand."

Trefflicher konnte wohl keiner dieser Stadt die Summe jahrzehntelanger Kämpfe ziehen, als Heinrich Laube, der noch 1834 gespottet hatte: „Leipzig speziell ist ekelhaft prosaisch, platt — es liegt da in der Fläche wie ein sehr bürgerlicher Gedanke auf einem breitgedrückten Hirn."

Wie schrieb damals das Leipziger Tageblatt? — „Welcher Unterschied zwischen dem Abmarsch unsrer Garnison im Jahre 1866 und dem von heute! Damals lastete Trauer auf allen Gemüthern, denn ein grausames Geschick hatte es gefügt, das die wehrhaften Söhne des deutschen Volkes sich gegenseitig das tödliche Blei zusenden mußten. Heute aufjauchzende Freude über die, Dank der welschen Tücke, mit einem Schlage herbeigekommene Einigkeit des großen und schönen Vaterlandes." In diesem Geiste hatte Laube in dem schönen neuen Hause am Augustusplatze das Werk des Dichters angesetzt, der in den trüben Zeiten der Reaktion Trost und Hoffnung aller Deutschen gewesen war, Friedrich Schillers „Wilhelm Tell".

Der Sturm brach los bei den Worten:

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

und: „... Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für uns're Weiber, uns're Kinder,"

und abermals bei dem gemeinsamen Schwure eines ganzen Volkes:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr."

Und als der sterbende Attinghausen seine letzte Mahnung aussprach:

„Seid einig, einig, einig!"

als Tell die alte Weisheit verkündete:

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,"

da kannte freudiger Zuruf und Überschwang der Herzen kein Ende. Bald kam Siegesbotschaft, aber auch Trauerkunde von blutigen Schlachtfeldern, bald kamen die ersten Verwundeten. Das Leipziger Regiment, das ruhmvollen Anteil an den Schlachten von Beaumont, Sedan, Brie und Villiers, sowie bei Ville Evrart nahm, verlor über 1500 Mann, darunter 20 Offiziere und 204 Mann Tote. Es kam die Jubelnachricht von Sedan. Und in der Pleißenburg, wo bisher

die eignen Söhne vom 107. Regiment gehorstet, da hielten Gefangene aus dem Hexenkessel von Sedan ihren Einzug. Sie erfreuten sich guter Behandlung, angemessener Freiheit, durften bei Bürgern und Bauern auf Arbeit gehen, hatten ein eignes Theater aufgemacht, von dessen Wirken freundliche Skizzen im Stadtgeschichtlichen Museum Kunde geben. „Im übrigen tragen sie mit Ergebung ihr Schicksal und scheinen sich sonst zumeist sehr wohl zu befinden", meldet das Tageblatt, sicherlich nicht ohne Grund.

Am 22. Januar 1871 konnte der Rat mitsamt den Stadtverordneten im Namen aller Leipziger eine Adresse an den neuerwählten Kaiser des jungen Reiches absenden, dankbar des Gelübdes gedenkend, das Wilhelm I. im Spiegelsaale zu Versailles getan: „allezeit Mehrer des deutschen Reiches nicht in kriegerischer Eroberung, sondern in Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung" zu sein. Und vom 4. Februar 1871 war ein Schreiben vom Grafen von Bismarck, dem neuen Ehrenbürger der Stadt Leipzig, dem man am Tage der Kapitulation von Paris, am 28. Januar 1871, diese Ehrung anzutragen beschlossen hatte, eingelaufen. Da hieß es bedeutungsvoll: „Die hervorragende Stellung im Vaterlande und die Bedeutung, welche Leipzig seinem Namen über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus errungen hat, machen die Anerkennung, die Sie meinem politischen Streben gewähren, zu einer um so werthvolleren, je mehr ich mich mit dem Rathe und der Gemeinde Leipzig einig weiß in dem Gedanken, daß die gewaltigen Kämpfe und Siege unsrer Heere nur dem künftigen Frieden, der Einheit und der Freiheit Deutschlands dienen sollen." Der Schöpfer des neuen Reiches dachte wohl nicht daran, daß auf dem lieblichen Alten Johannisfriedhofe von Leipzig seine Ahnen mütterlicherseits ruhen, zu denen er, wenn auch spät und auf glanzvoller Höhe, als ruhmgekrönter Urenkel in ein mitbürgerliches Verhältnis trat. Gleichermaßen hatte man dem militärischen Genius Moltke gehuldigt, der dankbar schrieb, wie es ihn mit Stolz erfülle, „Ehrenbürger einer so bedeutenden Stadt eines deutschen Stammes zu sein, welcher durch die Tapferkeit und die militärischen Tugenden seiner Söhne so wesentlich zu den Errungenschaften dieses Krieges beigetragen hat." Er sollte der Weihe des Siegesdenkmals auf dem Marktplatze von Leipzig 1888 beiwohnen, eines Males, das nicht unsern künstlerischen Anschauungen von heute genügt, dessen Bedeutung aber über jeden Zweifel erhaben ist:

„Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungnes zu erhalten!"

Am 2. November 1871 hielt das Leipziger Regiment 107 zugleich mit dem 2. Reiterregiment, den späteren Karabiniers von Borna, seinen feierlichen Einzug in die Heimatstadt, angeführt von dem ruhmbekränzten Armeeführer

und Generalfeldmarschall, dem Kronprinzen Albert. Auf dem Marktplatze begrüßte Otto Koch die glücklich heimgekehrten Söhne der Stadt, über die sich ein wahrer Blumenregen, der Segen der ganzen Stadt, dankbar ergoß. Ernst klang es zum Leipziger Himmel empor: „Nun danket alle Gott.“ Manches Auge vergoß stille Tränen um die, die niemals wiederkehrten. Und jahraus jahrein am Johannistage schmücken die Leipziger die Kriegergräber auf dem Johannisfriedhofe in ernster Totenfeier, die Gräber von Freund und Feind, die hier in Leipzigs Lazaretten starben.

6. Leipzig als Stadt der Mitte.

Bei der Halbjahrhundertfeier der Leipzig-Dresdner Eisenbahn 1889 hielt der Oberbürgermeister Dr. Georgi, Kochs Nachfolger, vor einer würdigen Festversammlung eine Rede, in der er den genialen Friedrich List mit seinen eignen Worten sprechen ließ. „Die Stadt Leipzig, meine Herren — so hatte List in der ersten Generalversammlung der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft die Leipziger angeredet —, die Stadt Leipzig hat sich in dieser großen Angelegenheit mit Ruhm bedeckt. Sie hat sich der Ehre würdig gezeigt, in dem sich eröffnenden Feldzug zur Eroberung der alten deutschen Handelsgröße und der neuen englischen Gewerbsindustrie das Banner zu tragen. Der Lohn darf und wird ihr nicht entgehen, man wird sich zu beeilen haben, ihre Tore weiter hinauszurücken, damit der Zuwachs des Handels und der Industrie, sowie er im Gefolge der Eisenbahnen seinen Einzug halten wird, Quartier finde.“ Lists Worte sollten sich erfüllen. Mit der ersten deutschen Eisenbahn, der die übrigen folgten, war der erste Schritt zur Einigung getan. Die Einigung selbst konnte trotz mancher Hemmungen und Enttäuschungen, Leiden und Mißverständnisse nicht ausbleiben. Leipzig war im geeinten deutschen Vaterlande von der Grenzstadt wieder zur Stadt der Mitte geworden.

Über Leipzigs Lage und damit Bedeutung innerhalb des Vaterlandes sagt Theodor Petermann: „Was der Selbstbestimmung der Nation in gewisser Beschränkung überlassen blieb, die Wahl des kommerziellen Zentrums, darin hat Leipzig wirklich den Sieg davongetragen ... Soweit ... von einem Mittelpunkte Deutschlands in dieser Beziehung die Rede sein kann, ist Leipzig die Anerkennung als solche schwerlich zu versagen.“ Der Leipziger Professor und Nationalökonom Roscher sieht die natürlichen Voraussetzungen dieser für unsre Wirtschaft bedeutsamen Lage darin, „daß in dieser Gegend die norddeutsche Tiefebene am weitesten nach Süden hinabreicht, und zwar ziemlich genau im Mittelpunkte der vormaligen deutschen Reichs- und Bundesgebiete“.

„Leipzig liegt auf der kürzesten Linie zwischen dem schlesischen und westfälischen Industriebezirk, sowie auf Linien, welche von der Rheinmündung nach Breslau, von Hamburg nach Wien, von Danzig nach Straßburg führen. Eine vom Bodensee nach der Odermündung gezogene Linie trifft Nürnberg, Leipzig, Berlin.“ Sie fällt also mit der alten Via imperii, der alten Reichsstraße zusammen, der auch die Haupteisenbahnstrecke Leipzig—Hof—Nürnberg—München folgt. „Dabei liegt aber Leipzig fast genau in der Mitte zwischen beiden Endpunkten“ nämlich Bodensee und Ostsee (Stettin). „Von Leipzig ist es ebensoweit nach Basel, wie nach Danzig (je 64 Meilen), nach Breslau wie nach Frankfurt a. M. (je 40—45 Meilen).“

Alle diese natürlichen Vorteile, gesteigert durch zielbewußte Politik des Leipziger Rates und seiner Bürgerschaft, durch die Entwicklung zur nationalen Einheit, Zollverein und Eisenbahn als Vorläufer eingeschlossen, mußten Lists prophetisches Wort von 1835 mit Naturnotwendigkeit erfüllen. „Man wird sich zu beeilen haben, ihre Tore weiter hinauszurücken.“

Tatsächlich waren die Tore, die Festungsmauern gefallen, schon 1822 das Ranstädter Tor, 1835 das Grimmaische Tor, und spät, erst 1860 das schöne Peterstor. Die Durchbrüche beim Thomaspförtchen und zuletzt beim Barfußpförtchen konnten nicht ausbleiben, um dem sich entwickelnden großstädtischen Verkehr Raum zu geben.

So ist das Jahrhundert zwischen dem Befreiungskriege und dem Weltkriege, zwischen 1814 und 1914 durch eine gewaltige wirtschaftliche, industrielle wie kommerzielle, nicht zuletzt auch kulturelle Entwicklung gekennzeichnet, die sich rein zahlenmäßig in einer sich zuletzt überstürzenden Zunahme der Bevölkerung, in dem Wachstum zur modernen Großstadt auswirkt. Am Beginne dieser Entwicklung, 1813, zählte Leipzig 33152, am Ende der kleindeutschen Einheitsbewegung 1871 bereits 106925 Einwohner. Das mehr als Dreifache war in einem reichlichen Halbjahrhundert an Bevölkerungszahl erreicht. Von diesem ersten Höhepunkte bis zum Jahresmittel 1926 steigerte sich die Einwohnerzahl auf 685000, das heißt in hundertjähriger Entwicklung auf das mehr als Zwanzigfache der Bevölkerungszahl von 1813. Das bedeutete aber auch eine entsprechende Ausdehnung des Stadtgebietes, eine sich ständig steigernde Bautätigkeit, um die Menschenmassen unterzubringen.

Sie führte schließlich zu der ernsten Frage, ob die Stadt Leipzig sich durch die gleichfalls rasch und stark vergrößernden Gemeinden der Umgebung in ihrer Entwicklung einengen lassen und eine Entwicklung wie die Reichshauptstadt Berlin erleben sollte, die mehrere Gemeinwesen der Umgebung zu selbständigen Großstädten emporwachsen sah. Was dort erst nach dem großen Kriege von 1914/1918 möglich wurde, eine Zentralisierung der Einzelverwaltungen durch

Vereinigung der Gemeinwesen zu einem einzigen Groß-Berlin, das hat weitsichtige Kommunalpolitik der Stadt Leipzig beizeiten durch Einverleibung der selbständigen, am Weichbild der Stadt liegenden Gemeinden erreicht. Nach mancherlei Kämpfen für und wider — sie setzten bereits 1866 ein —, nach Hemmungen auch seitens der Staatsregierung schritt man am Sylvestertage 1888 zu den ersten Einverleibungen. Die Gemeindeämter Reudnitz und Anger-Crottendorf wurden aufgelöst, deren Rechtsgebiet in das Stadtgebiet einbezogen. In rascher Entwicklung folgten weitere, die letzten wurden 1925 im April einverleibt und zwar die Gutsbezirke der Rittergüter Dölitz, Großzschocher mit Windorf, Leutzsch mit Barneck, Möckern, Paunsdorf, Schönefeld, Stötteritz mit Vorwerk Meusdorf, die Kaserne des früheren 106. Infanterie-Regiments und die Privatwaldung Burgaue mit zusammen 1077 ha und 83,7 a. Insgesamt sind seit 1888 mehr als 30 Gemeinden und selbständige Gutsbezirke einverleibt worden. 1885 zählte Leipzig noch 170000 Einwohner, 1890 bereits 357000, und heute nahezu 700000. Eine allmähliche Umschichtung der Bevölkerung war die Folge dieser Entwicklung. Die innere, die Altstadt Leipzig, wurde mehr und mehr zur City, zur Geschäftswelt. Während in ihr tagsüber Tausende und Abertausende sich in fleißiger Arbeit tummeln, entvölkert sie sich allabendlich bis auf wenige noch im Herzen wohnende Leipziger, deren Leben meist unmittelbar mit den bewohnten Geschäftshäusern, Gaststätten und dergleichen verknüpft ist.

Während die vom Promenadenringe eingeschlossene Altstadt nur 45,5 a zählte, die Altstadt Leipzig mit ihrem Gebiete 1767 ha 61,9 a, so zählt sie heute insgesamt 11187 ha 22,1 a. Zahlen beweisen, sagt Benzenberg. Er hat recht. Vergleichen wir den modernen Stadtplan des Vermessungsamtes mit dem beigegebenen von 1814, so finden wir dort ein unübersehbares Häusermeer, wo sich ehedem die blutgetränkten Schlachtfelder noch dicht bis an die heutige innere Stadt lagerten.

Ein schöner Park nach dem andern, der Kranz blühender Gärten rings um die Altstadt versank in dem steinernen Meer der wachsenden Großstadt. Aber zur rechten Zeit erstanden der Großstadtjugend und den erholungsbedürftigen Frauen und Männern menschenfreundliche Helfer, die das Verlorene in schönerem Sinne zu ersetzen vermochten. In seinem Buche der „Erziehung an Leib und Seele" hatte der Arzt und Orthopäde Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schreber eine harmonische Durchbildung des Menschen gefordert und verkündet: „Körperliche Gesundheit vor allem, denn sie bedingt die Gesundheit der Seele: den Frohsinn. Dieser aber öffnet die Seele allen guten Eindrücken und Äußerungen, selbst den größten Kraftäußerungen edler Willenskraft. Er ist die Lebenssonne, unter welcher sie leichter der er-

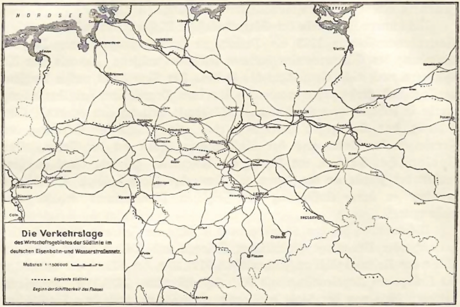
ziehenschen Entwickelung zugänglich sind." Schrebers Freund, der Schuldirektor Dr. Hauschild, setzte Schrebers Ideen in die Tat um und begründete 1865 den ersten sogenannten „Schrebergarten" der Westvorstadt, das Vorbild der bald zahlreich entstehenden Gartenkolonien. Heute tummeln sich unter bewährter Führung Abertausende von Großstadtkindern auf den Spielplätzen zahlloser Schrebergärten. Und wie Leipzig schon im 17. und 18. Jahrhundert als Park- und Gartenstadt einen hohen Ruf besessen, so hat es diesen in einem schönsten Sinne, vorbildlich für das ganze Vaterland, auch im 19. Jahrhundert sich zu erhalten gewußt. Der streng aristokratische Zug der älteren Zeiten ist einem menschenfreundlicheren der jüngeren gewichen.

Nicht unerwähnt bleibe der Gärtnereibesitzer Moßdorf, der bei einer großen Gartenbauausstellung 1893 als Preisträger hervorgegangen war. Bei der Gründung des Gärtnervereins hatte er feststellen müssen: „Damals war die Gärtnerei noch nicht Gemeingut des Volkes. Der Sinn dafür mußte langsam gepflegt und großgezogen werden." Aus dem Provisorium der Ausstellung wurde in sechsjährigem Streben unter Moßdorfs Leitung eine dauernde Einrichtung, der Leipziger Palmengarten, eine Stätte der Erholung, der Freude an der Natur und der künstlerischen Arbeit an der Natur. Der Zoologische Garten, am Rande des Rosentales gelegen, dient gleichermaßen der Freude an der Fauna, wie jener der Flora huldigt. Neuerdings gewinnt er durch Aufstellung des Zeißschen Planetariums erhöhte Anziehungskraft.

Nicht minder hat das Stadtregiment in jüngerer Zeit vor allem für Erhaltung oder Neuanlage gärtnerischer Anlagen und Wälder Sorge getragen. Allein das Rosental zählt an Flächeninhalt 9191,10 a, der Albertpark 4434,67 a, die Anlage am Napoleonstein und Völkerschlachtdenkmal 2429,11 a. Insgesamt betragen diese von der Stadt gepflegten Grünflächen, nach dem Statistischen Jahrbuch des Rats von 1915/1918 berechnet, nicht weniger als 25724,61 a. Nicht zu vergessen sind die öffentlichen Teiche, die als freundliche Oasen ihre besondere hygienische Bedeutung für die Großstadt haben. Sie betragen insgesamt 647,40 a. Nehmen wir nun die gegenwärtig vorhandenen zahlreichen Schrebergärten und sonstigen Gartenkolonien, Sport- und Spielplätze sowie die anmutigen Auenbäder in Privat- oder Vereinsbesitz hinzu, so dürfen wir wohl von einer Gartenstadt Leipzig im großen Stile reden. Tatsächlich vermag der Fremde vom Hauptbahnhofe ab dauernd in herrlichen Anlagen mit altem Baumbestand durch Rosental oder Albertpark nach Westen und Süden stundenlang zu wandern, ohne das Bewußtsein zu haben, sich im Häusermeere einer Großstadt zu befinden.

Die Ausdehnungsmöglichkeiten für die anwachsende Großstadt waren freilich infolge der geophysischen Verhältnisse nur nach Norden und Süden

von der Altstadt aus gegeben. Nach Osten waren sie begrenzt durch gleichfalls rasch anwachsende Gemeinden, die erst in einem späteren Entwicklungsstadium und nach mancherlei Widerständen durch Einverleibung ins Stadtgebiet einbezogen werden konnten. Nach Westen aber setzte die Pleißen- und Elsteraue dem Ausdehnungsdrange einen Trennungsgraben vor. Unter der Führung von Dr. jur. Carl Heine, entwickelte sich seit Anfang der fünfziger Jahre eine rege Bautätigkeit. Als Erbe von Reichels Garten teilte er dieses weitläufige Gelände zwischen Westpromenade und Westplatz zu Bebauungszwecken auf.



Die Karte ist entnommen aus dem Buche „Die Vollendung des Mittellandkanales". Im Selbstverlag der Vereinigung zur Förderung der südlichen Linie des Mittellandkanales. Braunschweig 1918.

Er schuf in rastloser Tätigkeit die innere Westvorstadt, die bisher ein einziges Parkidyll gewesen war. Nur noch der Name Kolonnadenstraße erinnert an die einst hier befindlichen, im Stadtmodell im Alten Rathause deutlich erkennbaren Kolonnaden (St. M. H. Festsaal). Heines Landbesitz erweiterte sich immer weiter nach Westen bis hinüber nach Plagwitz. Elster-, Leibnitz- und Waldstraße wurden aufgeschüttet. Die Freigabe von Gerhards Garten im Zuge der Lessing- und Promenadenstraße ermöglichte die Verbreiterung nach Norden. Draußen entstanden Ziegeleien und Mörtelwerke. Das Material wurde zu Schiffe auf der Elster an die Altstadt herangebracht. Es entstand der Plan, einen Kanal

saalewärts durchzuführen, um damit eine alte Sehnsucht Leipzigs zu erfüllen. „Die Vorteile der Wasserstraße sollten bis an die Leipziger Bahnhöfe im Norden der Stadt reichen. Leider aber zwangen ungünstige Zeitverhältnisse und der Mangel jeder Unterstützung dieser weitgehenden Pläne den Erbauer, die Schleuse nach zwanzig Jahren wieder zu beseitigen." Im Westen aber, am Ausgange der von Heine geschaffenen zweiten großen Landbrücke, der Plagwitzer Straße, entstand eine neue Stadt, entstanden Fabriken, große industrielle Unternehmungen, daneben ein Häusermeer für die rasch wachsende Bevölkerung. Seit 1864 verkehrten regelmäßig kleine Dampfer auf der Elster von der Poniatowsky- beziehungsweise der Thomasiusstraße aus nach Lindenau-Plagwitz. Eine Omnibusgesellschaft wurde begründet, die eine bessere Verkehrsverbindung unterhalten sollte. Sie war der Vorläufer der ersten Leipziger Pferdeeisenbahn, die mit Londoner Kapital gegründet, als „Große Leipziger Straßenbahn" 1896 elektrisiert wurde. Im gleichen Jahre eröffnete die regsame „Kleine Rote", eine Konkurrenzgesellschaft, ihren Betrieb mit mehreren Linien im Gegensatz zur „Großen Blauen". Als solche waren die beiden Gesellschaften mit ihren blauen und roten Wagen im Volksmunde bekannt, bis nach der Revolution die Ablösung und Übernahme durch die Stadt erfolgte.

Die Pferdebahn begann 1872 ihren Betrieb mit 14,75 km Betriebslinien. Das Liniennetz der Großen Leipziger Straßenbahn umfaßte im April 1926 einschließlich der Autobuslinien und der elektrischen Außenbahn nicht weniger als 237,276 km. Auch diese Zahlen zeigen den gewaltigen Fortgang großstädtischer Entwicklung.

Begreiflich, daß das Jahrhundert der Erfindungen sich mit seinen Errungenschaften im wachsenden großstädtischen Leben auswirken mußte. Bereits am 4. September 1838 hatte die erste Gasbeleuchtung die Großväter in Staunen versetzt. Wir selber haben noch in der Kindheit die rußig gelben, am Brenner bläulich schimmernden kleinen Gasflämmchen bewundert, die dann durch das Glühlicht abgelöst wurden. Am 17. September 1887 wurde neben der ersten Gasanstalt am Yorkplatze eine zweite in Connewitzer Flur in Betrieb genommen, und im Jahre 1925 vergasten die Leipziger Werke nicht weniger als 122633,2 Tonnen Kohlen zu 56765,2 in 1000 Kubikmetern. Noch bevor die Elektrisierung der Leipziger Pferdeeisenbahn durchgeführt war, erstrahlte die Stadt am 24. August 1895 zum ersten Male in elektrischem Lichte. In den beiden Werken Nord und Süd wurden im Jahre 1925 zusammen an Drehstrom von 10000 Volt 27348800 kWh (Kilowatt-Stunden) erzeugt, zu denen noch ein Strombezug aus Zschornewitz-Golpa 58094300 kWh mit einer Spannung von 100000 Volt trat. Erzeugung und Bezug ergeben somit 85443100 kWh. Drehstrom. Alle diese gewaltigen Ziffern, die übrigens bei normaler Ent-

wicklung ohne die Hemmungen des Weltkrieges und seine zu äußerster Sparsamkeit zwingenden Nachwirkungen heute weit höher sein müßten, sind nur zu begreifen im Zusammenhange mit einer bedeutsamen Entwicklung Leipzigs als Industriestadt. So entstand schon 1872 ein ausgedehntes Industrieeisenbahnnetz im Anschluß an die eben vollendete Leipzig-Zeitz-Geraer Eisenbahnlinie. Auch die Verbindungsstränge Plagwitz-Gaschwitz von 1878 und Plagwitz-Bayerischer Bahnhof 1888 verdankt Leipzig der Initiative Heines.

Wie durch Karl Heines Pionierarbeit im Westen, so entstanden bald auch im ferneren Südosten der Stadt zahlreiche Fabriken, die mit ihren weithinragenden Schloten von produktiver Arbeit künden. An erster Stelle wäre die Maschinenfabrikation zu nennen, die neben der chemischen Industrie, der Metallverarbeitungsindustrie, der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, dem Bekleidungsgewerbe, dem Bau- und Polygraphischen Gewerbe die meisten Betriebe zählt. Heute befindet sich auch das industrielle Leipzig in einem Gesundungsprozeß, der manche Inflationsgründung abstößt und daher von 1923 zu 1924 eine bedeutende Abnahme an Industriefirmen zu verzeichnen hat. Die Industrie zählte am Ausgange 1924 einschließlich der Gärtnerei und Viehzucht 3148 Firmen gegen 3593 im Jahre 1923. Die gewaltige Zunahme industrieller Unternehmungen im Verlaufe des 19. Jahrhunderts bewirkte auch eine starke Umschichtung der Erwerbstätigen, die bisher in weit höherem Maße im Handel beschäftigt gewesen waren. Auch auf das parteipolitische Leben konnte das starke Anwachsen einer Arbeiterbevölkerung nicht ohne Einfluß bleiben. Wie im ganzen großen Vaterlande, so haben diese Tatsachen auch in der Vaterstadt, im kommunalpolitischen Leben eine gewaltige Umstellung gebracht, die vor allem ein volles Mitbestimmungsrecht der arbeitenden Bevölkerung erzielte. Fast schien es im Ausgange des 19. Jahrhunderts, als ob die Industrie den alten Handel, vor allem den Messehandel völlig überflügeln wollte. Seit den biedermeierlichen Zeiten, seit Eröffnung der Eisenbahnen schien Leipzig wie jede Messestadt an Bedeutung zu verlieren. Während andere Messen stark abflauten, ja ganz eingingen, erholte sich Leipzig doch rasch und erlebte um 1870 noch eine letzte Blüte der alten Warenmesse. Im Stillen aber war die Abwandlung von der Waren- zur allgemeinen Mustermesse schon stark im Gange. Denn die gewaltige Produktion Deutschlands in den Jahren nach 1870/1871 machte eine Konzentrierung des Handels, eine Zusammenfassung der Waren an einem Orte zum Unding. Die Anerkennung dieser Tatsache konnte nicht ausbleiben, wollte Leipzig nicht seine führende Stellung auf diesem Gebiete einbüßen. Ein äußeres Ereignis, die Choleragefahr von 1892, der Ausfall der Messe dieses Jahres, gab Berlin den Anreiz, durch geeignete

Maßnahmen im modernen Sinne die Messen von Leipzig nach der Reichsstadt hinüberzuziehen. Rasches, planmäßiges Handeln von Rat und Handelskammer parierte diesen gefährlichen Hieb. Den zahlreichen Klagen und Wünschen aus dem Kreise der Kaufmannschaft kam man entgegen, stellte den Betrieb bewußt auf eine „Allgemeine Mustermesse" um, verkürzte die Messezeiten, legte sie für die Ostermesse auf einen früheren Termin. Gleichzeitig ging man städtischerseits richtunggebend voran mit dem Bau des ersten großen städtischen Messepalastes, des „Städtischen Kaufhauses", das 1896 geweiht wurde und mit dem 1907/09 erstandenen „Städtischen Handelshofe" auch dem privaten Messehausbau starken Anreiz bot. Seitdem sind auch zahlreiche Privatmessehäuser in der Altstadt und deren nächster Umgebung erstanden, die sich zumeist glücklich älteren noch vorhandenen Bauformen der Renaissance und des Barock anpassen, der Altstadt zur Zierde gereichen. Gegenwärtig verfügt die Leipziger Messe einschließlich der Umbauten älterer Häuser zu Messehäusern über rund 100 Messepaläste und Stätten, die eine weitgehende Zusammenfassung und damit auch Vereinfachung und Übersichtlichkeit der zahllos vertretenen Branchen und Firmen ermöglicht. Nicht weniger als 330000 qm Ausstellungsfläche stehen zur Verfügung. Und jedes Frühjahr, jeder Herbst führt Massen von Ausstellern und Einkäufern in Leipzig zusammen, die auf wenige Tage diese sonst noch immer behagliche Großstadt zu einem brodelnden Hexenkessel kaufmännischen Lebens verwandeln. Die alte Warenmesse, die jetzt noch als Kleinmesse weiterbesteht, wurde mit ihren Verkaufsbuden, ihren Vergnügungsstätten, Karussels und Schaubuden von den Plätzen und Höfen der inneren Stadt hinausverlegt in die Südwestecke der aufgeschütteten Lindenauer Wiesen. Alljährlich im Frühjahr und Herbst, zu den gleichen Terminen wie vor Jahrhunderten und in den gleichen drei Wochen zieht diese Budenstadt auf dem „Meßplatze" Tausende hinaus zum Einkauf, zu fröhlichem Treiben bei Bier und Tanz und zu allerlei Hokuspokus.

Die seit Menschengedenken am stärksten besuchte Mustermesse war die Ostermesse 1925, die nicht weniger als 314000 Besucher herbeilockte, von denen nachweislich 220000 ausschließlich Messebesucher, darunter 19000 Ausländer, waren. Auch die nach dem Kriege rasch emporgeblühte, glänzend organisierte „Technische Messe" zu Füßen des gewaltigen Völkerschlachtdenkmals wurde zu einer achtunggebietenden Weltschau der Industrie, zu einer Verkünderin des industriellen Deutschlands, der modernen Industriestadt Leipzig. 1074 Güterwagen wurden zur Ostermesse 1925 benötigt, um die 8193644 kg Ausstellungsgüter heranzubringen und zum Teil wieder abzutransportieren. Von den übrigen Messemustergütern und dem erheblichen Reisegepäck der mehreren hunderttausend Messebesucher ganz abgesehen.

Einen erheblichen Posten im Haushalte des Leipziger Wirtschaftslebens stellen die Buchdrucker, Buchbinder und Buchhändler. Laubes Wort von „Leipzig, der Bibliothek Deutschlands" hat sich in ungeahntem Maße bewahrheitet. Im Jahre 1913 betrug das Gewicht der mit sogenannten Bücherwagen von Leipzig in alle Welt versandten Bücher nicht weniger als 25600500 kg. Ganze Stadtviertel sind von großen Buchdruckereien, Buchbindereien, Verlagsanstalten, Notenstechereien von Weltruf belegt. Wenn nicht der unglücklich ausgegangene Krieg die Entwicklung unterbrochen hätte, so könnte Leipzig heute einen großen, mit modernsten Mitteln ausgestatteten Buchhandelszentralbahnhof sein eigen nennen. Immerhin kam doch eine Sammelstätte aller seit 1913 erscheinenden deutschsprachigen Druckschriften zustande, jene stolze „Deutsche Bücherei" an der Straße des 18. Oktobers, die ein umfassendes Denkmal deutschen Schriftwesens darstellt.

Noch auf einem anderen Gebiete ist Leipzig als Handels- und Produktionshauptstadt zu nennen. Alle Welt weiß, was der „Brühl" mit seinen angrenzenden Straßen für den Rauchwarenhandel, die Kürschnerei, die Pelzkonfektion bedeutet. Im Jahre 1925 konnte die Leipziger Kürschnerinnung auf ein fünfhundertjähriges Bestehen zurückblicken. Ehrliches deutsches Handwerk hat sich hier eine Tradition der Arbeitsmethoden geschaffen, die die Vormachtstellung Leipzigs auf diesem Gebiete sichert. Auch hier hat der Krieg die Entwicklung stark gehemmt. Neuer Aufstieg kündigt sich an. Und bald, so darf der Leipziger hoffen, werden alte Zahlen wieder erreicht, ja überholt werden. Einwandfreie Statistik für die Nachkriegszeit liegt noch nicht vor. Das Jahr 1913 aber zeitigte eine Einfuhr von 4518 Tonnen und eine Ausfuhr von 5896 Tonnen Rauchwaren. Das bedeutet ein Verbleiben von nur 1388 Tonnen im Inlande, kennzeichnet die internationale Bedeutung des Leipziger Pelzmarktes. Im gleichen Jahre betrug die Ausfuhr in Mark 232789000, die Einfuhr in Mark 187820000, der Wertüberschuß 44969000 Mark, eine Summe, die einen achtunggebietenden Aktivposten im Haushalte der Stadt, des Staates, letzthin des Reiches darstellt. Auch der alte Brühl mit seinen Nebenstraßen hat sich stark verjüngt. Stattliche Neubauten sind in den letzten Jahrzehnten erstanden, die dem Rauchwarenhandel und der Kürschnerei ein modernes Heim bieten. Die Zurichtereien und Färbereien aber, die Leipzigs Pelzhandel dienen, erstrecken sich heute weit über das Weichbild der Stadt hinaus, über Böhlen-Rötha im Süden, über Markranstädt im Westen. Am Jahresschlusse 1924 zählte dieser Handelszweig 173 Firmen gegenüber 186 im Vorjahre.

Zusammenfassend sei noch die Gesamtziffer aller Leipziger Handelsfirmen gegeben. Sie betrug 6906 am Ende 1924 gegen 7145 Ende 1923. Auch hier macht sich mit der Festlegung unsrer Währung ein natürlicher Rückgang gegen-

über der Inflationszeit, der Papierſintflut der Vorjahre, bemerkbar. Industrie- und Handelsfirmen zuſammengenommen gab es im Jahre 1924 10323 gegen 11023 Ende 1923. Die Höchſtzahl an Neugründungen weiſt das Unglücksjahr ſtärkſter Inflation 1923 mit 225 Firmen auf. 14 Firmen Leipzigs ſind mehr als 200 Jahre alt. Den mächtigſten Aufſtieg erlebten die Jahre 1895—1904 mit 1417 und 1905—1913 mit 1613 Firmengründungen. Die älteſte noch beſtehende Firma ſtammt aus dem Jahre 1409. Es iſt die älteſte Stadtapotheke zum goldenen Löwen.

Im Zuſammenhange mit der induſtriellen Entwicklung einerſeits und dem Verluſte wertvoller Kohlengebiete durch das Verſailler Diktat von 1919 andererſeits machte ſich eine erhöhte Kohlenförderung in den Leipziger Kohlengebieten notwendig. Vor allem mußte der Verluſt zahlreicher Steinkohlen durch vermehrte Förderung und Verwertung von Braunkohlen wettgemacht werden. Der Kohlenabbau, der vor allem im weiteren Süden der Stadt in großem Umfang erfolgte, veränderte in raſchem Tempo die Landſchaft. Harte Kämpfe hat die Einwohnerſchaft gegen die Sächſiſchen Braunkohlenwerke bei Böhlen geführt, die weite Landſtrecken, Güter, Wälder, ganze Dörfer zu ihrem Eigen machten, um ſie nach und nach dem Abbau verfallen zu laſſen. Selbſt der ſchöne Nadelwald der Harth, eine beliebte Ausflugs- und Erholungsſtätte der Großſtadtbevölkerung Leipzigs, iſt gefährdet. Und was Friedrich Liſt ſchon 1835 vorſchwebte, wurde nun durch die Not der Nachkriegszeit Wirklichkeit. Die ganze Leipziger Tieflandsbucht mit ihrer höher gelegnen Umgebung *iſt ein einziger Kohlenkeller, wie die beigefügte neueſte Karte des Kohlenvorkommens* bezeugt. (S. Anlage.) Wie neuere Erfindungen auf dieſen Kohlenabbau einwirken werden, bleibt abzuwarten.

Der Kanalbau, der Handel und Induſtrie, nicht zuletzt auch dem Kohlentransport weſentliche Dienſte hätte leiſten können, iſt leider bis auf dieſen Tag ein Problem geblieben. Der Anſchluß an den im Bau befindlichen Mittellandkanal iſt nur noch eine Frage weniger Jahre. Partikulariſtiſche Neigungen älterer Zeiten verwehren noch immer der Stadt der Mitte die Anerkennung ihrer naturgegebenen, durch die Geſchichte erhärteten Vormachtsſtellung im Herzen Deutſchlands. Bereits 1892 ſprach der damalige Oberbürgermeiſter Georgi in der erſten Sächſiſchen Kammer über die Kanalprojekte, abermals 1894. 1907 bewilligte die Stadt eine Zinsgarantie von jährlich 300000 Mark für den Bau eines Elſter-Saalekanals. Ein vom Baurat Götz mit unendlichem Fleiße hergeſtelltes Modell zeigt zwei der vielen Pläne, die eines Elſter-Saale- und die eines Elſter-Elbekanales (St. M. O. Mittelgang und Plan S. 278).

Nur einen großen Nachteil hatte die ſtarke Entwicklung Leipzigs gen Weſten als Fabrikſtadt. Die meiſt weſtlichen Winde tragen den Fabrikrauch und Staub

gen Osten über das gesamte Stadtgebiet hinweg, tragen nicht zur Besserung der atmosphärischen Verhältnisse Leipzigs bei. Zudem hat es durch seine Lage in der Elster-Pleißenaue, in seiner Umrahmung durch weitausgedehnte Auenwälder, durch alljährliche Überflutung weiter Flächen zu leiden gehabt. Hier hat Dr. Heines Pionierarbeit im Westen auch wesentlich zur Gesundung beigetragen. Denn zu seinen Hauptaufgaben gehörte die Beseitigung, zum mindesten Zurückdämmung der regelmäßigen Hochfluten und Überschwemmungen. Die Anlage der verschiedenen Hochflutkanäle, Flußregulierungen, zuletzt der Ausbau des 2370 m langen und 155 m breiten Hochflutbeckens quer durch die Lindenauer Wiesen haben für das engere Stadtgebiet die Überschwemmungsgefahr fast gänzlich beseitigt, gleichzeitig die Gesundheitsverhältnisse gebessert und den Leipzigern und ihren Gästen eine ausgezeichnete Regattafläche, eine neue Stätte für Sport- und Leibesübungen gegeben.

Nicht minder bedeutungsvoll für die großstädtische wie für die gesundheitliche Entwicklung Leipzigs war der Bau einer neuen Wasserleitung. Die alte Wasserkunst seligen Angedenkens, dieses letzte Idyll am Rande der Altstadt südlich der alten Pleißenburg genügte schon lange nicht mehr modernen Anforderungen der Wasserversorgung. Vor allem war das der Pleiße entnommene Wasser viel zu stark eisenhaltig. Man baute ein neues Wasserwerk auf den Connewitzer Bauernwiesen, das freilich auch noch Pleißenwasser lieferte. Immerhin benutzte man von Anbeginn auch die Grundwässer, bis man sich schließlich auf diese aus hygienischen Gründen allein beschränkte. 1866 war dieses Werk in Betrieb genommen worden. Bereits 1887 wurde ein zweites draußen in Naunhof eröffnet, das seine Wässer aus dem Grundwasserstrom des alten Muldenbettes bezieht und noch heute im Betriebe ist, während das Connewitzer nur noch als Sammelbecken und Durchgangsstation für den Nordwesten Leipzigs benutzt wird; schließlich wurde noch eine weitere Anlage notwendig, die im Muldengebiet von Canitz bei Wurzen das Wasser erfaßt und gen Leipzig führt. 1905 wurde diese Anlage in Betrieb genommen. Sämtliche Werke, Naunhof I und II, das Ortswasserwerk, das Werk Canitz und die durch die Einverleibung der Vororte von Leipzig übernommenen kleineren Wasserwerke förderten im Jahre 1925 die gewaltige Summe von 24523270 cbm Wasser gegen durchschnittlich etwa 100000 cbm im Jahre 1866, die aus dem Connewitzer Werke gefördert wurden. Aber auch auf dem Gebiete des Feuerschutzes spielt die Wasserleitungsanlage der Großstadt eine bedeutsame Rolle. So bekam Leipzig eine Berufsfeuerwehr, die den deutschen Städten Vorbildliches geleistet hat. Die alte sich aus Freiwilligen rekrutierende, gut ausgebildete und allgemein beliebte Turnerfeuerwehr wurde 1870 aufgelöst.

Auch hier mögen einige Zahlen den Umfang großstädtischer Feuersicherung andeuten: 1925 bekämpfte die Feuerwehr 17 Großfeuer, 70 Mittelfeuer, 378 Kleinfeuer, 35 Essenbrände und 14 Landfeuer, außerdem wurde sie zu 356 sonstigen Hilfeleistungen herangezogen.

Im Zusammenhange mit einer immer umfänglicheren Betätigung im Rettungswesen ging das zunächst von einzelnen Gesellschaften betriebene Sanitätswesen an die Stadt über und wurde der Feuerwehr angegliedert. Die Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz besteht nach wie vor. Nicht weniger als 17670 Personen traten hilfesuchend an das städtische Sanitäts- und Rettungswesen heran, davon infolge Unfalles 14375 und 2790 wegen Krankheit. Nicht viel weniger trat die gleiche Organisation hilfreich für den Transport Hilfsbedürftiger ein. Von den 14003 Beförderten wurden 2206 wegen Unfall, 11797 wegen Krankheit befördert. Johannis- und Georgenhospital, aus älteren Zeiten überkommen, konnten den großstädtischen Ansprüchen längst nicht mehr genügen. Die Holzbaracken, die einst in den amerikanischen Sezessionskriegen aus der Not heraus geschaffen wurden, weil zahlreiche Verwundete rasch unterzubringen waren, wurden in ihrer Bedeutung für die Krankenpflege immer mehr geschätzt. Schon 1777 hatte der Franzose Le Roy in diesem Sinne grundsätzliche Forderungen aufgestellt. Erst die Stadt Leipzig war es, die durch Professor Thiersch und seinen Kollegen Professor Wunderlich den Barackenbau in Europa einführte. Das Barackensystem wurde in einem großzügigen ständigen Krankenhause durchgeführt. Der ältere Hauptteil des Krankenhauses St. Jakob war 1865 als Waisenhaus errichtet, 1866 als Militärlazarett eingerichtet worden. Der Barackenteil wurde 1871 erbaut und mit dem älteren Waisenhause als Krankenhaus St. Jakob endgültig eingerichtet; dazu kam 1913 im Norden Leipzigs auf Eutritzscher Flur das mit allen modernen Mitteln ausgestattete, nach modernsten Erfahrungen erbaute Krankenhaus St. Georg, das in seinem Namen eine ältere Tradition wiederaufnahm. Was ein Krankenhaus für segensvolle Arbeit zu leisten hat, das zeigt sich ganz besonders in den Zeiten großer Epidemien. So wurde Leipzig 1866 vom 28. Juni bis 21. November von der Cholera heimgesucht, ohne daß es allzugroße Einbuße an Mitbürgern erlitt. Die Choleragefahr, die während ihres Wütens in Hamburg 1892 auch für Leipzig bestand, konnte durch geeignete Vorsichtsmaßnahmen hintangehalten werden. Lediglich der Ausfall der Michaelismesse ist auf ihr Konto zu schreiben. Außer diesen beiden großen Krankenhäusern zählt die Stadt unter städtischem Regiment die Pflegehäuser I und II, das Kinderkrankenhaus und die Lungenheilstätte Adorf i. V.

Die starke Entwicklung der Universität brachte es mit sich, daß auch eine Reihe segensreicher Universitätsinstitute ins Leben gerufen wurden, so die

Psychiatrische und Nervenklinik, die Augenheilanstalt, die Universitäts-Frauenklinik, die jetzt einen stattlichen Neubau im Zuge des Windmühlenweges erhalten hat. Nicht minder verdienstlich war das Wirken des Diakonissenhauses und der inzwischen an den Staat gefallenen Heil- und Pflegeanstalt Dösen, die im Süden auf dem Schlachtgelände von 1813 eine Stadt für sich ausmacht. So führt der Gang unsrer Erzählung auf die Entwicklung und die Bedeutung der Universität im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Die Septemberunruhen von 1830 (s. S. 243 ff.) hatten auch für die Landesuniversität eine Neuordnung der Dinge gebracht, die sich heilsam auswirken, eine neue Blütezeit heraufführen sollte. Die alte Nationalitätenverfassung war aufgehoben, durch die noch bestehende der vier Fakultäten und des Senates mit dem Rector magnificus an der Spitze ersetzt worden. Von weiteren Errungenschaften und Förderungen durch die Landesregierung war bereits die Rede. Das Stipendienwesen wurde einer Neuordnung unterworfen und manchem begabten ärmeren Sohne des Landes und der Stadt die Möglichkeit des Studiums eröffnet. Die Zahl der Lehrstühle und die Bezüge der Professoren wurden erhöht; dies ermöglichte in weit höherem Maße als bisher die Berufung namhaftester Gelehrter. Nicht nur durch äußere Maßnahmen wurde eine Erweiterung des Lehrkörpers, eine Zunahme der Immatrikulationen erzielt, auch innerste Entwicklungstriebe der einzelnen Fakultäten und ihrer Haupt- und Nebenwissenschaften verbreiterten den akademischen Lehr- und Lernbetrieb. Was hat nicht das 19. Jahrhundert allein in der medizinischen, ja noch mehr in der allumfassenden philosophischen Fakultät an Neuerungen, an Aufblühen und Verselbständigung bisher nur als Nebendisziplinen behandelter Wissenszweige erlebt. Die Entwicklung auf jeglichem Lebensgebiete, nicht zuletzt auf dem Forschungsgebiete erforderte höchste Arbeitsteilung, Differenzierung der Forschungs- und Arbeitsmethoden, Verselbständigung der bisher einander untergeordneten Wissenszweige. Sie erforderte Anlage und Einrichtung neuer Arbeitsräume und Seminarien, neuer Forscherwerkstätten, Fachbibliotheken und Sammlungen.

Bereits 1875 wurde die neue Anatomie geweiht, 1877 das neue Pathologische Institut. Hier entstand 1885 auch ein hygienisches Institut. 1876 wurde ein neuer klinischer Hörsaal durch vereintes Wirken von Stadt und Universität eröffnet. 1878 folgte die Irrenklinik, 1884 die Augenheilanstalt und das zahnärztliche Institut, 1887 das pharmakologische Institut und die Polikliniken, und schließlich an Stelle des älteren Trierschen Institutes die neue Frauenklinik, die demnächst wieder einen Neubau beziehen wird. Nicht unerwähnt bleibe das durch freundliche Stiftungen Leipziger Bürger erbaute Kinderkrankenhaus. Nebenher entstanden die Institute für Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie.

Auch der reiche Bücherschatz der Universität erhielt ein vornehmes, neuzeitlichen Ansprüchen genügendes Heim in der nach Plänen Arwed Roßbachs 1887—1891 erbauten Universitätsbibliothek. Von Prellers Odysseelandschaften in der Wandelhalle war schon die Rede. Und schließlich wurde das gewaltige Werk des 19. Jahrhunderts gekrönt durch den würdigen Neu- und Umbau des Hauptgebäudes der Universität am Augustusplatze, gleichfalls unter Roßbachs Führung. Die Universitätsaula hat durch das über die ganze Westwand sich erstreckende Bildwerk Max Klingers, die Huldigung an die antike Kunst und Wissenschaft darstellend, einen wertvollen Schmuck erhalten. Zwei große Hauptgebäude, das Johanneum und das Albertinum, das Bornerianum und die zahlreichen Nebengebäude in Front der Universitätsstraße bergen geisteswissenschaftliche Institute. Selbst der schlichte Bau des „Goldnen Bären" wurde nach Lamprechts Ideen 1909 zu einem Institute für Kultur- und Universalgeschichte umgebaut; er ist übrigens eine weihevolle Erinnerungsstätte an den Studentenaufenthalt des jungen Goethe, an die Besitzer des Hauses, die Breitkopfs an Gottsched und die Gottschedin, die hier wohnten und deren Originalporträts noch heute den „blauen Saal" zieren. Vom Universitätsbesitz war früher die Rede. Um die Jahrhundertwende hatte dieser einen Wert von etwa 15 Millionen Mark bei einem Jahresertrag von nahezu einer halben Million. Trotzdem muß der Staat Zuschüsse leisten, um den Riesenapparat einer mustergültigen Universität reibungslos arbeiten zu lassen. Damals betrug der Zuschuß bereits 2 Millionen Mark, gegenwärtig im Jahre 1926/27 ist der Aufwand des Staates auf 6,5 Millionen gestiegen. Glanzvoll konnte in mehrtägiger Feier die Universitas litterarum Lipsiensis im Jahre 1909 unter Beteiligung von Vertretern der deutschen und zahlreicher Vertreter auch fernster ausländischer Hochschulen in Gegenwart vieler ehemaliger Studenten ihre Fünfhundertjahrfeier begehen. Ganz Leipzig glich einem gelehrten Heerlager. Die Feier steigerte sich in einem meisterlich gestellten Festzuge zu einem wahren Volksfeste, an dem die Bevölkerung aller Kreise mit freudigem Verständnis Anteil nahm. Arbeit und Bildung feierten hier einen Tag des Friedens und innerlicher Zusammengehörigkeit trotz aller äußeren Unterschiede.

Leider verbietet die gedrängte Darstellung eine Aufzählung der zahlreichen bedeutenden Lehrer der Hochschule und nicht minder klangvoller Namen auch von Studierenden, die später zu Leuchten ihrer Wissenschaft heranwachsen sollten[1]).

[1]) Eine eingehende, meist durch unmittelbares Miterleben vertiefte Würdigung des hervorragenden Lehrkörpers unserer Universität findet der Leser bei Konrad Sturmhoefel, Geschichte der sächsischen Lande und ihrer Herrscher. (II. Band, II. Abteilung. S. 186 f., 598—614.)

Nicht an letzter Stelle sei der 1898 erfolgten Gründung einer Handelshochschule Erwähnung getan, die der zähen Tätigkeit der Leipziger Handelskammer und der verständnisvollen Förderung durch Staat und Stadt ihr Dasein verdankt. Auch sie kann heute ein neues Heim ihr Eigen nennen. Ein umfänglicher Lehrkörper vermittelt in engstem Zusammenhange mit der Universität dem praktischen Kaufmann und zukünftigen Handelsherren eine theoretische und praktische Vorbildung, wie sie der moderne Welthandel erfordert. In gleicher Richtung hatte schon die 1887 in der Handelskammer aufgegangene Kramerinnung gewirkt, als sie 1831 die Handelslehranstalt gründete. Schließlich wären in diesem Zusammenhange auch die Realschulen zu nennen, deren erste 1834 begründet wurde.

Im Jahre 1924 wurde das Pädagogische Institut mit dem Charakter eines akademischen Forschungsinstitutes in dem Gebäude des Lehrerseminars in Connewitz begründet; es übernimmt die Vorbereitung der Studierenden für das Lehramt an der Volksschule.

Unter den Vorbereitungsstätten für das akademische Studium sei besonders der aus dem Thomaskloster hervorgegangenen Schola Thomana, die 1912 ihre Siebenhundertjahrfeier unter dem Szepter des ausgezeichneten Humanisten und Pädagogen Jungmann feiern durfte, gedacht. Ein kostspieliger Schulapparat wird von der Stadt, zum Teil vom Staate unterhalten, um der Großstadtjugend eine gediegene Bildung für das praktische Leben wie für das gelehrte Studium auf den Weg zu geben. Nach einem Gesamtüberblick des Leipziger Schulamtes vom Ausgange des Jahres 1926 bestanden zurzeit 94 Städtische Schulen mit 2909 Lehrkräften und 93094 Schülern beiderlei Geschlechts, 6 Staatliche Schulen mit 176 Lehrkräften und 2076 Lernenden, sowie 22 Privatschulen mit 456 Lehrkräften und 9231 Lernenden. Das ergibt die stattliche Summe von 122 Lehranstalten mit 3541 Lehrern und 104401 Lernbegierigen. Bezeichnenderweise, fast möchte man sagen: leider! befinden sich unter dieser stattlichen Zahl von Schulen nur noch zwei rein humanistische Gymnasien.

Halten wir Rückschau auf die bisher geschilderte Entwicklung der Stadt, auf ihren Aufstieg in Handel und Industrie, im besonderen auf den zuletzt geschilderten großzügigen Ausbau des Bildungswesens, das weit über die deutschen Grenzen hinaus hohe Achtung genießt, so ist der ursächliche Zusammenhang mit jenen andern beiden Größen, mit Handel und Industrie, unweigerlich gegeben. Leicht läßt sich nachweisen, wie Rückgang, Verfall, schwere Nöte dieser auch einen gewissen Stillstand jener im Gefolge hatten. Gerade die unheilvollen Zeiten nach dem Weltkriege haben auch über unsre Universität schwere Sorgen gebracht, der wissenschaftliche Apparat konnte nicht ergänzt und erneuert werden, und zahlreiche Studenten konnten trotz großer Entbehrungen das Studium

wirtschaftlich nicht durchhalten. Die Bahn scheint jetzt wieder für alle Tüchtigen frei zu werden. Freilich werden die finanziellen Nachwehen dieses verhängnisvollsten aller Kriege noch auf Jahrzehnte hinaus fühlbar bleiben. Haben doch die Urenkel nachweislich noch bis zum Jahre 1913 an den Schulden und Anleihen, den Kontributionen und Pfändungen getragen, die die Napoleonischen Kriege gezeitigt hatten.

Blicken wir auf jene Anstalten, die der Kunst eine Stätte bereiteten, so sind auch sie fast alle im Ganzen und in erheblichen Teilen einer Blüte des Handels, der Industrie, des Gewerbefleißes und großzügigen Stiftungen zu danken.

So war das Konservatorium allererst einer Stiftung des Oberhofgerichtsrats Blümner zu danken gewesen. Die neuere Zeit hat diesem Institut ein vornehmes, der modernen Großstadt würdiges Heim geschenkt. 1887 wurde der von Hugo Licht geschaffene Bau geweiht. Er war zugleich ein Symbol für das erfreuliche Wachstum der musikalischen Hochschule, die in kurzer Frist ihre Schülerschaft verdoppelt hatte.

Wenige Jahre früher, 1884, wurde für die klassischen Gewandhauskonzerte in dem benachbarten „Neuen Konzerthaus", nach Plänen von Gropius und Schmieden erbaut, eine würdige Stätte bereitet. Jahrzehntelang hat Carl Reinecke die Tradition Mendelssohns hochgehalten, bis 1895 mit Arthur Nikisch ein neuer Geist einzog und damit ein genialer Meisterdirigent das Szepter ergriff und es bis zu seinem Tode im Jahre 1922 zum Ruhm der Stadt Leipzig und des ganzen Vaterlandes führte.

Die bildende Kunst hat gleichfalls dem Edelsinn Leipziger Bürger starke Förderung zu danken. Die alte seit 1764 in der Pleißenburg befindliche Kunstakademie war 1876 zu einer Kunstgewerbeschule umgewandelt worden. 1887—1890 wurde ihr in der Wächterstraße ein vornehmer Neubau errichtet, der zugleich die Baugewerkenschule mit aufnahm. Die Königliche Kunstakademie wurde gleichfalls hier untergebracht und gedeiht unter namhaften Künstlern.

Die Petersche Musikbibliothek in der Königstraße, eröffnet 1894, ist abermals das Geschenk eines Leipziger Bürgers, des Dr. Max Abraham. Verhältnismäßig spät ist das Museum der bildenden Künste am Augustusplatze eingerichtet worden. Am 1. September 1886 konnte das von Licht erweiterte Museum eröffnet, zu gleicher Zeit der Mendebrunnen vor dem Museum geweiht werden. Die Erweiterung des bescheideneren Baues von 1858 konnte unter Zuhilfenahme von Mitteln der Grassistiftung ausgeführt werden. Dominic Grassi, gestorben 1880, vermachte der Stadt 2300000 Mark „zur Verschönerung der Stadt". Zur Erbauung eines neuen Konzerthauses oder des Neuen Gewandhauses, wie es alter Tradition folgend wieder heißt, wurden

davon Mittel verwandt, ferner zum Baue des die Südfront des Königsplatzes abschließenden Grassimuseums, das die Sammlungen des Kunstgewerbes und der Völkerkunde aufnehmen sollte. Die letztgenannten harren des Einzuges in einen monumentalen Neubau am Alten Johannisfriedhof. So hat sich auch im 19. Jahrhundert edler Bürgersinn und Gemeinschaftssinn offenbart, der die in Leipzig fehlende Unterstützung aus der königlichen oder staatlichen Schatulle wirksam ersetzte. Aus eigner Kraft haben die Leipziger ihre Messestadt zu einer Musenstadt erhoben. So ist noch 1911 eines der schönsten deutschen Museen, das Stadtgeschichtliche Museum im Alten Rathause, aus bürgerlicher Sammel-, Forscher- und Aufbautätigkeit entstanden. 1867 wurde der Verein für die Geschichte Leipzigs begründet, der schließlich seine Sammlungen neben städtischen Stiftungen zum Grundstock des Museums machen konnte. In ähnlichem Sinne wirkten, wo die Initiative des einzelnen Bürgers nicht ausreichte, verwandte Gesellschaften: so der 1861 begründete „Verein von Freunden der Erdkunde" für das Museum für Völkerkunde, der 1837 begründete, bereits 1825 angeregte „Kunstverein" für das Museum der bildenden Künste, der hier noch heute sein Heim hat und vornehmlich das Wirken der schaffenden Künstler der Gegenwart fördert. Zur Förderung der alten Kirchenmusik entstand 1854 unter Carl Riedel ein Chorgesangverein unter dem Namen Riedelverein. Bei der berühmten Aufführung der Beethovenschen „Neunten" im Markgräflichen Opernhause zu Bayreuth anläßlich der Grundsteinlegung des Festspielhauses konnte er unter Wagners Szepter die musikalische Ehre Leipzigs vertreten. Auch das Werk des Deutschen Liedermeisters Carl Zöllner fand einen treuen Sachwalter in dem 1861 gegründeten „Zöllnerbunde". In dem Hause Nr. 34 auf dem Matthäikirchhofe, einem alten schlichten Barockbau, hat er von 1841 bis zu seinem seligen Ende 1860 gewohnt. Unvergessen soll Mendelssohns Wort bleiben, das er nach Kenntnis des Liederkreises „Des Müllers Lust und Leid" gesprochen haben soll: „Zöllner, diese Lieder haben Sie wahrhaftig dem Gesangsgott selbst abgestohlen." Wo Menschen in fröhlichem Chore singen, wird ewig erklingen: „Im Krug zum grünen Kranze", „Heda, Wein her!" und das aus dem Liederkreise am meisten bekannte: „Das Wandern ist des Müllers Lust", das wir als Kinder sangen, das auch unsre Enkel noch singen werden.

Dem Erbe des hochseligen Meisters Bach dient der 1874 von Herzogenberg begründete „Bachverein", dem von Anbeginn der Bachbiograph Spitta zugehörte. 1900 trat ihm die „Neue Bachgesellschaft", die der Initiative Hermann Kretzschmars zu danken ist, an die Seite. Unter Leitung des Thomaskantors Straube nahm der Bachverein einen kräftigen Aufschwung. Die großen Bachfeste legen immer wieder Zeugnis ab von der Würdigung Bachs in seiner zweiten Heimat Leipzig.

Auch die Studentenschaft hat sich frühe wieder dem Chorgesange gewidmet und schloß sich in den Universitätsgesangvereinen Sankt Pauli (1822) und im Akademischen Gesangverein Arion (1849) zusammen. Die Universität selbst betreibt im Collegium musicum neben dem theoretischen Studium praktische Musik.

Das Stadtgeschichtliche Museum bewahrt im sogenannten Stifterzimmer die Porträts namhafter Leipziger, die in dem angedeuteten Sinne für das Gemeinwohl opferten. Es ist ein Tempel der Dankbarkeit. So hinterließ der Kaufmann Carl Ferdinand Rhode der Stadt zu Zwecken der Wohltätigkeit ein Vermögen von 430000 Talern, dieses Vermächtnis trägt den Namen „Stiftung der Stadt Leipzig". Der Kramer August Adolph Focke schenkte der Stadt zur Unterstützung Hilfsbedürftiger 500000 Mark. Der Buchdrucker Karl Christian Philipp Tauchnitz, der Neffe von Bernhard Tauchnitz, der 1841 die weltbekannte Tauchnitz Edition eröffnet hatte, vermachte der Stadt die „Stiftung eines Menschenfreundes" in Höhe von 4000000 Mark. Leicht wäre es, diese Reihe zu verlängern. Und wenn Luther in gerechtem Zorne wider Leipzig und seinen Krämergeist wetterte, die sprichwörtlich gewordene Behauptung aufstellte: Lipsia lipsiscit! Leipzig leipzigert! so darf ein dankbares Gemeinwesen auf diese Wohltäter als die Ehrenretter auch einer jüngeren Zeit verweisen.

Während auf dem Gebiete der bildenden Künste, der Wissenschaften, ja selbst noch der Musik immer nur kleinere oder größere Gruppen der Bevölkerung unmittelbaren, aktiven oder passiven Anteil nahmen, so ist auf dem theatralischen gerade für das 19. Jahrhundert ein fast universaler Anhang festzustellen. Wie die Fürsten immer bestrebt waren, ihrer Residenz durch ein gut dotiertes, erstklassiges Theater eine besondere Anziehungskraft und Glanz nach außen zu verleihen, so hat auch das Leipziger Bürgertum seit den Tagen Küstners mit besonderer Liebe dem Theater gehuldigt. Und nicht nur ungetrübte Begeisterung, auch immerwiederkehrende Theaterskandale legen davon beredtes Zeugnis ab, Erscheinungen, die uns heute in dieser enthusiastischen Form fremd, unfaßlich geworden sind. Das alte Haus auf der ehemaligen Rannischen Bastei hat noch bis Ausgang der sechziger Jahre allein dem Schauspiel und der Oper gedient. Schon der treffliche Küstner, vornehmlich auf ein gutes Schauspiel bedacht, klagte, daß die Oper immer mehr das Repertoire beherrsche. Neben der Zunahme der Bevölkerung war diese Tatsache wohl mit ein Ansporn, einen neuen, dem Opernbetriebe besser gerecht werdenden Musentempel zu errichten. Der Bau wurde auch durch eine vorhandene Stiftung erleichtert, die den Grundstock zum Baufond bildete. 1864 trug man den lieblichen Schneckenberg ab, legte den Grund zum Neuen

Stadttheater, das nach den Plänen des Berliner Architekten Langhans — sein Vater hatte das Kgl. Preußische Opernhaus in Berlin erbaut — bis 1868 errichtet wurde. Bereits 1869 beriefen die Leipziger den ihnen wohlvertrauten Heinrich Laube, der eben erst eine achtzehnjährige ruhmvolle Laufbahn an der Wiener Burg vollendet hatte, zum Direktor und Pächter des stattlichen Hauses. Unglückselige Mißverständnisse, Gegnerschaft, vertreten durch den inzwischen in Leipzig seßhaft gewordenen Rudolf Gottschall, wohl auch Eigensinn Laubes selbst führten allzu rasch zum Bruche. Den Höhepunkt erreichte der Ruhm des Hauses unter dem Szepter Dr. August Försters und Angelo Neumanns, unter deren Ägide Leipzigs größter Sohn, Richard Wagner, einen großen Triumph in seiner Vaterstadt erlebte. 1878 führte Neumann das gewaltige Nibelungenwerk, das anfänglich allein Bayreuth vorbehalten schien, im Neuen Theater auf, vollbrachte eine für alle andern Theater vorbildliche Leistung. Manches Mißverständnis und Ärgernis vergangener Jahre löste sich in Wohlgefallen. Und nur im versöhnlichen Humor konnte jetzt das Sprüchlein gedeutet werden, das der in seiner Vaterstadt oft verleugnete Richard Wagner sich einmal selber dichtete:

„Im wunderschönen Monat Mai
kroch Richard Wagner aus dem Ei.
Es wünschen alle, die ihn lieben,
er wäre lieber drinn geblieben."

Versetzen wir uns zum guten Ende hinein in den Musentempel, der seit 1868 auf dem alten Schneckenberge zum ersten Male seine Pforten öffnete, und lassen Wagners „Meistersinger" an unserm Auge und Ohre vorüberrauschen, treten hinaus auf den hohen Altan, von dem der Blick über den lichtüberfluteten Augustusplatz schweift, auch uns wird innigstes Erlebnis, was den Nürnberger Meister Hans Sachs am Johannismorgen bewegt:

„Wie friedsam treuer Sitten,
getrost in Tat und Werk,
liegt nicht in Deutschlands Mitten
mein liebes Nürenberg!"

Wir träumen hinüber nach dem schönen Bau unsres Museums, das den göttlichen Beethoven, den Genius deutscher Musik, das Meisterwerk des nun auch heimgegangenen Max Klinger birgt.

Aus dem Halbdunkel der Erinnerung vergangner Jahrhunderte, aus dem Morgengrauen ferner Jahrtausende kehren wir ins helle Licht unsres Alltags zurück, ins rauschende Leben, das uns lärmend mit dem Rhythmus einer neuen Zeit umgibt. Mit dem klaren Bewußtsein der Verantwortung

für das von den Vätern Ererbte eilen wir zur Arbeit. Und neben uns hasten Tausende und Abertausende ihrer Arbeitsstätte in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft zu. Welch anderes Bild bietet sich uns nach dem Blick auf das biedermeierliche, wohl gar mittelalterliche Leipzig dar! Autos rasen durch die noch immer engen Straßen der Altstadt. Flugzeuge ziehen wie silberne Schwäne über das Weichbild der Stadt, und von himmelragenden Sendern wirkt der geistige Pulsschlag dieser Kulturstätte unsichtbar und geheimnisvoll in alle Welt. Wunderliche Wirklichkeit wird hier das Wort:

„Zum Raum ward hier die Zeit."

Und alles Lärmen und Hasten, alle Freuden und alle Leidenschaften, alles Glück und alles Leid, aller Segen und aller Fluch großstädtischen Lebens formt sich zu einer gewaltigen Symphonie schöpferischer Arbeit, zum hohen Liede vom Werden und Vergehen der Geschlechter, von dem Wehen einer kommenden Zeit.

Nur im lebendigen Leben selbst vermag der Historiker den Maßstab alles Geschehens, aller Geschichte zu finden. So zählt er vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel. Im Leben dieser drei Geschlechter ersieht er ein Jahrhundert. Vom Beginn erster deutscher Siedlung im bescheidenen Parthe-Pleißen-Winkel zählen wir 10 mal 100, zählen wir 1000 Jahre. In zehnmal hundert Jahren sehen wir dreißig Generationen aufmarschieren, die Arbeit eines Jahrtausends vor den Augen der Nachwelt, unserer Mitwelt entstehen.

Wenn die geschichtliche Erzählung auf den vorangehenden Blättern der Mit- und Nachwelt davon berichtet, wie von Vorzeiten an auf der Leipziger Heimatscholle die Generationen einander ablösten, wie sie in unaufhörlichem Wechsel von Arbeit und Muße, von Hoffnung und Enttäuschung eine Heim- und Kulturstätte schufen, so soll der Leser dabei immer der Worte des Altmeisters von Weimar eingedenk bleiben, mit denen er den Sinn und Segen der Heimatgeschichte preist:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich
geschlossen sieht!"

Literatur:

K. Beier und A. Dobritzsch, Tausend Jahre deutscher Vergangenheit in Quellen heimatlicher Geschichte, insbesondere Leipzigs und des Leipziger Kreises. Leipzig, zwei Bände, 1911.

Konrad Sturmhoefel, Illustrierte Geschichte der sächsischen Lande und ihrer Herrscher. Leipzig, vier Bände, o. J.

Ernst Hasse, Die Stadt Leipzig und ihre Umgebung geographisch und statistisch beschrieben. Leipzig 1878.

Derselbe, Geschichte der Leipziger Messen. Leipzig 1885.

Ernst Kroker, Handelsgeschichte von Leipzig. Leipzig 1925.

Gust. Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig. 2. Auflage. Leipzig 1913.

Leipzig und seine Bauten. Herausgegeben von der Vereinigung Leipziger Architekten und Ingenieure. Leipzig 1892.

Die Stadt Leipzig in hygienischer Beziehung. Festschrift 1891.

Julius Heiland, Leipzig als Großstadt. Seine gemeindepolitische und wirtschaftliche Entwicklung in den letzten drei Jahrzehnten. Mit einem Nachtrag: Die Leipziger Revolutionswoche. Leipzig 1921.

Statistische Monatsberichte der Stadt Leipzig und statistische Jahrbücher der Stadt Leipzig. Herausgegeben vom Statistischen Amt.

Stiftungsbuch der Stadt Leipzig. Verfaßt von H. Geffken und H. Tykotschinski. Leipzig 1905.

Paul Weigel, Der Leipziger Verkehr im Jahre 1925. Nr. 1 der Schriftenreihe des Ratsverkehrsamtes Leipzig, herausgegeben von Leiske, Leipzig 1926.

Otto Georgi, Reden und Ansprachen 1874 bis 1899. Leipzig 1899.

Andreas Paulsen, Der Aufbau der Wirtschaft Leipzigs in Deutschlands Jubiläumsfirmen, Handelskammerbezirk Leipzig 1925/26 (mit neuesten Zahlen).

Walter Lange, Lipsia triumphans, das ist das jubilierende Leipzig (mit neuesten Zahlen). Ebenda.

Emil Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik. Leipzig 1864.

Friedrich Schulze, Ein Hundert Jahre Leipziger Stadt-Theater. Leipzig 1917.

Friedrich Schmidt, Das Musikleben der bürgerlichen Gesellschaft. Leipzig im Vormärz (1815—1848). Langensalza 1912.

Walter Lange, Richard Wagner und seine Vaterstadt Leipzig. Leipzig 1921.

Derselbe, Heinrich Laubes Aufstieg. Leipzig 1923.

Derselbe, Mein Nachtbuch. Erste Vigilie. Leipzig 1926.

Max Eschner, Leipzigs Denkmäler. Leipzig 1910.

Adolf Lippold, Humoristische Chronika aus Leipzigs jüngster Vergangenheit. 1. und 2. Serie, 10 Hefte. Leipzig 1893/95.

Walter Lange, Das tausendjährige Leipzig. Ein Großfilm vom Werden und Wesen einer deutschen Großstadt. (In zum Teil seltenen oder einmaligen Aufnahmen, Szenen, Trickzeichnungen usw. wird die Entwicklung Leipzigs von dem Beginne deutscher Siedlung unter König Heinrich I. (928) bis zur Gegenwart lebendig vor Augen geführt.)

Derselbe, Die Leipziger Messe, ihre Entwicklung und Bedeutung für die Weltwirtschaft. Ein Großfilm. (1. Die alte Warenmesse. 2. Die moderne Mustermesse, das Barometer der Weltwirtschaft. 3. Ein Gang durch das Warenhaus der Welt. 4. Die technische Messe, eine Weltschau der Industrie.)

Alphabetisches Register.

Für die mit * bezeichneten Stellen befinden sich im Text bzw. im Bilderanhang Illustrationen.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig



Fig. 2



Fig. 4

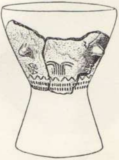


Fig. 5



Fig. 3



Fig. 7



Fig. 1



Fig. 6

Fig. 1: Eolith. — Fig. 2: Altsteinzeitliche Flintgeräte (Markkleeberg). — Fig. 3: Feuersteinbeil (Elster-Luppe-Aue). — Fig. 4: Feuerstein-Pfeilspitze (Elster-Luppe-Aue). — Fig. 5: Tönerne Trommel (Eutritzsch). — Fig. 6: Kugelamphore (Börtewitz). — Fig. 7: Weibliches Idol (Schkeuditz). Fig. 1 u. 4 = $^1/_1$; Fig. 2—3 = $^1/_2$; Fig. 5—6 = $^1/_4$ n. Gr. (Originale im V. M.)



Fig. 8



Fig. 9

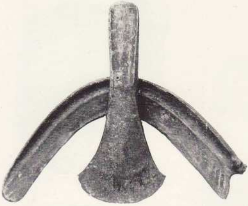


Fig. 10



Fig. 11



Fig. 12



Fig. 13

Fig. 8: Schnurkeramische Amphore (Cröbern). — Fig. 9: Glockenbecher (Cröbern). — Fig. 10: Randaxt und Knopfsichel aus Bronze (Carsdorf und Oberthau). — Fig. 11: Buckelurne (Mockau). — Fig. 12: Aunjetitzer Tasse (Pegau). — Fig. 13: Kannelierter Krug (Connewitz).

Fig. 10 = $^1/_2$; Fig. 8, 9, 11 = $^1/_4$; Fig. 12—13 = $^1/_3$ n. Gr.

(Original zu 8, 9, 12 in der Staatl. Vorgeschichtl. Sammlung in Dresden; zu 13 im St. M.; zu 10 und 11 im V. M.)



Fig. 14



Fig. 15



Fig. 16

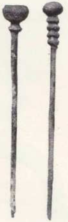


Fig. 17

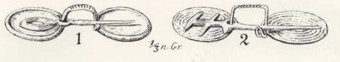


Fig. 18

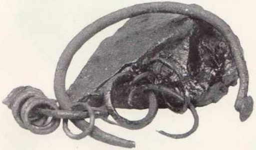


Fig. 19



Fig. 21



Fig. 20

Fig. 14: Bronzene Lanzenspitze (Burg Liebenau). — Fig. 15: Bronzene Lappenaxt (Störmthal). — Fig. 16: Bronzene Tüllenaxt (Eilenburg). — Fig. 17: Bronzene Nadeln (Probstdeuben). — Fig. 18: Bronzener Gewandschluß (Markranstädt und Leipzig, Südfriedhof). — Fig. 19: Eisenfund von Wahren. — Fig. 20: Bronzene Wendelringe (Dürrenberg). — Fig. 21: Bronzene Gürtelschließe (Cröbern). Fig. 14—17, 21 = 2/3; Fig. 18 = 1/3; Fig. 19 = 1/4 n. Gr. (Originale im V. M.)



Fig. 22



Fig. 24

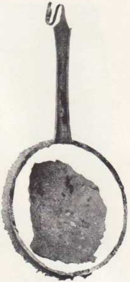


Fig. 29



a

b

c

Fig. 25



Fig. 23

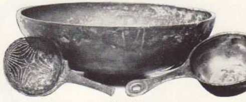


Fig. 26

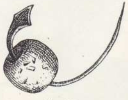


Fig. 28

Fig. 22: Bronzener Gürtelhaken in Menschengestalt (Connewitz). — Fig. 23: Drehscheibengefäß der La-Tène-Zeit (Cröbern). — Fig. 24: Bronzehirsch mit Apfel (Hänichen). — Fig. 25: Eiserne Früh-, Mittel- und Spät-La-Tène-Fibel (Zehmen, Cröbern, Gautzsch). — Fig. 26: Römisches Bronzegerät (Schladitz-Zwochau). — Fig. 28: Segelohrring mit blauer Glasperle (Cröbern). — Fig. 29: Römische Bronzepfanne (Gautzsch).

Fig. 24 u. 28 = $^{1}/_{1}$; Fig. 12 u. 25 = $^{2}/_{3}$; Fig. 23 = $^{1}/_{4}$; Fig. 29 = $^{1}/_{5}$; Fig. 26 = $^{1}/_{8}$ n. Gr.
(Original zu 22 in der Staatl. Vorgeschichtl. Sammlung Berlin; zu den übrigen im V. M.)



Fig. 33



Fig. 31



Fig. 36

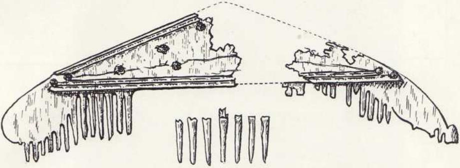


Fig. 30



Fig. 32



Fig. 34



Fig. 27



Fig. 35

Fig. 27: Germanische Mäanderurne (Hänichen). — Fig. 30: Knöcherner Kamm (Eulau). —
Fig. 31: Goldbrakteat (Eulau). — Fig. 32: Tongefäß der Völkerwanderungszeit (Eulau). —
Fig. 33: Bronzener Schläfenring (Straßberg i. V.). — Fig. 34: Slawischer Mühlstein (Schkeuditz). —
Fig. 35: Slawische Eisensichel (Carsdorf). — Fig. 36: Wendenpfennig (Podelwitz).
Fig. 30, 31, 33 = $^1/_1$; Fig. 36 = $^2/_1$; Fig. 32 = $^1/_2$; Fig. 27 = $^1/_4$ n. Gr.
(Original zu 30 im St. M.; zu 31 verschollen, Nachbildung im V. M.; ebendort die übrigen.)

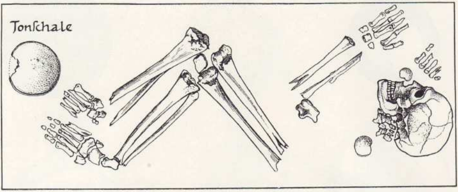
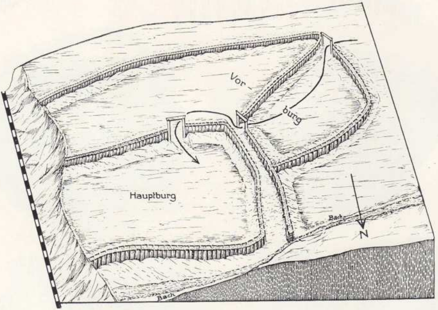
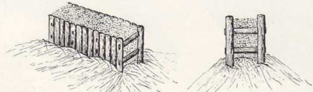


Fig. 37: Frühbronzezeitliches Hockergrab (Wahren bei Leipzig). H. M.

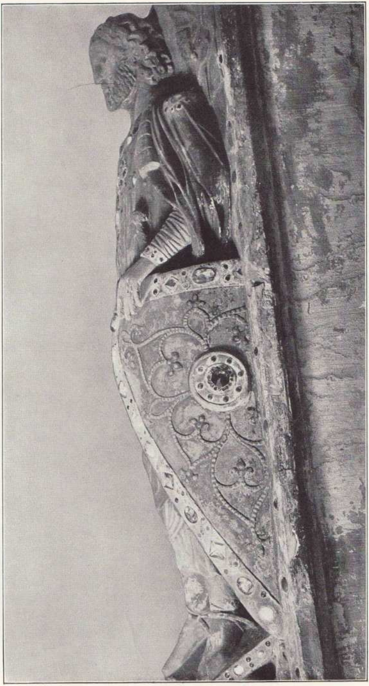
Ehemaliger Mauernzug auf dem Wall des Schaddel.





Konstruktion der Mauer (Erdschüttung zwischen Holzwänden).

Fig. 38. (Modell im V. M.)



Grabmal Wiprechts von Groitzsch in der Laurentiuskirche zu Pegau (um 1230).

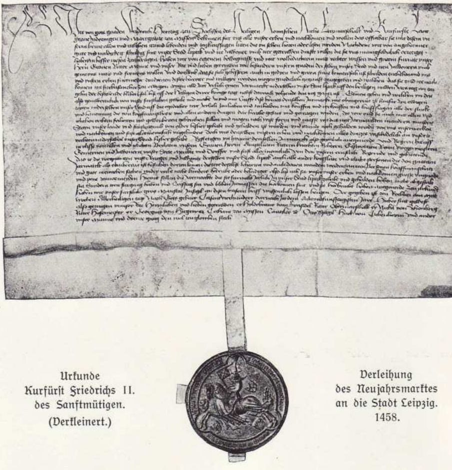


Kern der Großstadt Leipzig innerhalb der einstigen Umwallung.
(Aufgenommen von der Luftbild-Zentrale der Junkers-Flugzeugwerke A.-G. Dessau.)



Urkunde vom 23. April 1287: Schultheiß und Rat der Stadt Leipzig bekunden, daß das Nonnenkloster Land zum Bau einer Mühle und eines Mühlgrabens käuflich erworben hat, mit der Pflicht, zwei Brücken über die Pleiße zu bauen, damit die Bürger hinüberfahren und ihr Vieh zur Weide treiben können. Links: Siegel des Nonnenklosters, rechts das der Stadt Leipzig.

(Urkunde im Ratsarchiv der Stadt Leipzig.)


Wir von gots gnaden Friderich Hertzog zu Sachssen des heiligen Romischen Reichs Ertzmarschalk vnd Kurfurste Lant...

Urkunde
Kurfürst Friedrichs II.
des Sanftmütigen.
(Verkleinert.)

Verleihung
des Neujahrsmarktes
an die Stadt Leipzig.
1458.





Denkmünze auf Hieronymus Lotter.
Rückseite.

Denkmünze auf Hieronymus Lotter
vom Jahre 1544.

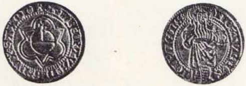
Allegorie der Geduld (Patientia) mit Sinnbildern der Vergänglichkeit: Totenkopf, Sanduhr, brennendes Licht. An dem Stadttor im Hintergrund Lotters Wappen. Umschrift: Siehe, Mensch, bedenke das Ende!



Brakteat des Markgrafen Otto.
Leipziger Gepräge.



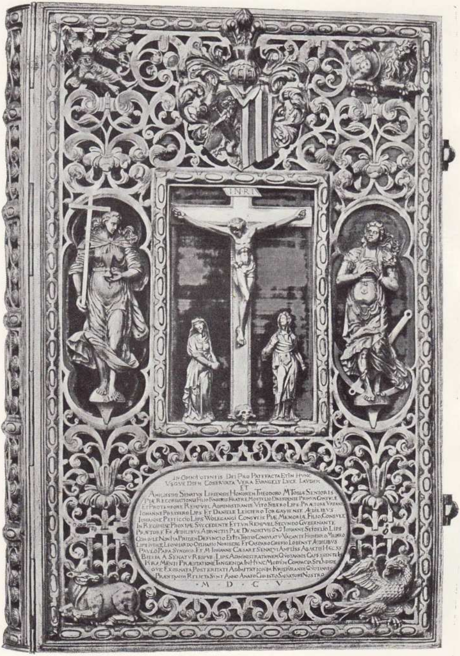
Brakteat des Markgrafen Dietrich.
Leipziger Gepräge.



Leipziger Goldgulden Herzog Albrechts.



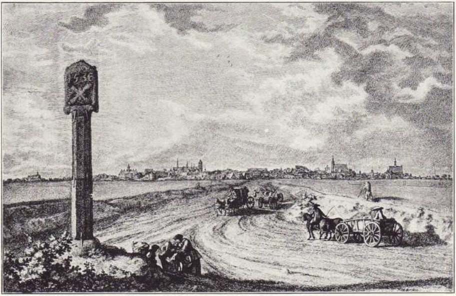
Denkmünze mit dem Bildnis und dem Wappen Kaiser Karls V.
Von Hans Reinhart d. Ält.



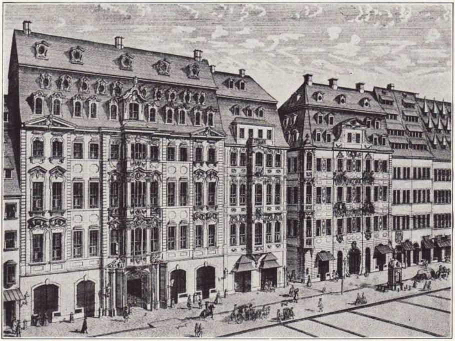
Eidbibel des Leipziger Rats. (St. M.)
Silbervergoldeter Einband von Elias Geyer 1605.



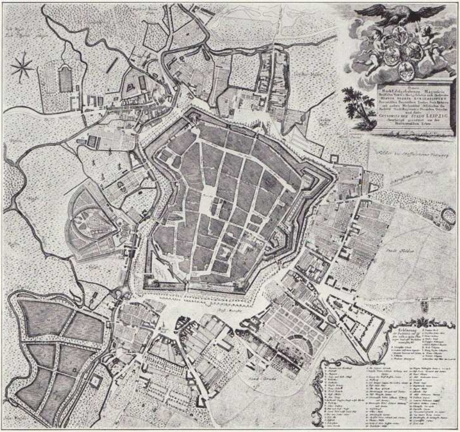
Beschießung der Pleißenburg durch die Schweden. 1642.
Zeitgenössischer Stich aus dem Theatrum Europaeum (1643).



Leipzig vor dem Halleschen Thore. Radierung von Christian Heckel 1704.



Barockhäuser Katharinenstraße 12—16. Erbaut von Christian Döring.
Nach zeitgenössischem Stich von J. G. Schreiber. (Dieses interessante Altleipziger Straßenbild ist noch verhältnismäßig gut erhalten, nur die Nr. 12 weist entstellende Veränderungen auf.)



Stadtplan von 1749.

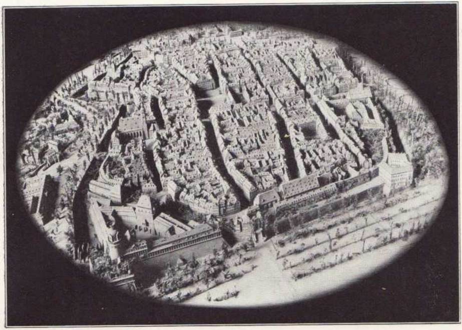
Der Plan wurde von dem Nürnberger Landkartenverlag Homannsche Erben mit einer ausführlichen Widmung an die Vertreter des Stadtregiments herausgebracht. Zum Unterschied von den meisten älteren Plänen ist er von wirklicher kartographischer Genauigkeit. Dr. Hans Rudolphi sagt in seiner gründlichen Untersuchung „Die Entwicklung des Stadtplans von Leipzig" (1921): „Nach den Plänen Nienborgs (1660—1729) ist es der erste genaue Riß der Stadt, der sich durch Richtigkeit der Zeichnung, Maßstabseinheit und feinen Stich auszeichnet. Er kann nur auf Grund amtlicher Originalaufnahmen entstanden sein."
Der Maßstab des Planes ist 1 : 4200.



Blick auf die innere Stadt von 1712. Stich von Johann Georg Schreiber.



Die alte Börse am Naschmarkt.
Stich von Gabriel Bodenehr, Anfang des 18. Jahrhunderts. Links das alte Rathaus, rechts der Burgkeller sichtbar.



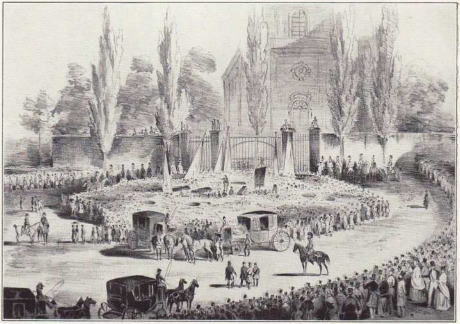
Blick auf das Stadtmodell im Großen Saale des Alten Rathauses. (Stadtgeschichtliches Museum). (Von J. C. Merzdorf u. a. 1816—1822 angefertigt. Nach Photo von Paul Fisch, Leipzig. Seite 231.)



Messetreiben in der Biedermeierzeit auf dem Marktplatze zu Leipzig. (Nach zeitgenössischer Lithographie im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig. O. 16ᵃ.)



Ansicht des Schlosses Pleißenburg, des Observatoriums mit der neuen Kaserne und dem Peterstore zu Leipzig. (Nach koloriertem Stiche von C. Täubert, nach der Natur gezeichnet und gestochen etwa 1840. Stadtgeschichtliches Museum. H. 7. Seite 235.)

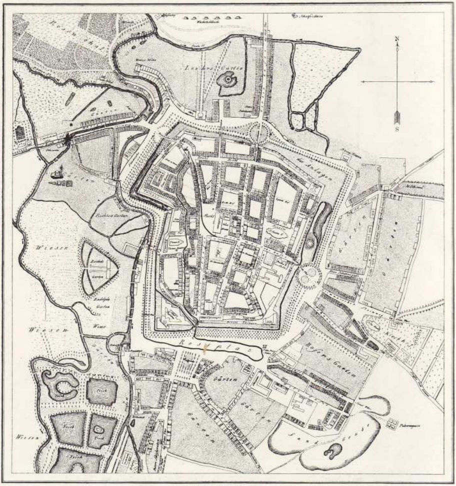


Feierliche Ehrenbestattung der in der Nacht vom 12. zum 13. August Gefallenen. (Am 15. August 1845.) In der Mitte als Trauerredner Robert Blum. (Nach zeitgenössischer Lithographie, gezeichnet von Bachmann-Hohmann, lithographiert von Hütterla, im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig. O. 15 b. Seite 255.)



Blick auf das 1722/23 nach Plänen des Zwingererbauers Daniel Pöppelmann erbaute Peterstor kurz vor dem Abbruche 1860. (Nach Aquarell von Carl Werner, 1859, im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig. H. 7. Seite 235.)

PLAN VON LEIPZIG
mit seinen Vorstädten

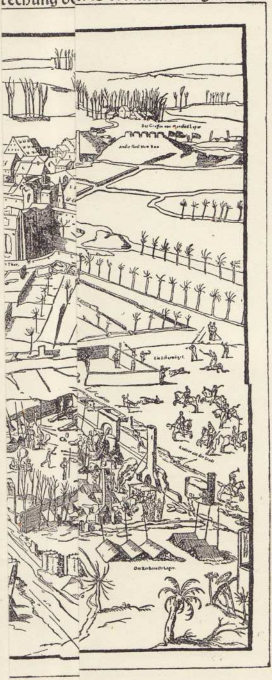


Leipzig im Industrie Comptoir

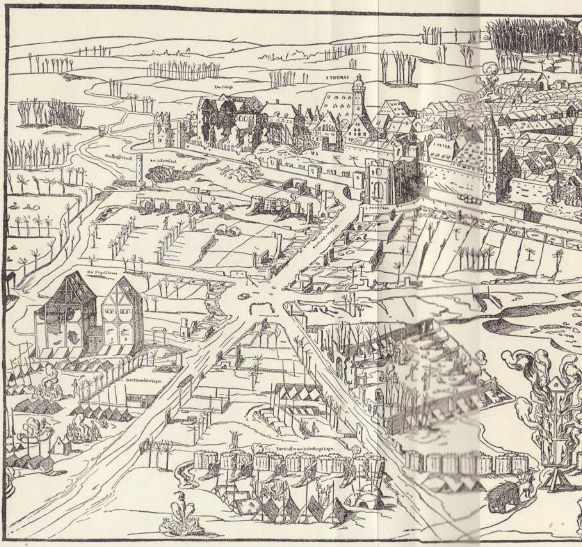
Die rothe Bahn von dem Hause No. 2 aus zeigt die Flucht Napoleons durch die Stadt am 19. October 1813 an.

Stadtplan von Leipzig 1814. Im 18. und 19. Jahrhundert bis einschließlich 1839 waren die Häuser der Stadt und Vorstädte, beginnend am Markte, durchnumeriert. Seit 1840 erfolgte straßenweise Numerierung. — Die bei Markt Nr. 2 (Königshaus) beginnende Linie bedeutet die Fluchtlinie Napoleons am 19. Oktober 1813 vormittags.
Vgl. S. 230ff.

rechung de ti 1547. im monat Januario.

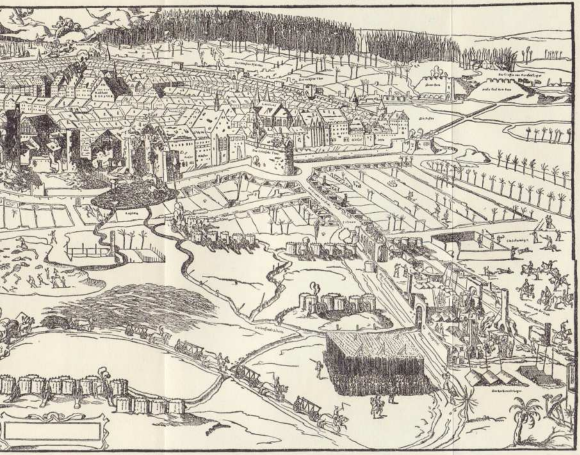


Warhafftige abconterfeyung der Stadt Leipzig, wie die nach abbrechung der Vorstede von Hertzog



Belagerung Leipzigs im Schmalk

Hans Friedrich zu Sachssen belegert vnd beschossen ist worden, Nach der geburt Christi 1547. im monat Januario.



...aldischen Krieg 1547. Gleichzeitiger Holzschnitt. (St. M.)